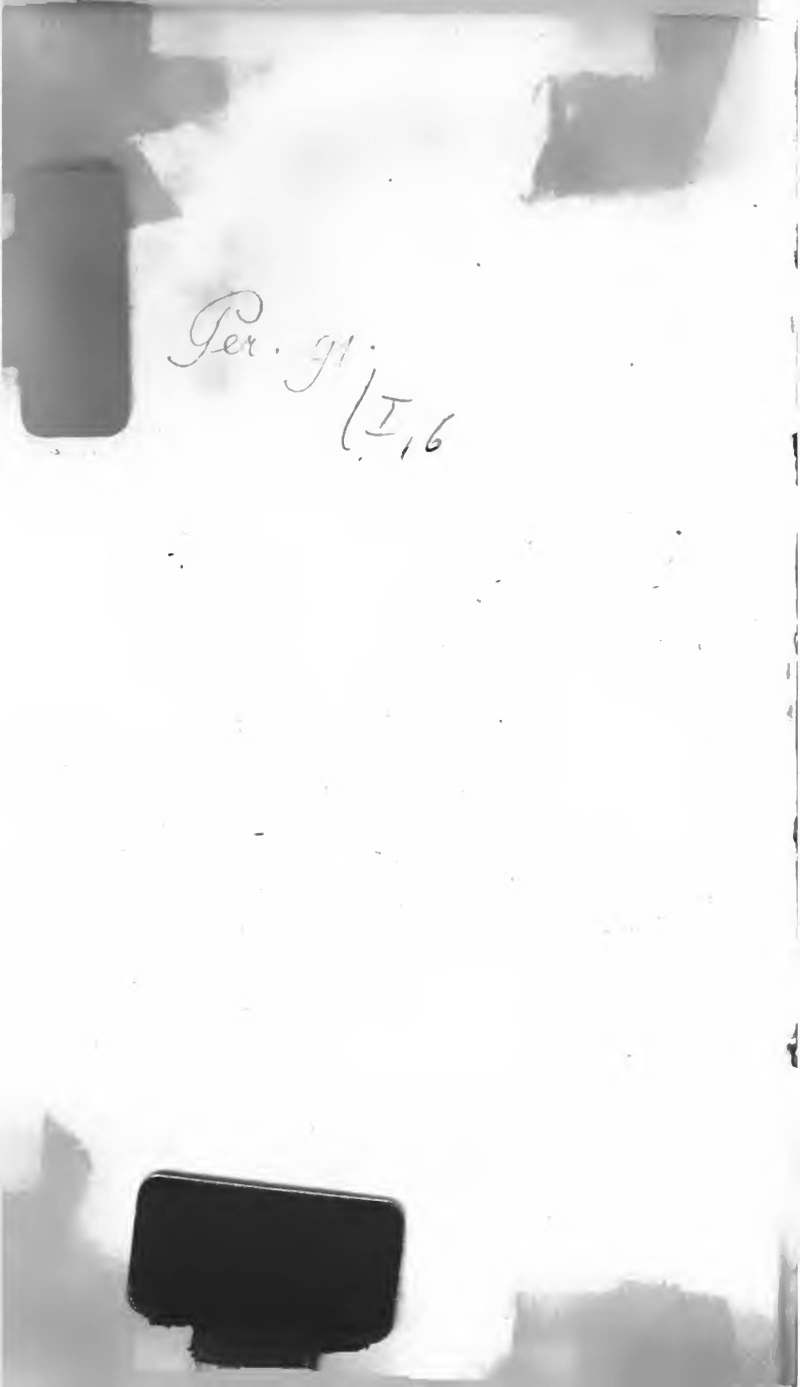
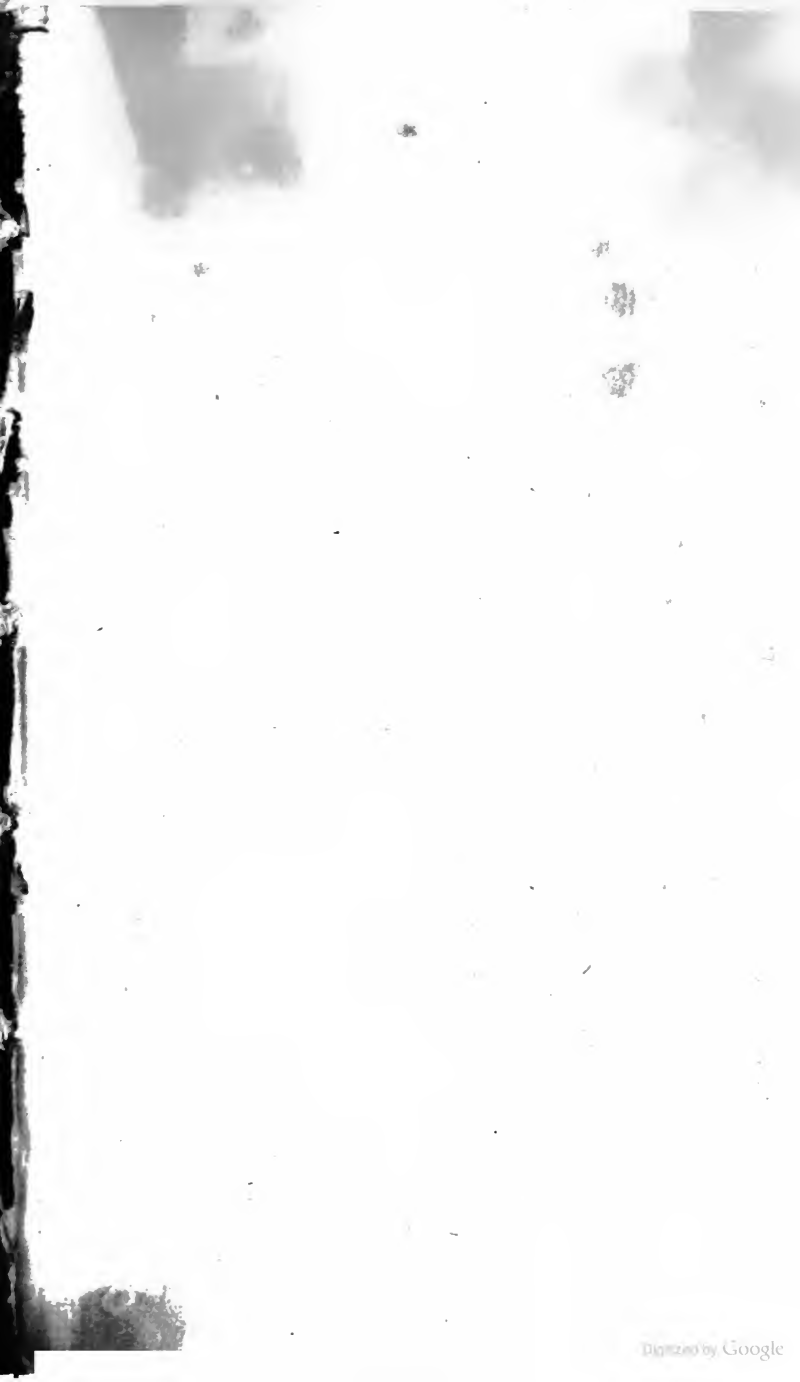






Litteratur

und

Völkerkunde,

Ein periodisches Werk.



Sechster Band.

Dessau, 1785.

Auf Kosten der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler, und zu finden zu Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Litteratur und Völkerkunde.



Januar 1785.

I.

Ueber die Staatskunst.

Der grosse Gegenstand der wahren Politik ist, die menschliche Gesellschaft so glücklich zu machen, als es ihre Lage und Umstände nur immer erlauben. Die Neuern, indem sie die Eigenschaft der Politik erhöht, haben dafür dies eigentliche Wesen derselben herabgewürdigt, da sie dieses Wort gebrauchen, um Staatsintriguen, Cabinetsgeheimnisse, oder die Fähigkeit, Hofangelegenheiten zu besorgen, damit zu bezeichnen. Indessen ist die ursprüngliche Bedeutung dieses Ausdrucks: die Kunst, alle Dinge zu dem allgemeinen Besten der Staatsbürger anzuordnen. Daher ist der höchste Grad der Politik, die natürlichen Vortheile der Societät sowohl anzuwenden, daß alle Glieder derselben ohne Unterschied so glücklich als möglich werden, und zwar diese Glückseligkeit so wohl zu gründen, daß weder die veränderlichen Gesinnungen der Menschen, noch die unvermeidlichen Verheerungen der Zeit sie zerstören können. Ob wir gleich wissen, daß Vollkommenheit in dieser Welt nicht zu erlangen ist, so müssen wir dennoch darnach streben; denn wenn wir sie aus dem

Gesichte verlieren, so werden wir in unsern Bemühungen nicht weit kommen, und aus dieser Ursache hat uns auch vielleicht die Vorsehung die Begriffe davon eingepflanzt. —

Wenn man ein Land annimmt, das in Ansehung der Sonne und des Bodens vortheilhaft gelegen ist, wo die Producte so häufig als von Werth sind, das mit Einwohnern reichlich versehen ist, und alle Dinge Ueberfluß zu versprechen scheinen, so sollte man glauben, daß nur geringe Fähigkeiten erforderlich wären, es glücklich zu machen, und daselbst das goldene Zeitalter hervorzubringen; eine Epoche, wo die Unschuld wieder auf die Erde zurückkommen würde, und das menschliche Geschlecht mit wenig Arbeit, in einer grossen Ruhe, und fast ohne Gesetze glücklich seyn könnte. Allein die Erfahrung zeigt ganz das Gegentheil. Die schönsten Länder sind oft Wüsten; die reichen Gaben der Natur sind nicht selten vernachlässigt, und diejenigen Völker, die mit geringer Mühe die Herren, oder wenigstens der Gegenstand des Neides ihrer Nachbarn seyn könnten, werden durch ihre eigne Schuld deren Unterthanen, weil jene weiser und folglich glücklicher sind. In den fruchtbarsten Ländern ist die Klugheit gewissermaassen nöthiger, als da, wo die Naturgeschenke fehlen, weil in diesen letztern die Noth ihre Stelle ersetzt. Es ist mit ganzen Nationen so wie mit Privatpersonen. Diejenigen, die ihren Lauf mit allem wohl versehen und mit den schönsten Aussichten anfangen, haben nicht immer den besten Erfolg, ob sie gleich mehrentheils selbst daran Schuld sind. Man kann den Ueberfluß sehr leicht mißbrauchen, und es ist eine alte, aber sehr wahre Maxime, daß die besten Dinge, wenn sie verdorben sind, die schlechtesten werden. Daher sieht man, daß, wenn die Bewohner eines von der Natur wohl begabten Landes einmal ausarten, sie selten, oder gar nicht, sich aus ihrem gesunkenen Zustande wieder herausarbeiten können;

viel:

vielmehr bleiben sie grosse Denkmähler von selbst bewirktem Elend, die die Vorsehung zur Lehre fürs menschliche Geschlecht aufgestellt hat.

In Ländern hingegen, wo die gemeinen Bedürfnisse des Lebens sehr schwer zu erlangen sind, wo der Boden undankbar und das Clima kaum erträglich ist, sollte man denken, daß nach der menschlichen Klugheit wohl das beste Mittel wäre, einen solchen Erdstrich zu verlassen. Wir sehn indessen, daß dieses nicht geschieht. Dergleichen Länder, weit entfernt, unbewohnt zu seyn, wimmeln im Gegentheil von Menschen, die vermittelst einer gehörigen Anstrengung von Kopf und Händen die Hindernisse aus dem Wege räumen, sich ganz unerwartete Bequemlichkeiten verschaffen; dasjenige verbessern, was allen Verbesserungen Trotz zu bieten schien, neue Erfindungen machen und fremde benutzen; bis sie endlich ihren Zustand dergestalt umschaffen, daß wir die Geschichte zu Hülfe nehmen müssen, um uns die Möglichkeit dieser Verwandlung zu erklären. Unter solchen Nationen werden die Grundsätze derjenigen Vorsicht, die ihre Richtschnur gewesen ist, ganz zur Gewohnheit, und dienen daher, das aufgeführte schöne Gebäude zu erhalten. Auf diese Art ist es erklärbar, daß Regierungen, die aus dem Mangel emporsteigen, und ihre ursprüngliche Consistenz von den zufälligen Bedürfnissen ihrer Unterthanen bekommen, nur langsame Fortschritte machen, dabey aber alle Hindernisse bekämpfen, zusammen halten, und nach und nach eine so dauerhafte Masse bilden, daß sie sich besser gegen Zeit und Schicksale vertheidigen können, als grosse Reiche, die aus schönen Ländern bestehn. Reizende Thäler bringen schattigte Bäume hervor, aber unwirthbare Berge erzeugen die Tanne, die Eiche und die Ceder.

Wir sehen also, daß die Politik, die eigentlich der von der Regierung wohl angewandte Menschenverstand genannt werden kann, allenthalben erforderlich ist, weil man die Bemühungen einer Nation aufmuntern, erleichtern und leiten muß. Um dieses aber gehörig zu verstehn, ist das beste Mittel, Facta zu untersuchen, die weit besser wie irgend eine andere Methode unterrichten, und vorzüglich hier in Betrachtung kommen, weil wir dadurch lernen, was andre wirklich gethan haben, und auch daher von uns vollführt werden kann. Die Erfahrung ist der schönste Führer, sie hat ihre Zeugen beständig in ihrem Gefolge, die wir nicht verwerfen können.

Die berühmteste unter den ältesten Nationen der Vorwelt war wohl die egyptische. Sie zeichnete sich durch Weisheit, Macht und Sitten aus, und was ihren Ruhm mehr als alles gründet, so waren die Egyptier die Lehrmeister der griechischen Philosophen, die hier den Saamen zu ihren unsterblichen Werken holten. Egypten hatte von der Natur grosse Vortheile erhalten, allein ihre ältesten Einwohner würden dennoch sehr elend gewesen seyn, wenn sie nicht noch mehr Vortheile von der Kunst gezogen hätten. Der Nil war der einzige Fluß des Landes, und seine jährliche Ueberschwemmungen, anstatt ein Segen zu seyn, wären ein Fluch gewesen, wenn die Beherrscher dieses Reichs weniger Aufmerksamkeit und Klugheit, oder das Volk weniger Gehorsam gezeigt hätte. Alle Städte und Flecken waren hier auf Anhöhen gebauet, die durch Menschenhände geformt, und mit weiser Vorsicht angelegt waren. Das Wasser wurde ihnen durch Canäle zugeführt, die auch dazu dieneten, zu gewissen Jahreszeiten und bis zu einem bestimmten Grad das flache Land zu bewässern. Viele schöne Städte wurden in wohl überdachten Entfernungen erbaut, starke Festungen bedeckten ihre Gränzen

und

und Häven wurden eröfnet, sowohl am mittelländischen als am rothen Meer. Nichts war so ausgebreitet als ihr Handel, ihr Ruhm allein ausgenommen. Ihre Gesetze waren zwar sehr strenge, doch wohl ausgesonnen, und ihre Könige beobachteten sie so gut, als wie die geringsten ihrer Unterthanen. Wenn ein Bürger beleidigt wurde, so standen alle seine Mitbürger zu seiner Vertheidigung auf, und ein Missethäter hatte die ganze Nation wider sich. Einem jeden war sein Gewerbe und seine Wohnung bestimmt, so daß niemand wuste, wie er müßig seyn konnte. Sie hatten Gesetze, dem Borgen Einhalt zu thun, aber andre Gesetze sorgten auch dafür, daß Ueberfluß da seyn muste. Sie hatten Kriegsheere, und diese nicht übel disciplinirt, aber sie brauchten solche grössentheils zur Vertheidigung. Die Egyptier waren den fremden Völkern nur durch ihre Colonien bekannt. Sie schickten sie in andre Weltgegenden, um die Wissenschaften und die Moral zu verbreiten, nicht um zu verheeren. Dieses grosse Reich erhielt sich 1600 Jahre. Endlich fiel es. Der Luxus, der Ehrgeiz und die Factionen waren die Ursachen dieses Falls, von dem es sich nie wieder erholt hat.

Obgleich die Nation in Sklaverey gerathen war, und ihre geringe noch übrige Stärke in fruchtlosen Bemühungen erschöpfte, ihre Freyheit wieder zu erlangen, da sie ihre Tugenden verlohren hatte, so blieben doch alle, sowohl natürliche als erworbene Vortheile des Landes zum Nutzen der Sieger, so daß Egypten das vornehmste Kleinod im persischen Diadem wurde. Es war die Lieblingsprovinz Alexanders, zu der Zeit, da seine Schmeichler ihn den Herrn der Welt nannten. Ptolomäus Philadelphus, der berühmteste der griechischen Monarchen, die dieses Land beherrscht haben, hielt eine Armee von 300,000 Mann zu Fuß und 20,000 zu Pferde, ausser der grösten Seemacht, die man damals noch gesehn hatte

Er

Er bauete neue Städte, legte neue Hafen an, lebte mit einer erstaunlichen Pracht, und hinterließ dennoch nach seinem Tode unsägliche Schätze. Seine Nachfolger wurden erst durch Luxus, und hernach durch die Römer überwunden. Egypten wurde sodann die Stütze dieses Reichs, auch war sie in der Folge die beste Provinz der griechischen Kayser, bis deren schlechte Regierung es in die Hände der Saracenen brachte. Es war während zwey Dynastien den Mamelucken unterworfen, endlich aber eroberten es die Türken. Ohngeachtet einer langen Reihe barbarischer Beherrscher hat es doch noch die Spuren seiner alten Grösse beybehalten, und ist selbst in seinen Ruinen majestätisch. Diese Trümmer sind unläugbare Beweise von der Wahrheit der alten Geschichte, und lassen uns keinen Zweifel über die Weisheit der alten egyptischen Könige, der erstaunenswürdigen Gelehrigkeit, und der noch erstaunlichern Industrie ihrer Unterthanen.

China ist großentheils jetzo, was ehemals Egypten war, und da hiezu einige Aehnlichkeit in den Sitten dieser beyden Völker kommt, so ist man so sinnreich gewesen, die Chineser von den Egyptiern herzuleiten; eine lächerliche Hypothese, die der vortrefliche Pavo hinreichend widerlegt hat. Die Chineser werden von ihrer Kindheit an zur Arbeit angehalten. Die Wohlfahrt des Volks ist der Hauptgegenstand der Regierung, und die Staatsverfassung ist so eingerichtet, daß kein Fehler unbeobachtet bleibt, und kein grosses Verbrechen ungestraft hingehen kann. Auch sieht man die chinesischen Provinzen in grossem Flor; ihre Ländereyen sorgfältig angebauet, ihre Berge in Terrassen abgetheilt, und selbst ihre Felsen urbar gemacht. Die Landstrassen werden auf öffentliche Kosten unterhalten; die Canäle sind so schicklich angelegt, daß die entferntesten Theile des Reichs ihre Bedürfnisse zu Wasser erhalten können; Oeffentliche Gebäude, Brücken, Triumph-

bogen

bogen u. s. w. sind prächtig und dauerhaft, während daß Zierlichkeit und Bequemlichkeit die Privathäuser auszeichnen.

Es ist wohl nicht leicht ein besser gelegenes Land als Spanien; vom Ocean und mittelländischen Meer an drey Seiten umgeben, und an der vierten Seite durch die pyrenäischen Gebürge befestigt; ein vortrefliches Clima; ein schöner Boden mit Bergen und Thälern angenehm vermischt, der viel nützliche und schätzbare Producte hervorbringt, und nach allen Seiten dem Handel offen stehet. In alten Zeiten, da dieses Land in viele Fürstenthümer vertheilt war, waren dessen Einwohner reich, zahlreich und muthig; sie vertheidigten sich tapfer wider die Carthaginenser und Römer, waren selbst von ihren Siegern geschätzt, und wegen ihrer Tugenden von ihren Geschichtschreibern verewigt. Im mittlern Zeitalter war die gothische Monarchie in Spanien sehr florissant und mächtig, bis sie durch ihr eigen Gewicht fiel. Die Reichthümer verursachten den Luxus und verdarben die Sitten. Da aber nachher dieses Reich so viele christliche und maurische Furstenthümer enthielt, war es durchaus wohl bevölkert, und so sorgfältig angebauet, daß es zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehörte. Wenn man die Geschichte der granadischen Kriege lieset, so muß man über die zahlreichen Armeen erstaunen, die von beyden Seiten ins Feld gestellt wurden, obgleich die zum Königreich Arragonien gehörigen Provinzen keinen Antheil an den Kriegen nahmen. Während derselben wurde America entdeckt, und seit dieser Zeit mehr Gold und Silber nach Spanien gebracht, als je in einem Lande der Welt geschehn ist.

Diese ungeheuren Schätze und eine uneingeschränkte Macht flößte sodann den Monarchen dieses Reichs einen Ehrgeiz ein, der sowohl für ihre Unterthanen als für sie selbst fa-

tal

tal wurde. Unzufrieden mit ihren unermeßlichen Ländern, und in dem Wahn, daß die americanischen Bergwerke unerschöpflich wären, dachten sie auf nichts als ihre Leidenschaften zu befriedigen, wozu sie denn ohne Bedenken das Leben und Interesse ihrer Unterthanen aufopferten. Daher ist Spanien nicht mehr was es war, das gemeine Volk arm, faul und stolz; das Land selbst aber entstellt und entvölkert. Man sieht Sandhügel und Wüsten, wo ehemals die fruchtbarsten Felder waren, ja im ganzen Königreich Granada ist jetzo kein einziger Erdraum, selbst unter den bestgelegenen, der so fruchtbar wäre, als es die unersteiglichsten, ganz mit Felsen bedeckten Berge zu den maurischen Zeiten waren. Gewiß ist es, daß die Vertreibung dieses Vols, das von Natur mäßig und arbeitsam war, als die Hauptursache dieser nachtheiligen Veränderung angesehen werden kann; hiernächst folgt die grosse Anzahl Menschen, die nach America giengen. Die Spanier wollen dieses aber nicht zugeben, sondern behaupten, daß diejenigen Provinzen, die das Recht haben, Leute nach America zu senden, bevölkerter als alle andre sind. Zu den Ursachen des Verfalls gehört auch die Anzahl und Grösse der Taxen, die die Manufacturen gänzlich ruinirten, wodurch so viele Menschen, um nicht Hungers zu sterben, gezwungen wurden, auszuwandern; hiedurch fiel der Ackerbau, da die Consumption verringert wurde, und die schönsten Provinzen musten folglich in Wüsten verwandelt werden. Diese Unglücksfälle gaben auch ihrem Handel eine andere Gestalt. Fremde Nationen musten sie nunmehr mit allen Bedürfnissen versehn. Viele dieser Ausländer kamen zu gewissen Jahreszeiten, um ihre geringe Erndte zu besorgen und andre Landarbeiten zu thun, so wie es noch jetzo die Westphälinger machen, die, wie bekannt, nach Holland gehn, und nach der Erndte wieder zurück kommen. Für diese Arbeiten gaben die Spanier ihr hartes Silber her, welches ihnen unnütz war. Zu allen diesen Uebeln

muß

muß man die große Macht und Einkünfte der Geistlichkeit, die Strenge der Inquisition, die elende Justizpflege und die Hartnäckigkeit des Hofes rechnen, alles für ausländisches Interesse zu wagen, und die Landesvortheile hindan zu setzen; Ursachen, die ganz natürlich mit ihren Wirkungen zusammenhängen, und in allen andern Ländern auch ähnliche Folgen haben würden.

Italien, der Garten von Europa, in Ansehung der Lage und des Bodens, ehemals der Sitz des grösten Reichs, und lange nachher auch der Künste, da diese in Westen wieder auflebten, die Mutter der Manufacturen und des Handels, was war dieses Land, und was ist es jetzo? So lange hier Freyheit die Losung war, oder kluge Fürsten es beherrschten, so war es entweder die Gebieterin oder der Neid ihrer Nachbarn. Allein als sowohl das morgenländische als abendländische Reich in Verfall geriethen, und dieses schöne Land in so viel Theile abgetheilt wurde, deren Grösse, Regierungsform, Interesse, u. s. w. von einander höchst verschieden waren, so erfuhr es auch die Veränderung des Glücks. Unter republicanischen Regierungen, deren Verfassung erträglich war, erschienen auch die natürlichen Vortheile in ihrem schönsten Glanz. Als aber die Factionen den Weg zur Tyranney bahnten, so wurde alles wieder in Verwirrung gesetzt, und nicht allein die Städte, sondern auch das ganze Land muste dabey leiden. Der beste Theil des Kirchenstaats ist von fruchtbaren Ebenen in Sümpfe und Moräste verwandelt worden. Toscana, dessen Schönheiten Hannibal entzückten, ist nicht mehr was es war, sondern grösstentheils ein rauhes und gebürgigtes Land, das nur durch eine lange Reihe weiser Regenten wieder seine alte Gestalt bekommen kann.

Was

Was sind die neuern italienischen Freystaaten, in Vergleich mit ihrem vorigen Zustande? Was ist der venetianische Staat gegenwärtig, wenn man an seine vorige Grösse denkt, da er nicht allein den Handel, sondern auch die Souverainität von dem grösten Theil des Archipelagus besaß, und Beherrscher von Inseln war, die den Titel von Königreichen geführt hatten? Was ist Genua in unsern Zeiten, verglichen mit jener Republik, die so mächtige Flotten gegen die Ungläubigen ausrüstete, und selbst einen Theil der krimmischen Tatarey beherrschte; ein von der Natur reichlich versehenes Land, dessen Werth die Genueser wohl kannten, und wo man auch noch heut zu Tage die Ruinen ihrer marmornen Palläste sieht? Wie ist der Zustand andrer Städte, die vormals frey waren? Florenz hat nicht zwey Drittheil von der Anzahl Einwohner, die vor 400 Jahren hier blos durch die Pest weggerafft wurden, ohne jedoch die Stadt öde zu machen. Indeßen, obgleich Genua gesunken ist, so ist sie doch durch ihre grössere Industrie verhältnißweise im Besitz von mehrern Reichthümern, als irgend ein andrer Staat in Italien. Das ganze Ligurien ist zwar die ärmste Provinz, sie hat aber, nach ihrer Grösse zu rechnen, die meisten Producte. Lucca hat ihre Freyheit immer noch erhalten, und erfreut sich einer Regierungsform, wo für die Wohlfahrt aller Bürger gesorgt wird; daher ist auch ihr kleines Gebiet sehr bevölkert, und die Einwohner leben in Ruhe und Ueberfluß. Die andern Staaten könnten auch dieses Glücks geniessen, allein ihre Verfassungen sind abgeändert; die Auflagen haben den Geist des Volks niedergedrückt, der Müßiggang hat die Stelle der Industrie eingenommen; der Aberglaube unter dem Namen der Religion macht tausende von Menschen beyderley Geschlechts dem Staat unnütz und lästig; die Trägheit macht das Volk weichlich, und der Wucher hat den Handel verdrängt.

Die

Die benachbarte Schweiz zeigt sich indessen in einem andern Lichte. Die Luft ist hier zwar rein, allein das Clima ist eben nicht sehr angenehm. Ein grosser Theil des Landes ist rauh und gebürgigt, und der Boden nicht gar zu fruchtbar. Auch die Lage ist nicht vortheilhaft in einer grossen Entfernung vom Meere, und mit mächtigen Nationen umgeben. Dennoch besitzt dieses Land Vortheile, die vielleicht nie entdeckt worden wären, wenn nicht dessen Bewohner im 14ten Jahrhundert ihre Freyheit errungen hätten. Die Conföderation der Schweizer ist sehr verwickelt, denn sie besteht nicht allein aus vielen abgesonderten Republiken, davon jede ihre eigne Souverainität und ihr eigen Gebiet hat, wozu noch die Verschiedenheit der Religionen kommt, sondern die Regierungsformen derselben sind so mannigfaltig, daß deren Auseinandersetzung ganze Bände erfordern würde.

Seit dieser republikanischen Existenz hat sich die Schweiz auf eine wundervolle Art verändert. Wo die Ländereyen fruchtbar und wohlgelegen sind, hat man sie mit der grösten Sorgfalt und dem besten Erfolg cultivirt, bey den unfruchtbaren hingegen hat man keine Arbeit gespart, und keine Kunst unversucht gelassen, sie zu verbessern. Selbst die Berge, wo es nur möglich gewesen ist, hat man bis zu den Gipfeln urbar gemacht.

Man kann das 11te Jahrhundert als den Zeitpunct festsetzen, wo die Fläminger ihren Character änderten, und von einem wilden und unruhigen Volk eine civilisirte und handelnde Nation wurden. Die Fruchtbarkeit ihres Landes versah sie mit einem Ueberfluß von Producten, die sie anfangs an ihre Nachbarn vertauschten und verkauften. Nachher aber wurden die Weberstühle bey ihnen eingeführt, die den Grund zu ihren Reichthümern legten. Viele Menschen wurden aus andern Län-

dern

dern hieher gezogen, die von der Regierung grosse Privilegien erhielten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Staaten von geringer Grösse in kurzer Zeit ihren Nachbarn gefährlich wurden, da Freyheit und Industrie einen erstaunlichen Ueberfluß erzeugt hatten. Indessen muß man sagen, daß in diesen Ländern auch viel Unannehmlichkeiten statt fanden, die aus dem Mißbrauch des Glücks entstanden, und sich in grossen Volkstumulten äusserten. Wenn aber die Gährung vorbey war, so floß wieder alles in den alten Canal zurück. Die Ursachen solcher Tumulte waren gewöhnlich unüberlegte Geldauflagen oder Einschränkungen im Handel, deren üble Folgen gewiß waren.

Nach und nach wurde endlich Antwerpen der Mittelpunct des Handels dieser Provinzen, und ohne allen Vergleich die reichste Handelsstadt in Europa. Der hanseatische Bund, wie auch alle grosse Kaufleute in Norden, hatten hier ihre Magazine, und schickten unermeßliche Haufen roher Producte her, um die arbeitsamen Fläminger zu beschäftigen. Auch die handelnden Städte in Italien sandten ihre schönsten Manufacturwaaren, und die kostbarsten Producte des Orients hieher. Die Engländer desgleichen machten Antwerpen zum Stapelplatz für ihre Wolle und Tücher. Diese aufgehäuften Reichthümer und der Zusammenfluß von Kaufleuten erzeugten das so nützliche Bancowesen; daher auch alle europäische Monarchen sich in Geldangelegenheiten an die hiesigen Kaufleute wandten, allein auch ihren Credit theuer bezahlen musten. Die vornehmsten dieser Kaufleute machten einen fürstlichen Aufwand, und wusten durch allerhand Künste alle benachbarte Fürsten für ihre Erhaltung und Sicherheit zu interessiren, und dennoch wurden die nemlichen Fürsten durch den Geist der Habsucht, des Ehrgeizes und der Andächteley, die schon Spanien ruinirt hatte, verleitet, auch Antwerpen

zu

zu ruiniren, und die Einwohner der Niederlande in Dürftigkeit zu setzen.

Einen noch stärkern Beweis aber von dem, was Staatsverfassung und Freyheit vermögen, liefert die Republik Holland, die mitten unter politischen Ungewittern und gefährlichen Kriegen mit Klugheit gegründet wurde. Es war für die damaligen Zeiten der Religionskriege und der despotischen Unterdrückung ein ausserordentlicher Schritt, daß die holländische Regierung jedermann, ohne Unterschied der Religion, in ihre Staaten einlud, und für das Wohl ihrer Unterthanen eifrig besorgt zu seyn versprach, zu welcher Kirche oder Secte sie auch immer gehören mögten. Dieses Versprechen wurde auch genau gehalten, daher denn dieses arme reizlose Land in kurzer Zeit zum reichsten und florissantesten in Europa wurde. Man hatte beständig die Bedürfnisse und deren Gegenmittel vor Augen, und auf diese Art entstand durch ein weises Betragen aus der Gefahr Sicherheit, aus der Dürftigkeit Reichthum, und der Beystand, den ihnen ihre Nachbarn geleistet hatten, wurde durch Gesetze erwiedert, die sie hernach eben diesen Nachbarn ertheilten.

Ihre natürlichen Vortheile bestehen ganz allein in der Lage ihres Landes. Da diese fast in der Mitte von Europa ist, so sind sie fähig, mit Leichtigkeit ihren Handel nach allen Seiten auszudehnen. Ihre Fischereyen, die die Nothwendigkeit veranlaßte, verschaften ihnen zuerst geschickte Seeleute, und die Beute, die ihre Kaper anfangs in sehr kleinen Schiffen machten, gab Gelegenheit zu ihrer Marine, die nach dem Maaß, wie sie ihren Handel mit den nordischen Nationen erweiterten, sich auch vergrößerte. Hiedurch brachten sie eine erstaunliche Menge Kaufmannsgüter selbst von den entferntesten Ländern zusammmen, sie errichteten dazu ungeheure

heure Magazine, und warteten sodann den vortheilhaften Zeitpunct ab, sie wohl anzubringen. Die andern Vortheile, die ihnen ihre Lage gab, entstanden von den hinter Holland liegenden grossen Flüssen, dem Rhein, der Mosel, der Elbe, Weser und der Embs, vermittelst welcher sie so viel Länder mit dem Nöthigen versehen, und wieder deren Producte zurückbringen konnten. Die Bemühungen der Spanier, dieses zu hindern, nöthigten die Holländer, sich Wege nach Ost- und Westindien zu eröfnen, zu welchem Endzweck sie auch zwey grosse Handlungsgeschäfte errichteten. Hierdurch strömten ihnen so viel Reichthumer zu, daß sie in kurzer Zeit von einem schwachen und hülfslosen zu einem florissanten und mächtigen Zustande übergiengen, in welchem sie sich wider alle ihre Feinde vertheidigen konnten. Ihr Bündniß wurde gesucht, und ihre Feindschaft selbst von den grösten Monarchen in Europa und Asia gefürchtet.

Hiebey ist zu bemerken, daß in den andern vorerwähnten Staaten man dem Lande so viel als dem Volk zuschreiben muß, in Holland aber ist es das Gegentheil, weil alle Vortheile des Landes ganz allein von dem Volk herkommen. Die Provinz Holland, die beträchtlichste von allen, war eine unfruchtbare Fläche, der Boden sumpficht, und an vielen Oertern mit der See bedroht. In diesem Zustande schien sie am wenigsten dazu gemacht zu seyn, wohl bewohnt zu werden, und eine freye, beständige Communication mit allen ihren Theilen zu haben. Menschliche Kräfte haben jedoch dieses bewirkt, und zwar durch Teiche, Schleusen und Canäle, wodurch das Fuhrwesen mehr als in irgend einem Lande erleichtert wird. Die Feuchtigkeit der Luft, und die lockere Beschaffenheit des Bodens machen das Land für grosse Städte ganz untauglich; diese Unbequemlichkeiten aber hat man durch eine beständige grosse Reinlichkeit und feste Grundlagen so

wohl

wohl abzuhelfen gewust, daß man dieses Nachtheilige gar nicht einmal merkt. Im Winter sind zwar ihre Hafen verschlossen, und ihre Flüsse gefroren, allein selbst hieraus wissen sie Vortheile zu ziehen, indem die Müßigen sich diese Zeit über mit verschiedenen andern Arbeiten beschäftigen, die sonst in keiner Jahreszeit so wohlfeil gemacht werden könnten; auch transportiren sie ihre Waaren auf dem Eise, und zwar so geschwind als im Sommer auf dem offenen Wasser. Da ihre Zölle nicht groß sind, so haben sie ihre Waarenlager allemal voll Kaufmannsgüter aller nur möglichen Gattungen. Ihre Accise aber ist desto stärker, woraus die Nothwendigkeit eines sparsamen Lebens bey ihnen bewirkt wird. Auf diese Weise werden sie durch die Einfuhr der kostbarsten Producte anderer Länder nicht arm, und obgleich sie die grösten Beförderer des Luxus sind, so begünstigen sie ihn doch bey sich am wenigsten. Die niedrigen Zinsen erhalten die Masse ihrer baaren Reichthümer im Handel und Umlauf; sie arbeiten wohlfeil, und verkaufen mit geringem Vortheil, wodurch sie die Dauer ihres Absatzes sichern. Mit einem Wort, da ihr Gewinn von der Industrie und der grossen Thätigkeit aller Stände herkommt, so werden sie dadurch zusammen verbunden, und ein jeder durch sein Privatinteresse an die Wohlfahrt des Staats gefesselt.

Diese Vereinigung von Thatsachen führen uns zu der Experimentalkenntniß der Grundsätze einer wahren Politik. Sie zeigen uns, daß natürliche Vortheile an sich von sehr geringer Bedeutung sind, wenn sie nicht mit Klugheit benutzt, und mit unablässigem Eifer betrieben werden. Aber alsdann auch zeigen sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt, und wohlgeleitet führen sie in ihrem Gefolge Nationalmacht und Nationalglück, soweit als diese gehen können. Sie zeigen uns ferner, daß es Vortheile sehr verschiedener Arten giebt, die na-

natürlich auch eine verschiedene Leitung erfordern. Dennoch ist diese Verschiedenheit nicht so groß als man glauben sollte, denn so unähnlich auch die Länder immer seyn mögen, so können doch mit sehr geringer Abänderung die nemlichen Grundsätze bey allen angewandt werden. Auch beweisen uns die angeführten Thatsachen, daß, obgleich natürliche Vortheile ohne eine vernünftige Politik wenig vermögen, dennoch eine weise Politik, wenn gleich die Vortheile sehr gering sind, viel bewirken, ja, daß man die Natur gleichsam umschaffen, und wohlthätige Folgen aus wahren Ungemächlichkeiten ziehen könne. In allen Fällen aber ist es sehr gefährlich, wohlgewählte und festgegründete Maximen abzuändern.

Wenn eine Staatsverfassung auf weise Grundsätze gebaut ist, so muß nichts fehlen, wodurch die so nöthige Autorität geschmälert, und eine vernünftige Freyheit dem Unterthan gesichert wird. Wohl überdachte Gesetze, die sehr verständlich sind, genau vollzogen werden, und ganz aufs allgemeine Beste abzwecken; gute, auf feste Grundsätze gebauete Sitten, die die Wohlfahrt des Landes zum Augenmerk haben; eine unveränderliche Hochachtung gegen Verdienste, und eine unerbittliche Gerechtigkeit gegen Verbrechen, die der bürgerlichen Gesellschaft schädlich sind; dieses muß die Characteristik eines Volks im öffentlichen und im Privatleben ausmachen. Die Industrie legt den Grund zu Reichthümern, und Dienste, die man dem Staat thut, führen zu Ehrenstellen und Würden; Pracht in allem, was zum Publico gehört; Wohlthätigkeit, wie sie die Religion befiehlt, und eine gewisse Sparsamkeit, die die Subsistenz des Volks erleichtert und die allgemeine Zufriedenheit befördert. Dieses ist das Mittel, eine Nation ruhig und mächtig zu Hause, und auswärts geliebt und geehrt zu machen. In einem solchen Staat würde die Gewalt weder gewünscht, noch von sich geschoben werden;

die

die Staatseinkünfte würden nach dem öffentlichen Interesse geordnet werden; die Regierung würde wenig verlangen, und die Nation, der die Quelle ihres eigenen Glücks nicht unbekannt seyn könnte, würde zur Unterstützung einer solchen Regierung ihr Alles wagen.

Es giebt gewisse Staatskünste, durch welche der Zustand eines Volks in einem falschen Lichte gezeigt, und dessen Ruin etwas verschoben werden kann. Hiedurch aber wird das Uebel wahrhaft vermehrt. Die einzige vernünftige Methode, eine Nation zu erheben, ist, ihnen richtige Begriffe von ihrem eigenen Interesse zu geben, und sodann zu bewirken, daß dieses Interesse mit Eifer verfolgt wird. Dieses wird bey dem Volk den Wunsch erzeugen, ihr Land nach äusserster Möglichkeit zu cultiviren, und man wird sich mit Vergnügen solchen Gesetzen unterwerfen, die sichtbarlich zu diesem Zweck führen. Der Ehrgeiz wird dadurch nicht verlöschen, sondern nur den Gegenstand verändern. Männer von grosser Thätigkeit würden sodann, anstatt den Wunsch zu hegen, sich in einem sinkenden und verarmten Lande groß zu machen, vielmehr diesen thätigen Geist dazu anwenden, ihr Vaterland zu vergrössern, woraus denn natürlich ihre eigne Grösse entstehn würde.

T.

II.

Auszug eines Schreibens aus Madraß, vom 31sten May 1784.

Dieser sehr interessante Aufsatz, die neuesten ostindischen Begebenheiten betreffend, ist dem Herausgeber aus London zugeschickt worden. Der Verfasser des Briefes ist John Hubbard, Lieutenant bey dem 11ten Bataillon der Sipayen, vormals Secretair des unglücklichen General Mathews, und Feldprediger bey den Truppen in Ostindien, der diese Nachrichten an seinen Freund, Shirley Woolmer, Buchhändler in Exeter, schrieb.

„— — „Ich kann die grosse Freude und Zufriedenheit „nicht genugsam ausdrücken, die ich empfinde, da ich wieder „einmahl im Stande bin, Ihnen einen Brief zu schrei„ben, und die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß ich „endlich glücklich aus des Feindes Händen entkommen bin, „und meine so lange verlorne Freyheit wieder genieße. Einige „Tage vorher, ehe der Nabob Tippoo mit seiner grossen Ar„mee erschien, hatte ich Ihnen einen sehr umständlichen Brief „geschrieben, der eine vollständige Geschichte von unsrer bis „dahin glücklichen Campagne enthielt; diesen Brief zerriß ich „aber im Angesicht des Feindes. Die Scene änderte sich ge„schwind, und anstatt die Früchte unsers Feldzugs zu erndten,

„ver=

„verloren wir unglücklicher Weise die Schlacht, und alle die-
„jenigen, die nicht auf dem Schlachtfelde fielen, wurden zu
„Gefangenen gemacht, und in der größten Eile 200 englische
„Meilen tief ins Land hinein geschleppt, wo alle Greuel ei-
„nes Kerkers zu unserm Loose fielen. Ich habe vergessen zu
„sagen, daß, nachdem unser General eine beynahe monatliche
„Belagerung ausgehalten hatte, alle vorräthige Munition
„und Provision darauf gegangen war. Zu dieser Betrach-
„tung kam die Anzahl unsrer Todten und Verwundeten, die
grosse Macht des Feindes, (die in 100,000 Mann zu Pferde
„und zu Fuß bestand) die Menge der Batterien, die rund
„um uns herum aufgeführt waren, und uns weder die Mög-
„lichkeit eines Rückzugs, noch irgend eine Hülfe von unsern
„Freunden erwarten liessen. Alles dieses zwang unsern Be-
„fehlshaber einen Tropeter zum Feinde zu schicken, und Ca-
„pitulationsvorschläge zu thun. Es wurde ein viertägiger
„Waffenstillstand bewilligt, während welcher Zeit wir Abge-
„ordnete zum Nabob sandten, der alle unsre Vorschläge ein-
„gieng. Er fand aber bald einen Vorwand, den Tractat
„zu brechen. Wir marschirten aus dem Fort mit fliegenden
Fahnen und klingendem Spiel, um vor den Thoren desselben
„unsre Waffen niederzulegen. Unsrer Capitulation gemäß,
„sollten wir sodann in einer kleinen Entfernung Halte ma-
„chen, bis es dem General bequem seyn würde, nach unsern
„Etablissements zurückzugehn. Wir waren aber kaum eine
„Stunde auf diesem Platz, als wir 3 oder 4 Bataillons Si-
payen gewahr wurden, die sich uns mit aufgepflanzten Bajo-
„nets näherten und uns ganz einschlossen. Der General, der
sowohl wie unser Heer schon vorher die Treulosigkeit des Fein-
„des fürchtete, wurde nun von der Gründlichkeit dieser
„traurigen Ahndung überführt, und daß unser Entwurf,
„nach Bombay zu marschiren, vernichtet sey. Der Nabob
„ließ den nächsten Morgen den General nebst allen den Of-
„ficiers

„ficiers zu sich rufen, die an der Capitulation gearbeitet hat-„ten. Nach einer kurzen Unterredung nahm man ihnen ihr „Geld, ihre Papiere und alles ab, was sie bey sich hatten, „und anstatt sie wieder zu uns zurückgehn zu lassen, verschloß „man sie in abgesonderte Zimmer. Bald nachher wurden der Stadtburgermeister, der Kriegszahlmeister und zwey „Commissarien ebenfalls abgeholt und eingesperrt. Ich, als „Sekretair, erwartete das nemliche Loos; allein ob dieses in „der Geschwindigkeit übersehn wurde, oder ob ich mein gün-„stiges Schicksal der Unwissenheit dieses Volks zuschreiben „soll, das die Wichtigkeit eines solchen Postens nicht kannte, „will ich nicht entscheiden. Genug, es wurde nicht an mich „gedacht.„

„Den folgenden Tag musten wir alle vor einigen Ober-„Braminen erscheinen, wo man uns alle unser Geld, Ba-„gage und Kleidungsstücke abnahm. Mein eigner Verlust „war für mich sehr hart. Ich hatte über 1000 Pagoden „(oder 500 Pfund Sterling) baar Geld, und zwey schöne „Pferde, die mir nebst allen meinen Habseligkeiten genommen „wurden. Nachdem sie uns rein ausgeplündert, und uns „nichts als einige leichte Kleidungsstücke gelassen hatten, unsre „Blösse zu decken, wurden wir durch eine starke Wache nach „einigen alten Barracken gebracht, wo wir einen ganzen „Tag ohne Lebensmittel aushalten musten; endlich ließ der „Nabob einem jeden von uns ein kleines Maaß Reiß, und „zwey Geldstücke reichen, die nicht mehr als einen Pfenning „englische Münze betrugen. Dieses waren unsre täglichen „Alimente. Die jähling Veränderung der Diät, von der „köstlichen Tafel des Generals auf einmal zu Reiß und Wasser „herabzusinken, hatte eine starke Wirkung auf mich. Ich „bekam in ein paar Tagen ein Fieber mit andern Zufällen „begleitet, die mich ganz entkräfteten. Dennoch war ich in

die-

„diesem elenden Zustande gezwungen, mit den übrigen zu „marschiren, da der Befehl zu unserm Aufbruch gekommen „war. Bevor wir den Marsch antraten, wurden alle Capi„tains abgerufen, um, unsrer Meynung nach, besser gehalten „zu werden; daher auch einige Subalternofficiere sich unter „ihnen einschlichen, um an dem bessern Schicksal Theil „zu nehmen.„

„Wir wurden den 1. May 1783. zu Gefangenen ge„macht, und marschirten den 9ten eben dieses Monats von „Nagur oder Biddanore *) mit Bündeln auf unsern Rücken „ab. Die Bösewichter trieben uns in der Sonnenhitze 20 „bis 25 englische Meilen den Tag fort; diejenigen, die auf „dem Wege krank dahin fielen, und nicht fähig waren, wei„ter zu kommen, wurden von diesen wilden Sipayen geprü„gelt und bey den Haaren geschleppt, bis sie sie wieder vor„wärts brachten; lebendig oder todt, war ihnen ganz gleich„gültig. Wir verloren drey von unsern Officieren, die durch „die überspannte Anstrengung ihrer Kräfte mit ihren Bün„deln auf den Rücken todt zur Erde stürzten. Diese Unmen„schen wollten uns nicht einmal erlauben, einige Augenblicke „zu verweilen, um Wasser zu trinken, unsern brennenden „Durst zu stillen. Wenn wir es thaten, muste es unser Rü„cken empfinden, der unbarmherzig gebläut wurde. Wenn wir

*) Dieses scheint der Name des von dem Nabob eroberten Forts zu seyn, wie aus allen Umständen erhellet. Man ist geneigt, viele Fragen über die hier erzählten Vorfälle zu thun, über die uns der Briefsteller in Ungewißheit gelassen hat. Eine bestimmte und richtige Schreibart scheint überhaupt eben nicht die Stärke dieses ostindischen Secretairs gewesen zu seyn.

A. d. H.

„wir Halt machten, um zu essen, so war es, ohne einen
„Schatten aufzusuchen; wir schliefen auf der blossen Erde,
„der Luft und dem Thau ausgesetzt, ohne die geringste Be=
„deckung. Eines Nachts, da wir im ersten Schlaf waren,
„erhob sich ein erschrecklicher Sturm mit Bliz, Donner,
„Hagel und Regen, der einige Stunden mit grosser Heftig=
„keit anhielt, so daß wir bis an die Knie im Wasser standen.
„Dennoch waren wir den folgenden Tag gezwungen, nach
„Chittledroog zu marschiren, wo wir den 21. May nach eilf=
„tägigen grossen Strapazen ankamen. Hier war unser be=
„stimmtes Gefängniß, wo man uns in abgesonderte Zimmer
„that, jedoch nahe an einander. Unsre Gesellschaft bestand
„aus 70 Personen, Officier und Unterofficier, die alle in
„zwey Häuser vertheilt wurden. Stellen Sie sich die Em=
„pfindungen vor, die sich meiner Seele bemächtigten, als ich
„diesen schrecklichen Kerker betrat, und die Aussicht über=
„dachte, die ich damals hatte, meine elende Existenz mit mir
„fortzuschleppen, und die kurze Periode, die mir noch zu
„athmen übrig blieb, in Jammer und Noth hinzuschmach=
„ten.„

„Als wir Nagur verliessen, wurden wir sogleich mit
„schweren rostigen Handeisen beladen, und zwey und zwey
„zusammen geschlossen. In diesem höchst beschwerlichen Zu=
„stande geschah der lange Marsch zu unserm Kerker, wie
„Strassenräuber, die man zum Galgen führt. Beym Schla=
„fen wurden wir noch stärker geschlossen; wir waren also ge=
„nöthigt, alle unsere Bedürfnisse zusammen zu verrichten.
„Es war des Abends am 21sten, als wir das Gefängniß be=
„traten; man nahm uns sogleich unsre Handeisen ab, und
„legte uns noch zehnmal schwerere an unsre Beine. Die
„meinigen zogen mich so sehr herunter, daß ich gezwungen
„war, fast den ganzen Tag auf dem Rücken zu liegen.

Des

„Des Nachts hatten wir keine. Mahlen Sie sich in Ge„danken nur einen Augenblick die wahrhaft bedaurungswür„dige Lage, worin wir uns befanden, unter der drückenden „Last schwerer Ketten, in einem schrecklichen Kerker; keine „Hülfe bey Krankheiten; unser Bette die kalte Erde, von „einer Menge Ratzen beunruhigt, und vom Ungezieser fast „aufgezehrt; unser Unterhalt dabey war nichts als grober „Reiß und Wasser. Hiezu kamen noch die Beleidigungen „der schwarzen schelmischen Sipayen, die uns immer durch „falsche Nachrichten täuschten und verspotteten, und unser „Elend noch durch Schläge erhöheten.„

„Den 6ten August erhielten wir einen Besuch von etlichen Vornehmen, die beständig um den Nabob waren. Sie lagen uns an, in Tippoo's Dienste zu treten, wobey uns ein grosser Sold versprochen wurde. Wir bedachten uns aber nicht einen Augenblick, diesen Antrag mit Verachtung zu verwerfen. Man wiederholte aber dies Anerbieten mit Bedrohung, uns im Weigerungsfall umbringen zu lassen. Auch gieng man soweit, das man einige von unsern Officieren dreymal herausholte, zum Galgen führte, und sie mit Stricken um den Hals heraufzog, allein sie blieben bey ihrem Endschluß, und schlugen mit männlicher Standhaftigkeit alles aus. Eben da wir am äussersten Rande der Verzweiflung waren, wurde uns die Friedensnachricht gebracht. Wir fürchteten anfangs, es wäre nur ein falsches Gerücht, um uns ruhig nach einem andern Fort zu bringen; allein der 25ste März, ein Tag, den ich nie vergessen werde, bestätigte die Wahrheit dieser frohen Neuigkeit. An diesem Tage, nachdem man uns die Ketten abgenommen hatte, giengen wir aus dem Gefängniß, mit Herzen, die sich nach der Freyheit sehnten. Das Betragen unserer Kerkermeister veränderte sich gegen uns; sie waren nun so höflich, als sie vorher

her groß gewesen waren. Obgleich der Nabob sich verbunden hatte, alle Gefangenen auszuliefern, so wurden dennoch von ihm einige Officiere und Soldaten zurückbehalten, und andre hatte er ins geheim umbringen lassen, die er in der Liste als gestorben angab. Unter dieser Zahl war auch mein guter Freund und Gönner, der General, der in Siringapatam, Hyders Hauptstadt, eingesperrt war. Er wurde vergiftet; ein gleiches geschah allen Capitains, dem Bürgermeister, den beyden Commissarien, und überhaupt allen, die von uns giengen, in der Absicht, (wie man damals glaubte) besser gehalten zu werden; auch der Kriegszahlmeister hatte dieses Schicksal. Der Bruder des Generals nebst einem braven Lieutenant wurden des Nachts aus ihren Betten geholt, und nach einem Wald geschleppt, wo man ihnen die Gurgel abschnitt. So ist die Grausamkeit und willkührliche Verfahrungsart eines despotischen Fürsten beschaffen!„

„Als des Nabobs Leute den gefangenen Officieren das Gift brachten, das mit Cocusnußmilch zubereitet war, so wollten diese es durchaus nicht nehmen, da dann die Buben ihre Hände und Schultern fest hielten, und es ihnen so herunterwürgten. Es war das allerstärkste Gift. Sie hatten alle, nur drey ausgenommen, den fatalen Trunk gethan, als Capitain Richardson, einer von den letzten, auf seinen Knieen um Aufschub bat; er flehete, sie möchten noch einmal beym Nabob anfragen, der vielleicht Pardon ertheilen würde. Man antwortete aber, daß der Befehl ganz bestimmt wäre, und daher befolgt werden müsse. Sie musten es also wie die übrigen machen, und alle gaben mit den grösten Zuckungen den Geist auf. Die arme Mrs. Matthews ist fast sinnloß über den Verlust ihres Mannes: Wäre der Friede nicht dazwischen gekommen, so wären wir alle umgebracht worden; der Befehl dazu war schon wirklich gegeben, wurde aber wieder-

der-

verrufen. Ich war den ganzen Marsch über von Tippoo's Staaten zu den unsrigen sehr krank, und hatte beständig das Fieber; es war noch ein Glück für mich, daß ich es dahin bringen konnte, ein Fuhrwerk zu bekommen, weil ich sonst auf dem Wege unfehlbar hätte sterben müssen. Sie können sich die Freude vorstellen, die sich unser bemeisterte, da wir zu unsern Officiers wiederkamen, und uns glücklich ausserhalb dem feindlichen Lande befanden. Da meine Krankheit noch immer fortdauerte, so erhielt ich vom General Erlaubniß, nach Madras zu gehn, weil ich daselbst Aerzte und Arzneymittel zu finden wuste. Ich machte diese Reise bequem, und kam den 2ten dieses des Morgens hier an, von Herzen erfreut, daß meine Leiden und Plagen geendigt sind.„

„Alle Lebensmittel in Madraß sind jetzt ausschweifend theuer, weil des Admirals Flotte hier ist, und der Schatz der Compagnie ist so leer, daß man uns nicht einmal Geld genug gegeben hat, unsre Haushaltung zu führen. Unser Statthalter, Lord Macartney, ist im Begrif, mit einer Fregatte nach Hause zu reisen. Wir erwarten nächstens in Indien grosse Veränderungen; neue Gouverneurs in Bengalen, Madraß und Bombay. Wie man sagt, so werden es königliche Officiere seyn. Ich bin sehr begierig, die nähern Umstände davon zu erfahren. Ich wünsche indessen, daß es zum allgemeinen Besten gereichen möge, wenn die englische Regierung die Zügel in die Hände nimmt. Dieser Schritt wird die Herren vom Civilstande mehr als die vom Militair rühren. In Bombay wird für uns eine grosse Promotion geschehn. Eine Menge Officiere sind erschossen, ertrunken oder todt, und andre sind nach Hause gegangen. Es ist erstaunlich, welche Zufälle sich dieses letzte Jahr ereignet haben. Ohne Zweifel haben Sie von des Generals erlangten grossen Vortheilen gehört, daß er nemlich die Hauptfestungen More,

Cun=

Cundapore, die unüberwindlich befestigten Castelle nebst der Stadt Biddanore oder Nagur, wo wir zu Gefangen gemacht wurden; desgleichen Mangalore, eine vortrefliche Festung an der Seeküste, erobert hat. Gewiß sind seine Talente groß, so viele Eroberungen in so kurzer Zeit zu machen, wie er gethan hat. Bey Onore gieng es sehr hitzig zu. Wir nahmen es mit einem Sturm ein, und hieben die ganze Besatzung ohne Ausnahme nieder. Das Gemetzel war groß; wir musten über die Leichname steigen, die haufenweise in unserm Wege lagen. Es war wirklich schauderhaft für die Menschheit. Dieses aber sind nur Nebenbetrachtungen, und in den Augen eines Soldaten, dessen Brust mit Heldenruhm angefeuert ist, sind solche Gegenstände ganz natürliche Folgen; sein Eifer erweckt bey ihm die Sehnsucht nach fernern Siegen. Das erstemahl, da ich mich im Treffen befand, und in meinem Gliede bleiben muste, da die Kugeln herum flogen, so wuste ich nicht, wie mir zu Muthe war, aber nach wenigen Schüssen machte ich mir nichts mehr daraus. In der Hitze der Schlacht ist das Gemüth so eingenommen, daß der Anblick eines Officiers, der an unserer Seite hinfällt, nicht geachtet wird, weil uns der Gewinn oder Verlust der Schlacht nur allein beschäftigt.„

„Bey Nagur, allwo sich 500 Franzosen mit Tippoo's Heere vereinigt hatten, mit denen wir auch fochten, waren nicht mehr als 3 Officiere von einem ganzen Regiment, die davon kamen. Das Feuer breitete sich über die ganze Linie aus, und war so mörderisch, daß nur, wie gesagt, drey Officiere den Tag glücklich überstanden, von denen ich einer war; alle übrige waren entweder todt oder verwundet.„

„Es war der 7te April, da sich der Nabob näherte und diese Schlacht vorfiel. Die Menge seiner Cavallerie und Infan-

fanterie war erstaunlich anzusehn. Sie bedeckten rund herum die Hügel, so weit das Auge reichte. Wir hatten nur 2000 Mann, uns gegen 100,000 bis 150,000 Mann zu vertheidigen. Die Stärke seines Heers war uns unbekannt. Sie fiengen ihr gewöhnliches Spiel mit Rakettenwerfen an. Diese Rakette ist ein garstiges und gefährliches Kriegsinstrument. Sie ist eine eiserne Röhre, ungefähr einen Fuß lang, mit brennbaren Materialien angefüllt, und mit einem Bambusholz befestigt. Sie thun grosse Wirkung, und fliegen so geschwind, daß wenn sie nur den Körper berühren, so nehmen sie Arm und Beine weg, ja oft tödten und verwunden sie drey oder vier Personen zu gleicher Zeit. Unsere Wundärzte hatten während der Belagerung alle Hände voll zu thun, da es nicht ungewöhnlich war, in einem Morgen sieben Beine und Arme abgeschossen zu sehn. Das Fort, das wir vertheidigten, war ein elendes Nest und gar nicht haltbar. Unsre Guarnison war darin ganz unbedeckt, und von allen Seiten dem Feinde bloß gestellt.„

„Ich hatte freyen Zutritt zu den Zimmern des Durbar (oder des fürstlichen Pallasts) wo erstaunliche Schätze waren; Silber, Gold, rohe Diamanten, und viele andre Sachen von grossem Werth, als Kleinodien, Büsten, silberne Palanquins u. s. w.; desgleichen sahe man da ganze Haufen von Pagoden auf der Erde liegen. Nach meiner Rechnung waren es ungefähr 48 Lack Pagoden. Ich hatte nur blos die Erlaubniß, in diese Zimmer zu gehn, um das Geld zu berechnen. Ein grosser Theil davon gehörte den Officieren, die deshalb viele Bewegungen machten, allein der General hielt es beständig verschlossen, und nachher weiß ich nicht, wo es hingekommen ist. Wenn man uns unser Recht gethan, und das Geld unter uns gehörig vertheilt hätte, so würde ein jeder Subalternofficier an 3000 Pf. St. bekommen haben.„ — —

III. Zur

III.

Zur Geschichte von Palästina, der Kreuzzüge und des Orients, im mittlern Zeitalter.

Wir finden im 6ten Band der von uns schon oft erwehnten Mélanges tireés d'une grande Bibliotheque sehr interessante Auszüge, theils aus Handschriften, theils auch aus gedruckten aber seltenen Büchern, die sowohl auf die Geschichte der Kreuzzüge und des heiligen Landes, als auch die Geschichte des Orients überhaupt Bezug haben. Diese Auszüge enthalten so viel sonderbares und zum Theil wirklich unbekanntes, daß wir nicht unrecht zu thun glauben, wenn wir unsern Lesern mit den merkwürdigsten derselben eine genauere Bekanntschaft zu verschaffen suchen. Wir wollen mit den Chroniken von Jerusalem hier den Anfang machen.

Diese Chroniken holen ziemlich weit aus. Die Auswanderung der Israeliten aus Egypten, ihr Uebergang über das rothe Meer, und die Besitznehmung des ihnen verheißenen Landes sind die ersten Gegenstände, mit deren Erzählung sich die Verfasser dieser Zeitgeschichten beschäftigen. Josua, der Nachfolger Mosis und Heerführer der Israeliten, bemächtigte sich des Landes der Jebusiter. Dieses Volk besaß eine Festung, die Jebus hieß, und an eben dem Orte stand, wo sich das heutige Jerusalem befindet. Neben derselben war eine Stadt angelegt worden, die

anfäng-

anfänglich Salem oder Solima, und nachher Jerusalem genannt wurde. David verlegte die Königliche Residenz an diesen Ort, und sein Sohn Salomo verschönerte denselben ungemein, besonders durch die Erbauung des berühmten prächtigen Tempels, den er dem wahren Gott widmete. Der Tempel sowohl als die Stadt wurden in der Folge von den Assyriern zerstort, und alle Juden als Sklaven nach Babylon geschleppet; unter Zorobabel und Esdra aber wurde beydes wieder hergestellt. Der Tempel wurde nochmals vom Antiochus profanirt, von den Machabäern wieder eingeweiht, und endlich vom König Herodes, ohngefähr um die Zeit, da Jesus geboren wurde, von neuem gebaut und verschönert. Titus zerstörte Jerusalem abermals im Jahr 70 nach unsrer jetzigen Zeitrechnung. Auf eben der Stelle und aus den Trümmern des alten Jerusalems entstand unter dem Kaiser Hadrian eine neue Stadt, die dieser Monarch Olia Capitolina nannte; aber erst unter Konstantin dem Großen erhielt dieser Ort seinen vorigen Nahmen und seine alte Achtung wieder. Die morgenländischen Kaiser blieben lange Zeit im Besitz von Palästina, und während einem Zeitraum von dreyhundert Jahren war die christliche Religion immer die herschende in diesen Ländern, bis Kosroes, König der Perser, ein Heide, oder vielmehr Anbeter des Feuers im Jahr 614 Jerusalem eroberte. Indessen waren die Christen zwar so glücklich, die heilige Stadt bald wieder den Ungläubigen zu entreißen, sie besaßen sie aber nicht lange, und wurden von den Sarazenen abermals aus derselben vertrieben. Vom Jahr 636, dem vierten Jahre nach Muhameds Tode an, beherschten die Moslems Palästina, bis es ihnen endlich durch die sieghaften Waffen Gottfrieds von Bouillon wieder von neuem entrißen wurde.

Die Chronicken von Jerusalem, die bisher so ziemlich historisch genau und richtig gewesen sind, werden hier mit einemmal fabelhaft. Die Sarazenen erobern nach diesen Nachrichten die Stadt Jerusalem nicht eher als im Jahr 780 nach Christi Geburt, da Karl der Große Frankreich beherschte. Nach dem Bericht unsers Chronikschreibers floh der damalige Patriarch von Jerusalem zu dem griechischen Kaiser Konstantin V, und machte diesem Monarchen und seiner Mutter, der Kaiserin Irene, eine so lebhafte und klägliche Erzählung von den unsäglichen Drangsalen, die das heilige Land von seinen wilden Eroberern ausstehen mußte, daß beyder Herzen dadurch auf das empfindlichste gerührt wurden. Hiezu kam noch die Erscheinung eines Engels, der Konstantin und Irenen aufmunterte, den Christen in Palästina zur Hülfe zu eilen, und ihnen zugleich den Helden anzeigte, den Gott dazu bestimmt hätte, die Heiligen Oerter der Botmäßigkeit der Ungläubigen wieder zu entreißen, und dieser Held war kein andrer als Karl der Große. Sogleich mußten der Patriarch von Jerusalem nebst noch einigen andern Abgesandten nach Frankreich zu diesem Monarchen abreisen, der von dem traurigen Zustand der Christen in Asien eben so sehr als die Beherrscher Griechenlandes gerührt wurde. Unverzüglich versammlete er ein gewaltiges Kriegsheer, um an der Spitze desselben seinen bedrängten Glaubensgenossen in Palästina zur Hülfe zu eilen.

Unterwegens verirrte sich Karl in einem sehr gefährlichen Walde, aber durch ein Wunderwerk ward er wieder auf den rechten Weg geleitet, und nach Konstantinopel gebracht. Der Kaiser empfing den König der Franken mit offenen Armen. Beyde zogen nun als Rächer der Christen an der Spitze ihrer Krieger aus, und verließen unter tausend Seegenswünschen die Hauptstadt des Griechischen

Reichs

Reichs. So kamen sie vor Jerusalem an, belagerten und eroberten diese Stadt, trieben die Sarazenen aus Palästina und führten überall den entweiheten Dienst des wahren Gottes von neuem wieder ein. Bey ihrer Zurükkunft in Konstantinopel bot der Kaiser Karl dem Großen goldene und silberne Gefäße und die reichsten Zeuge in Menge an; aber dieser fromme Prinz schlug alle diese Kostbarkeiten aus, und begnügte sich, bloß eine ungeheure Menge Reliquien und Heiligthümer aller Arten von dem griechischen Monarchen anzunehmen, und solche mit sich nach Frankreich zu führen, von da er solche in der Folge nach Aachen bringen ließ. Der Chronikschreiber erzählt hier sehr weitläuftig die vielfältigen Wunder, die sich bey der Translation besagter Heiligthümer zugetragen haben sollen; eine Ausschweifung, die man ihm um so viel eher vergeben kann, wenn man die Zeiten bedenkt, worinn er schrieb. Zeiten, wo der unsinnigste Aberglaube für Wahrheit, die stupideste Bigotterie für reine Gottesverehrung gehalten wurde. Aber weniger Nachsicht muß man mit ihm haben, da er das von den Romanziers des mittlern Zeitalters so oft erzählte, abgeschmackte Mährchen von Karls des Großen Heerzuge nach Asien und seiner Eroberung des heiligen Landes als historisch ausgemachte Wahrheit in seiner Geschichte aufnimmt. Dieser Monarch, dessen Leben, so zu sagen, ein beständiger Kampf war, der an der Spitze seiner siegreichen Heere so manches Land in Europa durchzog, hatte daselbst alle Hände voll zu thun und folglich nicht Muße genug übrig, um unsern Welttheil zu verlassen. Gesetzt aber, daß es auch richtig wäre, daß ihn Konstantin und Irene mit Reliquien beschenkt haben sollten, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß sie ihm der Mühe überhoben haben werden, diese Heiligthümer in selbst eigner Person abzuholen.

Da unser Chronikschreiber einmal von Karl dem Großen zu sprechen angefangen hat, so läßt er diesen Gegenstand auch nicht sobald wieder aus den Augen. Er fährt vielmehr fort, den ganzen Ueberrest der Geschichte dieses Monarchen zu erzählen, dessen Leben wohl schwerlich jemand in der Chronik von Jerusalem zu finden glauben wird. So berichtet er uns denn gleich anfänglich, daß Karl durch die Erscheinung des h. Jakobs zuerst aufgemuntert wurde, Spanien dem Joch der Ungläubigen zu entreißen. Seinem Bericht zufolge that Karl drey Züge hinter einander in dieses Land, das eben so oft von ihm erobert wurde. In dem ersten dieser Heerzüge rottete er eine Menge Götzenbilder aus, die von den Mauren und Saracenen nicht allein angebetet wurden, sondern zu deren göttlichen Verehrung sie auch die christlichen Einwohner Spaniens mit Gewalt zwangen. In jenen finstern Jahrhunderten wurden bekanntermaßen Muhamedaner und Götzendiener für einerley gehalten; ein Zug, der in der That mehr als sonst irgend etwas die Unwissenheit des damaligen Zeitalters anzeigt. Der Sieger ließ nur eins von diesen Götzenbildern stehen, von welchem der Chronikschreiber eine prächtige Beschreibung macht. Es hielt einen Schlüssel in der Hand, und dieser Schlüssel sollte von selbst dem Götzen aus der Hand fallen, sobald in Frankreich ein Prinz gebohren seyn würde, den der Himmel dazu bestimmt hätte, die Mauren gänzlich aus Spanien zu vertreiben. Unser Chronikschreiber setzt noch hinzu, daß zu der Zeit, da er seine Chronik schrieb, nemlich im funfzehnten Jahrhundert, das Götzenbild noch immer gestanden habe, ohne daß der Schlüssel gefallen wäre. Vermuthlich sind beydes, Götze sowohl als Prophezeyung, Geschöpfe der Einbildungskraft unsers Chronikschreibers; denn Ferdinand der Rechtgläubige und seine Gemahlin Isabella vertrieben zwar die Mauren im künftigen (16ten) Jahrhunderte gänzlich aus

Spanien;

Spanien; aber keines von beyden war aus Frankreich gebürtig. Auch erwehnt sonst kein glaubwürdiger Schriftsteller weder des Götzenbildes, noch der angeblichen Prophezeyung.

Dem fernern Bericht unsers Verfassers zu folge, baute Karl der Große von der gemachten Beute eine Menge Kirchen. Besonders weihete er eine zu Compostella dem h. Jakob, dessen Grab er aufgefunden hatte, und setzte bey derselben einen Bischof und ein Kapitul ein. Imgleichen weihete er auch noch diesem nemlichen Apostel andre Kirchen zu Aachen, Toulouse und zu Paris; während dem er sich aber mit diesen frommen Werken beschäftigte, wurde ihm Spanien von einem sarazenischen Könige Argolant aufs neue entrissen, und er mußte daher zu einem zweyten Kriege umkehren. Karl kämpfte selbst mit dem König der Ungläubigen und tödtete ihn mit eigner Hand, nachdem er sich noch zuvor alle ersinnliche Mühe gegeben hatte, ihn auf eine gütliche Weise zur Annahme der Taufe und der christlichen Religion zu bewegen. Nach Argolants Tode und nachdem Roland (wer kennt nicht diesen berühmten Neffen Karls des Großen und den Lieblingshelden des unnachahmlichen Ariost's?) gleichfalls den Riesen Ferragus, den unser Autor Fier-à-bras nennt, getödtet hatte, unterwarf sich Spanien abermals Karl dem Großen, der es nun gänzlich der Obhut des h. Jakobs empfahl, und mit Lorbeern bekränzt nach Frankreich zurückkehrte. Indessen vermochte der h. Jakob doch nicht zu verhindern, daß Karl nicht zum drittenmal gezwungen wurde nach Spanien zu gehen. Hier war es, wo er durch Verrätherey die bekannte Schlacht in den Thälern von Roncevaux verlor und bey diesem Vorfall zugleich den tapfern Roland einbüßte — doch genug von den mit so vielen Fabeln verbrämten Kriegen dieses Monarchen, bey

welchen sich länger aufzuhalten hier wohl am unschicklichsten Ort seyn dürfte.

Gleich nach dieser fabelhaften Episode fangen die Chroniken von Jerusalem an, sich nach und nach der Wahrheit wieder zu nähern. Nachdem Palästina nahe an vierhundert Jahre unter der Herrschaft der Sarazenen und der Kalifen von Bagdad gestanden, bemächtigten sich die Seldschukschen Türken, eine ursprünglich tatarische Nation, dieses Landes, und zwangen unter Anführung des Togrul-Begs die Kalifen, aller weltlichen Gewalt auf immer zu entsagen, die so wie das Kriegswesen seitdem beständig in den Händen der türkischen Sultans verblieb. So war der Zustand von Palästina beschaffen, als Peter der Eremit, vom Pabst Urban II. unterstützt, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts den ersten Kreuzzug in Europa zu predigen anfieng.

Die Geschichte dieser enthusiastischen Expedition ist zu bekannt, als daß wir Ursache hätten, uns in eine genaue Erzählung derselben einzulassen; wir werden uns daher hier so kurz als möglich fassen und uns begnügen, bloß das merkwürdigste dieses sonderbaren Zuges unsern Lesern vorzulegen.

Der arme Walther, (gautiers sans avoir) ein französischer Ritter, aus einem unbekannten adlichen Hause, führte die erste Hälfte von dem Heer, welches Peter der Eremit durch seine Kreuzpredigten zusammengebracht hatte. Er brach im Frühjahr 1096 auf, und durchzog Teutschland und einen Theil von Ungarn. Da sich aber seine Truppen auf diesem Marsch überall als wahre Strassenräuber aufführten, rotteten sich die Ungarn und Bulgaren im Eil zusammen, überfielen die Kreuzfahrer, tödteten und nahmen gefangen was sie konnten, und zwangen den Ueberrest, sich in

der

der größten Unordnung in die Wälder zu retiriren. Nach unaussprechlich vielen Mühseeligkeiten kam Walther endlich in Mysien an, wo ein Bulgarischer Prinz, von dem elenden Zustand dieses ausgemergelten Häufchens gerührt, sie mit Lebensmitteln unterstützte, und nach Konstantinopel bringen ließ. Hier blieben sie, bis Peter mit den Seinigen, in einem nicht weniger traurigen Zustand, zu ihnen stieß.

Godschalk, ein pfälzischer Priester, sammlete gleichfalls ein andres Kreuzheer, von ohngefähr 15,000 Mann Lothringer und Teutschen. Aber ihn traf das nehmliche Schicksal seiner Vorgänger. Der größte Theil dieses unordentlichen Gesindels fand ebenfalls in Ungarn ihr Grab, und nur wenige kamen mit dem Leben davon. Ein drittes Kreuzheer von beynahe 200,000 Mann fieng seine heilige Expedition mit Niedermetzelung der Juden zu Köln, Mainz und Worms an. Ueber zwölftausend Juden fielen unter dem Schwerdte dieser heiligen Mörder, die durch ihre unmenschliche That dem Gott der Christen ein würdiges Opfer zu bringen wähnten. Auch diesen Unmenschen gelang es, bis Ungarn zu kommen, aber hier ereilte sie die lang genug gereitzte Rache des Himmels; was von ihnen nicht durchs Schwerdt fiel, wurde in der Donau ersäuft.

Endlich gelang es dem Herzog Gottfried von Bouillon, alle Hindernisse zu überwinden, und an der Spitze eines neuen, noch weit zahlreicheren und besser disciplinirten Heeres bis nach Griechenland, und endlich gar bis nach Asien zu kommen. Nach mannigfaltigen Gefahren erlangte er seinen Endzweck, entriß Palästina den Händen der Ungläubigen, und stiftete ein neues Königreich an den Ufern des Jordans. — Doch die Geschichte dieser Eroberung ist dem größten Theil unsrer Leser vermuthlich nicht unbekannt; wir

wollen

wollen uns daher nur bloß bey einer Anekdote aus diesem Zeitpunkt einen Augenblick hier verweilen, die, wahr oder falsch, in den Chroniken von Jerusalem ziemlich weitläuftig erzählet wird.

Gottfried de la Tour, den die jetzigen Herrn de la Tour d' Auvergne für ihren Urahnherrn halten, that diesen ersten Kreuzzug mit. Da er einst einen Wald durchzog, vernahm er plötzlich ein ängstliches Klaggeschrey. In der Meinung, einen unglücklichen Mitmenschen zu retten, stürzte der Ritter muthig durch das Gebüsch. Aber wie erstaunete er, da er einen Löwen erblickte, um dessen Leib sich eine gräßliche Schlange gewunden hatte. —

Bedrängten beyzustehn, ist ächter Ritter Pflicht! —

Von diesem Gedanken beseelt, galt es ihm gleichviel, ob es ein Mensch oder ein Thier wäre, genug das ein nothleidendes Geschöpf seiner Hülfe bedürftig war. Durch einen Schwerdtstreich, der die Schlange mitten von einander hieb, ward der bedrängte Löwe von seinen gefährlichen Fesseln befreyt. Seit diesem Augenblick war das dankbare Thier der beständige Begleiter seines Erretters; es folgte ihm überall wie ein zahmer Hund nach, und fiel nur mit seiner natürlichen Wuth über diejenigen her, die der Wink seines Befreyers ihn angreifen hieß. Ein Waffengefährte dieser Art kam dem Sire de la Tour bey allen Fährlichkeiten sehr zu statten. Endlich ward der heilige Krieg glücklich geendiget, und der Ritter machte sich fertig, nach Europa zurück zu kehren. Gerne hätte er seinen treuen Löwen mitgenommen, aber kein Schiffer war zu überreden, dieses gute Thier in sein Schiff aufzunehmen; es wurde also am Ufer zurückgelassen.

lassen. Anfänglich erhob der Löwe, da er sich von seinem lieben Herrn getrennet sahe, ein fürchterliches Brüllen; aber bald stürzte er sich ins Meer und schwamm beständig dem Schiffe nach. Endlich fiengen ihn an die Kräfte zu verlassen, er sank unter und die Fluten verschlungen dieses edle Thier, welches wegen der Liebe und Treue, die es für seinen Herrn selbst bis in den Tod hegte, wohl ein beßeres Schicksal verdient hätte.

Der merkwürdigste Vorfall während der Regierung Gottfrieds von Bouillon war ohnstreitig die Schlacht bey Askalon, in welcher der neue König von Jerusalem an der Spitze von nicht mehr als 20,000 Mann das ungeheure Heer des Kalifen von Egypten, (es bestand aus 100,000 zu Pferd und 300,000 zu Fuß) mit Verlust von 100,000 Todten in die Flucht schlug. Tasso, der größte italiänische Dichter nach dem unnachahmlichen Ariost, entwirft in seinem befreyten Jerusalem eine prächtige, durch alle Reize der Dichtkunst verschönerte Beschreibung von diesem denkwürdigen Treffen. Gottfried von Bouillon starb den 8ten Julius, im Jahr 1100; sein Bruder Balduin, Graf von Edessa, folgte ihm in der Regierung, und überließ seine Grafschaft seinem Bruder Balduin von Bourg.

Balduin der erste besaß achtzehn Jahre lang den Thron von Jerusalem. Seine Regierung war ein Gemisch von Glücks- und Unglücksfällen; indessen hinterließ er doch bey seinem Tode den Christen im Orient vier beträchtliche Staaten. Er starb im Jahr 1118.

Ihm folgte sein Bruder Balduin von Bourg, Graf von Edessa. Während seiner Regierung entstanden verschiedene neue Ritterorden, z. B. die Johanniter, die Hospi-

talritter,

talritter, die Ritter des h. Lazarus und die Tempelherren. Balduin der zweyte wurde im Jahr 1123 von den Muhamedanern gefangen, kaufte sich aber im folgenden Jahr für beträchtliche Geldsummen die Freyheit wieder. Er erfocht nachher noch manchen beträchtlichen Vortheil über die Ungläubigen und starb im Jahr 1136.

Fulko von Anjou, der die Prinzeßin Melisante, Balduins II. Tochter, geheyrathet hatte, bestieg nun den erledigten Thron. Er regierte zehn Jahre lang sein kleines Königreich. Einst da er jagte und einem Hasen nachsetzte, wurde sein Pferd scheu; er stürzte herab und brach den Hals.

Balduin III, sein Sohn, ward sein Nachfolger. Dieser Prinz vertheidigte mit eben so vielem Muth als Geschicklichkeit seine Staaten gegen die Anfälle der Türken und der Sultane von Egypten. Während seiner Regierung wurde der zweyte Kreuzzug in Europa geprediget. Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich nahmen das Kreuz und zogen an der Spitze mächtiger Armeen nach Asien. „Sie hatten, sagt unser Chronikschreiber, Mühe genug, um den Schlingen zu entgehen, die ihnen vom griechischen Kaiser Emanuel Komnenus gelegt wurden, einem Monarchen, der auf nichts als sie zu verrathen sann.„ — Die teutschen Kreuzfahrer wurden auf ihrem Zuge beynahe gänzlich aufgerieben. Was den Fallstricken der trügerischen Griechen entging, fiel unter dem Säbel der Türken. Konrad selbst zog sich mit den Ueberbleibseln seiner Armee nach Nicäa zurück.

Glücklicher und besser angeführt waren indessen die Franzosen. Nach vielen Beschwerden und ausgestandenen Gefahren langte Ludwig endlich zu Antiochien an, wo er und seine Gemahlin, die Königin Eleonore, die sich eben so

wie

wie ihr Gemahl mit dem Kreuz hatte bezeichnen lassen, von dem Fürsten Raimund auf das prächtigste empfangen wurden. Aber der Verdacht von einem Liebesverständnis zwischen Raimund und der jungen Königin störte bald dieses gute Vernehmen. Ludwig brach heimlich bey der Nacht auf, nahm seine Gemahlin mit sich, und kam endlich mit seinem Heer zu Jerusalem an. Hier fand er bereits Konrad III, der bisher mit seinen wenigen Kriegern, die dem Schwerdte der Asiaten entronnen waren, sehnlichst der Ankunft der Franzosen entgegen gesehen hatte. Beyde Monarchen liessen nun ihre Truppen zu der Armee Balduins III. stossen, und marschirten mit vereinigter Macht gerade auf Damas los. Indessen setzte es doch noch manches blutige Gefecht, ehe es ihnen gelang, diese feste Stadt, die zugleich eine der schönsten und reichsten Städte im Orient war, zu belagern. Wäre dieses Unternehmen glücklich abgelaufen und Damas erobert worden, so würden sich die Christen vermuthlich den Besitz des heiligen Landes auf immer gesichert haben; aber durch die Verrätherey des Fürsten von Antiochien verloren die neuen Kreuzfahrer alle Früchte ihrer asiatischen Siege. Sie wurden genöthiget die Belagerung aufzuheben, und Kaiser Konrad sowohl als König Ludwig kehrten voll Verzweifelung über den üblen Ausgang ihrer Unternehmung nach Europa zurück.

Balduin III. sahe sich also gänzlich sich selbst überlassen; dem ungeachtet strengte er alle seine Kräfte an, der nun auf ihn allein eindringenden Macht des Sultans Nureddin so viel möglich zu widerstehen. Seine ganze übrige Regierung, die noch dreyzehn Jahre lang währte, war ein beständiger Kampf, und ohne den unbezwinglichen Muth dieses tapfern Prinzen wäre Jerusalem schon damals die Beute der Muhamedaner geworden. Fürst Raimund von Antiochien

wurde

wurde vom Nureddin geschlagen; er selbst blieb in dieser Schlacht und seine Staaten blieben in der Gewalt des Siegers. Den Grafen Josselin von Edessa traf beynahe das nemliche Schicksal; er starb in den Fesseln des Sultans von Aleppo. Balduin III. wurde im Jahr 1163 von seinem eignem Leibarzt vergiftet und hinterließ, da er unbeerbt war, seinen wankenden Thron seinem Bruder Amalrich.

Dieser neue König ließ sich sehr zur unrechten Zeit in zwey Unternehmungen gegen Egypten ein, die doch weit über seine Kräfte waren. Vornemlich geschah es aus Begierde nach den Schätzen des dortigen Kalifen. Aber er wurde dabey auf eine doppelte Weise hinters Licht geführt: theils von dem griechischen Kaiser Emanuel, seinem Bundsgenossen, mit dem er den Raub theilen wollte, und der ihn, da es Ernst wurde, ohne Unterstützung ließ; theils auch durch einen der muhamedanischen Generale, der ihm auf eine sehr geschickte Weise Fallstricke zu legen wußte, sein Heer zerstreuete, und ihn mit Schimpf und Schande nach Jerusalem zurück zu kehren zwang, wo er im Jahr 1173 starb.

Ihm folgte sein noch unmündiger Sohn Balduin IV. Raimund Graf von Tripoli, sein Oheim von mütterlicher Seite war während seiner Minderjährigkeit sein Vormund und der Regent des Königreichs. Er hatte es mit dem grossen Salaheddin oder Saladin zu thun, dem fürchterlichsten Feinde, den die Christen im Orint jemals gehabt haben, und schlug ihn sogar zu zwey verschiedenen malen gleichsam durch eine Art von Wunder. Indessen konnte er ihn doch nicht verhindern, Damas und Aleppo wegzunehmen. Balduin wurde im fünften Jahr seiner Regierung, die er nun bereits selbst angetreten hatte, vom Aussatz, einer scheußlichen Krankheit, befallen, die ihn bald ausser Stand setzte, die

Pflichten

Pflichten eines Regenten, besonders in so mißlichen Zeiten länger zu erfüllen. Da er nun keine Kinder hatte und auch in seinem Zustande alle Hofnung, welche noch zeugen zu können, fahren lassen mußte, so übergab er gänzlich das Ruder der Regierung seiner Schwester Sibilla, der Wittwe des Marggrafen Wilhelms von Montferrat, und vermählte sie mit einem jungen französischen Ritter Veit von Lusignan, einem Sohn des Grafen Hugo de la Marche. Sibiliens Sohn aus der ersten Ehe wurde noch bey Lebzeiten seines Oheims und mit dessen Bewilligung unter dem Namen Balduin V. zum König von Jerusalem gekrönt. Balduin IV. starb 1185 und überließ seinem Neffen vollends die Regierung. Dieser junge König wurde aber von seinem eigenen Striefvater heimlich vergiftet, der sich durch dieses schändliche Bubenstück selbst den Weg zum Thron bahnte.

Indessen genoß Veit doch nicht lange der Früchte seiner Missethat. Innere Unruhen fiengen an seinen kleinen Staat zu zerrütten, und noch mehr ward er von den Waffen des siegreichen Saladins bedrängt. Umsonst suchte Veit bey den europäischen Fürsten Hülfe und Unterstützung gegen diesen furchtbaren Eroberer. Während dem man in Europa sich entschloß, sich zu einem neuen Kreuzzug zu rüsten, verlor dieser unglückliche König bey Tiberias eine Hauptschlacht, und gerieth selbst in die Hand seiner Feinde. Saladin rückte nun ungesäumt vor Jerusalem, und eroberte diese Stadt nach einer drey und dreyßigtägigen Belagerung. Die Königin Sibilla, die beyden Prinzeßinen ihre Töchter, der Patriarch von Jerusalem, und überhaupt alle christliche Standespersonen wurden von dem siegenden Saladin auf das großmüthigste und menschlichste behandelt. Nur dem treulosen Grafen Raimund von Tripoli, der Jerusalem durch Verrätherey in die Hände des Sultans gespielt, und,

um

um sich destomehr bey seinem neuen Herrn beliebt zu machen, die muhamedanische Religion angenommen hatte, begegnete er mit all der Verachtung, die sein nichtswürdiges Betragen verdiente. Raimund zog sich den Kaltsinn des Sultans so zu Herzen, daß er bald nachher krank ward und starb.

Saladin hielt nun seinen feyerlichen Einzug in Jerusalem mit aller Pracht der alten römischen Triumphe. Der überwundene König mußte den Triumphwagen des Siegers begleiten. Uebrigens würde er jederzeit mit vieler Menschlichkeit behandelt, und seine Gefangenschaft ihm so viel nur möglich erträglich gemacht. Einige Jahre nachher erhielt er sogar seine Freyheit und eine neue Krone wieder, wie wir bald weiter melden werden. Auf diese Weise fiel Jerusalem wieder in die Hände der Muhamedaner zurück, nachdem diese Stadt acht und achtzig Jahre lang der Wohnsitz christlicher Könige gewesen war.

Im Jahr 1190 unternahmen die europäischen Fürsten einen abermaligen Kreuzzug zur Eroberung und Befreyung des heiligen Landes. An der Spitze dieser neuen Kreuzfahrer befanden sich Kaiser Friedrich der Erste, mit dem Zunahmen, der Rothbart, König Philipp August von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von England. Kaiser Friedrich ertrank unglücklicherweise im Fluß Cydnus; die beyden andern Monarchen hingegen kamen glücklich in Palästina an, und unternahmen mit vereinigten Kräften die Belagerung von Akra. Sie eroberten diese Stadt im Jahr 1191, und setzten den König Veit, der indessen aus seiner Gefangenschaft losgekommen war, in den Besitz derselben. Aber ohngeachtet aller angewandten Mühe vermochten sie doch nicht die Stadt Jerusalem wieder zu erobern. Dem unglücklichen Veit wurde sogar der leere Titel von diesem

sem Königreiche streitig gemacht. Seine Gemahlin Sibilla war gestorben, und keines von ihren vier Kindern hatte sie überlebt. Man behauptete daher, daß, da Veit nur bloß wegen seiner Gemahlin ein Recht auf den Thron von Jerusalem gehabt hätte, dieses Recht nun nach ihrem Tode gänzlich wegfiele, und keine andre Person, als ihre Schwester Isabelle, die so, wie sie, eine Tochter König Amalrichs war, gegründeten Anspruch auf die Krone machen könnte. Diese Prinzeßin war eine Wittwe eines Marggrafen von Montferrat, und nachher an Heinrich von Champagne vermählt worden. Beyde nahmen nun den Titel einer Königin und eines Königs von Jerusalem an. Veit hingegen, der nun auch sogar den Namen eines Königs eingebüßt hatte, gieng nach Cypern, welche Insel König Richard Löwenherz an ihn überließ. Er wurde daselbst als König erkannt, und starb im Jahr 1194. Seine Nachkommen beherrschten an dreyhundert Jahre lang unumschränkt diese Insel.

Heinrich von Champagne regierte mit Isabellen bis zum Jahr 1197, ohne daß seine Besitzungen sich weiter, als auf die Stadt Akra und einen kleinen Theil vom alten Königreich Jerusalem erstreckten. Nach seinem Tode vermählte sich Isabelle zum drittenmal mit Emmerich von Lusignan, König von Cypern, der nach dem Tode seines Bruders Veit diese Krone geerbt hatte, und sie nun durch seine Heyrath mit der von Jerusalem vereinigte. Er starb 1205 und trennte durch seinen Tod diese beyden Kronen wieder. Seine Wittwe behauptete bis an ihren Tod, der im Jahr 1209 erfolgte, den leeren Titel einer Königin ohne Land. Ihre älteste Tochter, Maria von Montferrat, beschenkte mit ihrer Hand und ihren Ansprüchen auf das Königreich Jerusalem den Johann von Brienne, einen französischen Ritter, der sich eben so sehr durch seine erlauchte Geburt, als durch seine Tapferkeit

und

und übrigen Verdienste vor andern auszeichnete. Johann von Brienne wurde im Jahr 1209 gekrönt. Er war zu gleicher Zeit Regent des Kaiserthums von Konstantinopel, während der Minderjährigkeit Balduins von Courtenay, des Zweyten dieses Namens, und letzten lateinischen Kaisers im Orient. Mit Marien von Montferrat zeugte er nur eine Tochter, die in der Folge alle ihre Rechte auf das Königreich Jerusalem an Kaiser Friedrich II. aus dem Hause Schwaben abtrat. Dieser Kaiser war der letzte so genannte König von Jerusalem, der würklich noch etwas Land in Palästina besaß. Aber auch dieses fiel mit der Stadt Akra im Jahr 1291 in die Hände der Ungläubigen. Die Stadt Jerusalem sowohl wie das ganze heilige Land blieb unter der Herrschaft der Kalifen und der Sultane von Egypten bis 1517, da Selim, der erste türkische Kaiser, ihr Reich zerstörte. — Hier endigen sich die Chroniken von Jerusalem.

Ein nicht minder merkwürdiges Buch ist die Blume Orientalischer Geschichte (la Fleur des Histoires d' Orient.) Schon der Name und das Vaterland des Verfassers geben seinen Erzählungen nicht wenig Gewicht. Er sagt selbst in seinem Vorbericht, er sey aus Armenien gebürtig, und ein Neffe des Königs dieses Landes, der eben so, wie er, Haicon geheißen habe. Dieser König ließ sich nebst seiner ganzen Familie taufen, und führte einen langwierigen Krieg mit den Muhamedanern :c. Unser Autor folgte seinem Oheim in allen seinen Heerzügen, und fuhr auch noch fort, seinem Sohn und Nachfolger, dem König Lynon, zu dienen, der ihm die Herrschaft Courchy schenkte. Nachdem aber Lynon mit dem Sultan von Egypten Frieden geschlossen, überließ sich unser Autor ganz seiner Neigung zum einsamen Leben und der Ausübung der Pflichten, welche die Religion der Christen erfordert. Endlich entschloß er sich, vollends der

Welt

Welt zu entsagen und gieng nach Egypten, wo er ein Mönch ward. Er wurde bald nachher von den Obern seines Ordens nach Avignon geschickt, wo damals Pabst Clemenz der Fünfte residirte. Dieser Pabst schenkte ihm in kurzem seine ganze Gunst; denn er konnte sich gar nicht müde hören an den mannigfaltigen Geschichten, die ihm Pater Haicon von so vielen, von ihm durchwanderten und damals in Europa noch sehr wenig bekannten Ländern zu erzählen wußte. Auch mußte er auf das ausdrückliche Verlangen Clemenz des fünften alle diese Merkwürdigkeiten zu Papier bringen. Um ihn nun zu diesem Geschäfte alle erforderliche Muße und Bequemlichkeit zu verschaffen, erhielt er eine Prämonstratenserabtey zu Poitiers, wo er denn auch seine Blume Orientalischer Geschichte im Jahr 1305, folglich im Anfang des 14ten Jahrhunderts niederschrieb.

Aller Wahrscheinlichkeit nach geschah dieses ursprünglich in französischer Sprache, aber schon im Jahr 1307 wurde dieses Werk durch einen Priester, der Falcoin oder Falcon hieß, ins Lateinische übersetzt, und erschien in der Folge noch mit beträchtlichen Vermehrungen, so daß sich die in diesem Werk erzählte Geschichte immer bey einer jedesmaligen Ausgabe bis auf den Zeitpunkt erstreckte, worin diese neue Ausgabe zum Vorschein kam. So ist z. B. das Manuskript dieser Denkschriften, nach welchem dieser Auszug verfertiget worden, bis auf das 15te Jahrhundert, den Zeitpunkt, von welchem es datirt ist, fortgesetzt worden. Die gedruckten Ausgaben sind noch bis auf weit neuere Zeiten ausgedehnt, denn sie enthalten nicht nur eine übel genug zusammengestoppelte Lebensbeschreibung des berühmten Tamerlans oder Timur Beg, sondern auch die Geschichte des ersten Sophi von Persien, des Stammvaters der Beherrscher dieses Reichs, deren Familie durch den berühmten Thamas-Kuli-

Khan

Khan ausgerottet wurde. Ohne uns aber bey irgend einer der fortgesetzten und durch den Druck bekannt gewordenen Ausgaben dieses Werks hier aufzuhalten, wollen wir uns bloß darauf einschränken, unsre Leser mit den handschriftlichen Relationen des Paters Haicon de Courchy, die er selbst unter der Regierung Königs Philipp des Schönen von Frankreich aufsetzte, bekannt zu machen.

Der erste Theil seines Werks ist geographisch. Gleich zu Anfange spricht der Verfasser von dem grossen und mächtigen Königreich Kathay. Aus der ganzen Beschreibung, die er davon liefert, sieht man zur Gnüge, daß dieses Land kein andres als das jetzt genugsam bekannte China ist, und daß die Völker, die sich nach seinem Bericht Catins nennen, die heutigen Chineser sind. Von diesen Völkern bemerkt er, daß sie durchgängig kleine Augen und weniges Haar am Kinn hätten, und daß ihre Buchstaben, deren sie sich zum schreiben bedienten, eben so schön wie die lateinischen wären. Die Religion des Landes, sagt er ferner, ist sehr verschieden. Einige beten die Sonne, Mond, die Gestirne und überhaupt den Himmel an; andre die Thiere, vornemlich die Ochsen und Kühe; noch andre aber verehren die Natur im Ganzen als ihre Gottheit. Die Einwohner sind sämmtlich wohlgesittet und sinnreich; aber dagegen auch zu keinen Strapazen gemacht, und zum Kriege wenig tüchtig. Die gemeinste Münze des Landes ist von Papier, erhält ihren Werth bloß durch den Stempel des Landesherrn, und ist beym Handel im ganzen Reiche gültig. Sobald sie abgenutzt ist, wird sie in den Zollhäusern gegen eine sehr mäßige Abgabe von neuem gestempelt.

Hierauf spricht der Verfasser von dem Lande Tharsis, welches, nach seinem Bericht, oestlich an China gränzt. Er behauptet

behauptet, daß die Einwohner dieses Landes Abkömmlinge von den h. drey Königen wären, die zur Zeit, da Christus gebohren wurde, nach Bethlehem zogen, um den Heiland der Welt in der Krippe anzubeten. „Seit dieser Zeit sind sie immer Christen gewesen und haben nie etwas gegeßen, welches Leben in sich hatte, noch jemals Wein getrunken.„ Ferner spricht er von Turkestan, dem Stammlande der Türken, und von dem Königreich Corasma und den Corasminen, einem Volke, welches heut zu Tage eben so wenig existirt, als die Comanier, von welchen kurz nachher die Rede ist. Weiterhin liefert er eine Beschreibung von Indien, und behauptet, daß sich damals mitten in diesem weitläuftigen Lande eine Stadt befunden habe, die er Hermes nennet, und die von dem bekannten Philosophen dieses Namens erbaut worden seyn soll. „Sie liegt — sagt er — auf der Insel Combaite, wo man die Papagoyen in einer eben so grossen Anzahl antrift, als man in Frankreich Sperlinge findet.„

Auch schildert er den Zustand von Persien in den damaligen Zeiten, und behauptet, daß vor Einführung der muhamedanischen Lehre der Feuerdienst die allgemeine Religion des Landes gewesen sey. Ferner spricht er von Medien, und endlich von Armenien, seinem Vaterlande.

Armenien hatte damals nur einen Beherscher, der zu Tauris residirte. Lange Zeit hing dieses Land von den Tatarn ab, denn die Könige von Armenien mußten an den berühmten Dschengis-Khan und verschiedene seiner Nachfolger Tribut zahlen. — Auf dem Gipfel eines armenischen Berges (der Berg Ararat) behauptet P. Haicon, noch das Gerippe der Arche Noä gesehen zu haben; aber bis zu demselben hinaufzuklettern war unmöglich — „An dem äussersten

Ende von Georgien liegt ein Thal, welches mit hohen Bergen dergestalt umgeben ist, daß selbst die Strahlen der Sonne nicht hinein zu dringen vermögen." — Es hieß das dunkle Thal, und unser Autor erzählt von dem Ursprung desselben nachstehende eben so abentheuerliche als unwahrscheinliche Anecdote, die aber freylich in jenem an frommen Mährchen so ergiebigen Zeitalter allgemein für wahr angenommen wurde.

Sapor, König von Persien, ein eifriger Götzendiener und gewaltiger Christenfeind, befahl einst seinen sämmtlichen Unterthanen, sich auf einem freyen Felde einzufinden und daselbst den Götzen, die er verehrte, gottesdienstliche Anbetung zu bezeugen; wer sich nicht einstellen würde, sollte auf das grausamste am Leben bestraft werden. Ein Theil der christlichen Unterthanen des Tyrannen begingen aus Furcht die Schwachheit, sich seinen Befehlen zu unterwerfen; andre hingegen starben als Märtyrer für die Ehre der christlichen Religion. Aber die Klügsten sannen auf Mittel und Wege, sich seinen Verfolgungen zu entziehen und flohen daher in dieses Thal. Kaum waren sie alle darin angelanget, als sich plötzlich der Eingang desselben so enge zuschloß und so dunkel wurde, daß es ihren Feinden platterdings unmöglich wurde, ihnen zu folgen. — Unser Autor ist fest der Meinung, daß die Nachkommen dieser Christen bey seinen Lebzeiten noch immer dieses Thal bewohnt, und daselbst ungestört und ungekränkt sowohl die Pflichten ihrer Religion als ihren Gottesdienst ausgeübt haben.

In Chaldäa sahe Pater Haicon die Ruinen des alten Ninive am Tigerfluß. Er will durchaus nicht, daß man diese Stadt mit Babylon oder dem heutigen Bagdad verwechseln soll. Auch glaubt er, daß das irdische Paradies

wirk-

wirklich in dem vom Tyger und Euphrat umflossenen Mesopotamien gelegen habe rc.

Endlich spricht er noch von der Türkey, worunter er alle die asiatischen Provinzen versteht, deren sich die Türken im 13ten Jahrhundert bemächtiget hatten, und die sie seitdem auch immer behauptet haben. Indem er eine Beschreibung von Syrien liefert, redet er weitläuftig von den Minoriten, den Bewohnern des Libanons, die sämmtlich Christen, und seit dem 13ten Jahrhundert eifrige Anhänger der römischen und lateinischen Kirche wären. Sie sprechen arabisch und üben auch ihren Gottesdienst in dieser Sprache aus.

Das zweyte Buch dieses Werks enthält eine kurze, übel zusammen getragene, dunkle, und unverständliche Geschichte aller Begebenheiten Asiens, seit der Regierung des Kaisers Augustus bis auf das vierzehnte Jahrhundert. Wir wollen uns begnügen, bloß einige der merkwürdigsten Züge aus diesem Buche unsern Lesern hier mitzutheilen.

Sechshundert und zwey und dreyßig Jahre nach Muhameds Tode eroberten die Nachfolger dieses so genannten Propheten Syrien, nahmen Damas weg, und belägerten Antiochien. Gegen die Griechen fochten sie mit so vielem Glück, daß sie unaufhaltsam bis an die Thore von Konstantinopel vordrangen. Doch vermochten sie nicht, diese Hauptstadt des griechischen Kaiserthums wegzunehmen, sondern mußten sich diesesmal nur mit einem guten Theil der asiatischen Staaten dieses Monarchen begnügen. Hierauf wandten sie ihre Waffen gegen Persien und unterwarfen dieses Reich ihrer Herrschaft. Die Kalifen nahmen ihren Sitz zu Babylon oder Bagdad. „Ein Kalif — sagt unser Autor — ist bey den Sarazenen ohngefähr das nemliche, was der Pabst bey den Christen ist.„ — Auch meldet er, daß der sara-

zenische Titel: Sultan oder Soudan eben soviel als König bedeute. — Die Türken vereinigten sich damals mit den Sarazenen und nahmen Muhameds Lehre an. Der erste König der Türken hieß Salirt. Er wurde vom Kalifen zu Bagdad im Jahr 1057 nach unsrer Zeitrechnung gekrönt. Indessen hinderte alle Ehrfurcht, welche die Türken den Kalifen als ihren geistlichen Oberhirten bezeugten, sie doch nicht, sich gegen dieselben bald nachher zu empören. Das Buch schließt mit Erwehnung der Kreuzzüge; aber diese Materie wird hier nur sehr flüchtig und obenhin abgehandelt.

Das dritte Buch ist schon weit merkwürdiger. Pater Haicon de Courchy spricht hier von allen Vorfällen entweder selbst als Augenzeuge, oder giebt doch wenigstens geheime Familiennachrichten als die Quelle seiner Erzählungen an. Gleich zu Anfang handelt er von den Tatarn, die er Tartarins nennt, und liefert eine Beschreibung des Landes, welches sie vormals im nordlichen Asien bewohnten. Sie theilten sich damals in sieben Völkerschaften oder Stämme, wovon jetzt nur noch drey bekannt sind; nemlich: 1) die Tangutischen Tatarn; 2) die Mogolen oder Mongulen, und 3) die Tatarn von Thibet. Unser Autor erzählt, daß unter diesen Völkern eine alte Sage herrschte, zu Folge welcher dereinst unter ihnen ein Kind gebohren werden sollte, welches der Himmel dazu bestimmt hätte, alle die sieben Stämme ihres Volks mit einander zu vereinigen. Diese alte Weissagung wurde in der Person des Langius erfüllt, der sich auf eine sehr ausserordentliche Art zum Oberherrn der sämmtlichen Tatarn machte. *) Einst erblickte er im Traum einen

*) Langius war kein andrer, als der in der orientalischen Geschichte des Mittelalters so berühmte Dschengis-Khan. Aber freylich muß man dieses wissen, um ihn in der Geschichte des P. Haicon zu erkennen, wo seine Thaten eben so wie sein Name beynahe gänzlich entstellt sind.

nen Reuter auf einem stattlichen Roße, der ihn bey Namen rief, und sagte: es wäre der Wille Gottes, daß durch ihn die sieben Stämme des tatarischen Volks vereiniget würden, und er ihr König werden sollte. Gleich des morgenden Tages verfügte er sich in aller Frühe zu den Aeltesten der sieben Stämme, und erzählte ihnen seinen gehabten Traum. Sie lachten ihn zwar anfänglich aus, aber in der folgenden Nacht hatten alle sieben den nemlichen Traum, und nun vermochten sie nicht länger zu zweifeln, daß es der Wille Gottes sey, und erkannten einstimmig den Langius für ihren Khan oder Obersten Beherscher. Unser Autor beschreibt die Art und Weise, wie diese Völker dem Langius huldigten, folgendergestalt.

Die bisherigen Aeltesten der sieben tatarischen Stämme versammelten die ganze Nation auf einem freyen Felde von ungeheurem Umfange. Mitten auf demselben war ein hocherhabener Thron erbaut, zu dessen Fuße eine von Filtz oder schwarzem Kameelhaar verfertigte Decke lag. Ihr künftiger Groß-Khan mußte sich auf derselben niedersetzen, und nun faßten die sieben Aeltesten des Volks diese Decke bey den Zipfeln an, und erhoben ihn solchergestalt auf den errichteten Thron. Hierauf riefen sie und das ganze versammlete Volk ihn einstimmig für ihren Groß-Khan aus. Es waren zwar zu der Zeit, da Pater Haicon lebte, seit der Huldigung des Langius mehr als hundert Jahre verflossen, aber der ehrliche Pater sahe doch auf eben diese Weise verschiedene seiner Nachfolger und Abkömmlinge zu Khans ausrufen, und versichert, daß diese Ceremonie zu seiner Zeit unter den Tatarn noch immer üblich und ganz die nemliche gewesen sey.

Kaum war Langius Groß-Khan aller Tatarn, als er schon den Gehorsam seiner neuen Unterthanen durch folgende

drey

drey neue Gesetze auf die Probe stellte. Durch die erste verbot er ihnen allen fernern heydnischen Götzendienst und befahl, daß sie künftig nur an einen Gott glauben sollten, der alles erschaffen habe und unumschränkt über die ganze Schöpfung herrsche. Durch das zweyte Gesetz regulirte er den Kriegsstaat seines Volks, indem er alle wehrhafte Mannschaft in grössere und kleinere Haufen, (in unserm Original steht: il partagea toutes leurs Forces en bataillons & en compagnies) eintheilte. Eine jede von den sieben ihm unterworfenen tatarischen Nationen war gehalten, zehntausend Mann unter Anführung eines Generals ins Feld zu stellen. Ein jeder dieser Generale hatte zehn Obristen unter sich, wovon jeder tausend Mann kommandirte. Unter Befehl eines jeden dieser Obristen standen ferner zehn Hauptleute, deren jeder über 100 Mann gesetzt war. Endlich war auch noch eine jede dieser Kompagnien in zehn kleinere Haufen oder Korporalschaften eingetheilt. Die dritte von den Verordnungen des Groß-Khan Langius war bey weitem die sonderbarste und grausamste von allen dreyen. Um die Standhaftigkeit seiner sieben Generale zu erproben, befahl er, daß sie ihre ältesten Söhne mit sich ins Lager bringen und öffentlich in Gegenwart des ganzen Heers ihnen die Köpfe abhauen sollten; welcher Befehl, so barbarisch er auch immer war, dennoch auf das punktlichste vollzogen wurde.

Bald nach seiner Thronbesteigung sann Langius beständig darauf, seine Staaten durch neue Eroberungen zu vergrößern. Er grief daher seine nächsten Nachbaren an und gewann verschiedene Schlachten, doch war ihm auch das Glück nicht immer günstig. Unter andern verlor er einst ein Treffen, bey welchem er grosse Gefahr lief, Leben und Freyheit einzubüssen. Von seinen Feinden auf der Flucht

verfolgt,

verfolgt, wurde er genöthiget, sich unter einem grossen mit dickem Gesträuch unten umgebenen Baum zu verbergen. Diejenigen, die ihn aufsuchten, gingen mehr als einmal dicht neben ihm vorbey, ohne nur im geringsten zu argwohnen, daß der flüchtige König der Tatarn sich hier versteckt haben könnte. In dieser Meinung wurden sie noch mehr durch folgenden Umstand bestärkt: sie erblickten nemlich auf dem Gipfel des Baumes einen Uhu, und da dieser lichtscheue Vogel nichts weniger als gesellig zu seyn pflegt, so war dessen Gegenwart allein schon hinlänglich sie zu überzeugen, daß der Flüchtling, den sie suchten, an diesem Ort nicht verborgen seyn könnte. Auf diese Weise entrann Langius der Wuth seiner aufgebrachten Feinde. Gleich den Tag darauf sammlete er seine zerstreuten Truppen, so gut er konnte, wieder, stellte sich an ihre Spitze, und grief den vom gestrigen Siege noch ganz trunkenen Feind so unvermuthet an, daß er den vollkommensten Sieg über ihn erfochte. Seit diesem merkwürdigen Tage war der Uhu der Lieblingsvogel des Langius, und alle seine Unterthanen verehrten in ihm den Erretter ihres Monarchen. „Daher kömmt, sagt unser Autor — auch die Gewohnheit, daß die Tatarn auf ihren Mützen oder Helmen gemeinhin eine Feder von diesem Vogel zu tragen pflegen.„ —

Nachdem Langius alle ihm benachbarte Völkerschaften seinem Szepter unterworfen hatte, wurde er abermals durch einen prophetischen Traum zu neuen Eroberungen angereizt. Es erschien ihm ein Engel, der ihm den Weg, den er nehmen sollte, bezeichnete, und die glänzendsten Siege verhieß. Anfänglich marschirte er mit seinem Heer nach dem Gebürge Belgian und verrichtete daselbst sein Gebet; hierauf drang er mit Gewalt durch die sogenannte Eiserne-Pforte, einen Paß, den Alexander der Große, der Sage nach, angelegt

gelegt und befestiget haben soll. Nun durchzog er mit seinem Heer manche Wüste, unterwarf sich alles, was sich ihm zu widersetzen wagte und flog immer unaufhaltsam von einer Eroberung zu der andern. Aber mitten unter diesen glänzenden Siegen ward Langius-Kahn von einer tödtlichen Krankheit befallen. Kaum merkte er, daß seine Kräfte ihn zu verlassen anfingen, so ließ er seine zwölf Söhne zu sich rufen, ermahnte sie zur Eintracht unter einander, und befahl noch ehe er starb, daß sie seinem ältesten Sohn Hoktota als ihrem Oberherrn und neuem Groß-Khan der Tatarn huldigen sollten, welches denn auch geschahe.

Hoktota schickte seine drey Söhne nach den drey äussersten Enden von Asien auf neue Eroberungen aus. Einer von diesen drey Prinzen, den unser Autor Dako nennt, unterwarf sich ganz Georgien und die Türkey bis Erzerum. Aber sein Ehrgeiz und seine Eroberungssucht waren hiemit noch nicht gesätiget. Er gieng über das schwarze Meer, und drang sogar bis Ungarn vor. Endlich ersof er in der Donau. Sein Nachfolger, der wahrscheinlicher Weise sein Sohn war, hieß Mango-Khan. Mit diesem schloß Haicon, König von Armenien, einen Bund, oder ward ihm vielmehr zinsbar. Wir haben bereits oben erwehnt, daß dieser König, ein Oheim unsers Autors, ein Christ und gewaltiger Feind der Muhamedaner war. Dem Khan waren zwar beyde Religionen gleichgültig, aber die Länder, welche den Sarazenen und Türken gehörten, lagen ihm weit gelegener als diejenigen, welche die Christen im Besitz hatten; er entschloß sich daher, erstgedachte Länder mit Gewalt seinem Szepter zu unterwerfen. König Haicon machte sich diese für ihn so erwünschte Stimmung des Khans aufs beste zu Nutzen. Er bot dem Mango-Kahn an, sein Heer zu dem seinigen stoßen zu lassen und ihm als Vasall zu huldigen;

gen; wogegen der Khan ihm versprach, daß er nie den freyen Gottesdienst der Christen kränken wollte. Auch erhielt Haicon noch überdem vom Mango-Kahn die Versicherung, daß er ihm zur Eroberung derjenigen Provinzen, die ihm von den Türken entrissen worden, mit seiner ganzen Macht hülfliche Hand leisten würde; wobey denn zugleich ausgemacht wurde, daß beyde Fürsten mit ihren vereinigten Armeen zuerst auf Bagdad, den Sitz der Kalifen, loßgehen wollten. Dieser Allianz-Traktat wurde anfänglich bloß durch Deputirte von beyden Theilen geschlossen und unterzeichnet; nachher wurde er von beyden Fürsten selbst ratificirt. Dem Bericht des guten Paters Haicon zu Folge war Mango-Khan mit diesem Bündnis so zufrieden, daß er bald darauf sich sogar durch einen Bischof, der zu gleicher Zeit Kanzler des Königs von Armenien war, taufen ließ.

Beyde vereinigten Heere fingen ihren Feldzug damit an, daß sie das Raub- und Mordnest des berüchtigten, unter dem Namen des Alten vom Berge, in der Geschichte der damaligen Zeit bekannten Fürsten der Assassinen, oder Meuchelmörder, zerstörten. Hierauf gingen sie vor Bagdad, belagerten und eroberten diese Stadt, und machten dem Kalifat durch den Tod des letzten Kalifen ein Ende, der mitten unter seinen Schätzen in seinem Schloß verhungerte. Aleppo, Rohais oder Edessa und überhaupt ganz Palästina wurde erobert. Dieses Land fiel dem König von Armenien zu, der es auch einige Zeit im Besitz behielt. Aber unter Kobila-Khan, dem Nachfolger des Mango-Khan, gerieth Palästina aufs neue in die Hände der Muhamedaner, welche die Tatarn und Armenier aus demselben verjagten. Diese Unglücksfälle ereigneten sich unter der Regierung des Sinon, Königs von Armenien, der ein Sohn des Königs Haicon und folglich ein leiblicher Vetter unsers Autors war.

Dieser

Dieser schwache Fürst, da er gewahr wurde, daß seine Staaten immer mehr abnahmen und sich zuletzt auch sogar von seinen Beschützern, den Tatarn, verlassen sahe, wurde nun ganz kleinmüthig, entsagte dem Thron und dem weltlichen Leben gänzlich, und wurde ein Mönch. In der Folgezeit begab er sich selbst nach Rom, um bey dem Pabst um Beystand für seine Landsleute gegen die Muhamedaner, von welchen sie sehr bedrängt wurden, anzuhalten. Da er aber alle seine deshalb angewendete Mühe vergebens sahe, entschloß er sich ganz und gar in Europa zu bleiben, trat in den Prämonstratenser-Orden, und starb als Abt zu Poitiers in Frankreich.

Beym Schluß dieses dritten Theils der Blume Orientalischer Geschichte geschieht noch verschiedener Khans Erwehnung, die Nachfolger und Abkömmlinge des Langius waren. Endlich wurden die Tatarn vollends aus diesem Theil des Morgenlandes, den sie einige Zeit lang besessen hatten, verjagt, und in ihre alten Gränzen eingeschränkt. Die letzten Kapitel dieses Buchs verbreiten sich auch noch ziemlich weitläuftig über die Sitten und Gebräuche der Tatarn, enthalten aber eben nichts neues.

Der vierte Theil dieses eben so merkwürdigen als seltenen Werkes ist in der Handschrift sehr kurz, und enthält bloß eine Ermahnung an die christlichen Fürsten von Europa, das gelobte Land den Ungläubigen mit vereinigten Kräften wieder zu entreissen. In den gedruckten Ausgaben hingegen ist dieser Theil von weit grösserm Umfange: denn er begreift zu gleicher Zeit den Ueberrest der türkischen Geschichte bis auf das 16te Jahrhundert und die Eroberung von Konstan-

tinopel

tinopel durch Muhamed den Zweyten. In noch neuern Ausgaben ist sogar, wie bereits gesagt, ein fünfter Theil hinzugekommen, der die Lebensbeschreibungen des Tamerlan oder Timur-Beg, und des ersten Sophi von Persien enthält. —

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

IV.

Gespräche zwischen Xenophanes und Dicacarchus,

in welchen die Frage: ob es in der Welt mehr Böses denn Gutes gebe, aufgeworfen und beantwortet wird.

Dicacarchus.

Ich komme, dir Glück zu wünschen, Xenophanes, denn die Veränderung, die du mit deinem Stande vorgenommen hast, ist bey dem Herkules von der Art, daß die Götter dir ein sehr vervielfältigtes Glück geben müssen, um aus dir einen Trisoblion, Dreymalseligen, wie unsere Sunici sagen, (bey denen die Dinge unter der Hand werden, was die Herren wollen), oder einen vollkommen glückseligen Menschen zu machen. In dem Gegen-

gentheil haben die Parcen Gelegenheit genug, um durch das Gewebe deiner Lebenstage schwarze Fäden zu ziehen, die vielleicht nicht den besten und angenehmsten Contrast machen mögten. Vielleicht auch, Xenophanes, ist mein guter Wunsch sehr zur Unzeit angebracht, denn man wünschet sich und andern ein Gut, welches man für sich und andere verlangt, und das wir oder andere nicht besitzen; man freuet sich aber über den Genuß des Guten und über die Erfüllung unserer Wünsche. Soll ich mich freuen, Xenophanes, daß du glücklich bist?

Xenophanes.

Ich denke sehr, daß du bey dem einen oder bey dem andern deine Mühe verlierst, denn die Wünsche der Sterblichen, Dicacarche, sind eitel, und die Glückseligkeit ist nur das Loos der Götter; unser Glück ist schon sehr groß, wenn wir nicht unglücklich sind, und unsre gröste Tugend ist eine in die Seele hineingedachte Zufriedenheit, oder eine Apathia, eine Unempfindlichkeit, sowohl für das, was ein Gut zu seyn scheinet, und ein Gut zu seyn aufhöret, so bald wir es besitzen, als auch für das, was ein wirkliches Uebel ist.

Dicacarchus.

Es ist mir beym Jupiter gar nicht lieb, dich so philosophiren zu hören; Du sahest noch nicht gar lange mit mir jene zärtlich seufzende Philomele, die ihrer Gattin in so sanften und rührenden Tönen so schöne Dinge vorsang; plötzlich hob sich deine schmachtende Brust, und tief seufzend mit der Philomele sagtest du: O glückliche Bewohner der grünen Hayne, wie sehr beneidet Xenophanes euer ganzes Leben; ihr habt keine ausgedachte gekünstelte Bedürfnisse, und auf jedem der Bäume blühen für euch die muntersten und ruhigsten

Freu=

Freuden, die nichts bekümmert, nichts beängstigt, nichts betrübt; ein jeder süßer Ton eurer göttlichen Lieder entzückt eure zärtlichen Gattinnen: denn war es wohl umsonst und ohne Absicht, oder um unsere Ohren zu kützeln, daß euch die Natur so schön, so einnehmend singen gelehrt! O Dicacarch, die Philomelen singen nur für Philomelen, sie verstehen unter sich ihre Harmonie, sie wissen, daß es der Gesang der Liebe ist, sie sind glücklich, denn sie lieben sich nur desto mehr, weil ihnen die Natur ein Gefühl für diesen Gesang, und einen Gesang für dieses sanfte Gefühl gab, sie lieben ohne Sorge, ohne Eifersucht, ohne Ekel. Die Philomelen sind glückliche Geschöpfe, so sagte, so sprach noch in dem vorigen Maymonat Xenophanes, der nun auf einmal aus dem Bezirk der Sterblichen alle Glückseligkeit zu der seligen Wohnung der Götter verweist, und bey dem es nur selbst stehet, eben so glücklich zu seyn, als die Philomelen, für deren Glückseligkeit er damals fast ein Schwärmer geworden war.

Xenophanes.

Glaubst du denn wohl, Dicacarch! daß unsre Denkungsart mehr oder eben so wohl von unserm Kopfe als von unserm Herzen, von der Mischung und Temperatur unserer Säfte, von der Organisation unsers Körpers bestimmet werde? Dazumal dachte ich anderst, weil ich anderst empfand. Die arme Weisheit der Sterblichen dauert mich, die sich die Augen zudrücken, über das, was sie täglich sehen und täglich hören können, und die nun einmal nicht anders, als mit und durch ihren Schaden klug werden wollen. Die Natur wollte haben, daß die Liebe, die sie den beyden Geschlechtern eingepflanzt, und die in allen Gattungen von liebenden Thieren ein Meisterstück ihrer Kunst ist, für sie seyn, ihre Absichten vollziehen und befördern, und ihren alles belebenden Geist

be-

beständig wirksam erhalten sollte. Sie wollte es haben, sage ich, weil ich vollkommen überzeugt bin, daß dieses ihre erste und vornehmste Absicht war. Denn glaube mir, Dicacarch, der ich auch hierin aus einer traurigen Erfahrung rede, dasjenige, was dir oder einem andern von der großen Glückseligkeit, die in dem Besitz einer liebenswürdigen Schönen bestehen solle, geträumet hat, oder noch träumen könnte, ist einer von den allerfeinsten Kunstgriffen, den die Natur noch zum Ueberfluß gebraucht hat, um die begeisterte Einbildungskraft ihren so widersinnigen und bizarren Geschöpfe, wie die Menschen des Prometheus sind, mit in das Spiel zu mischen. Sie gab dem Menschen sehr viel Stolz, um unter diesem sonst sehr bequemen Geschlechte diejenige ewige Gährung zu erhalten, die einmal unter sie kommen muste, um alle ihre Fähigkeiten und Talente zu entwickeln, und durch diese Entwickelung allen nur möglichen Modificationen des physikalischen, und des sogenannten moralischen Menschen, sammt allen Geburten der wahren Thorheit und der halb thörichten Weisheit ihr Daseyn zu geben; ohne diesen Stolz würde das Menschengeschlecht so gut Thiere, als alle übrige vier- und zweyfüßige, kriechende und fliegende Thiere gewesen seyn. Dieser Stolz, Dicacarch, hätte sich bey den Werken der goldnen Venus beleidigt finden können. Er muste also mit dem, was wir Liebe nennen, in eine Harmonie gebracht werden, und daher, mein Guter, haben wir überirdische Schönen, göttliche Mädchen und Grazien, und Liebesgötter und Göttinnen, und Amore, und Amoretten, wir haben einen Jupiter, der sich selbst nicht zu groß zu seyn dünket, um in den süssen Umarmungen einer von unseren Schönen zu vergessen, daß er der Donnerer ist, dessen allmächtige Locken den Olymp zittern machen, (mit aller Verehrung sonst von dem Zevs gesprochen) und dieses überhaupt möchte ich noch wohl hingehen lassen; aber eben daher haben wir

auch

auch die Gesetze, die du wohl weist, und vor welche sich Hymenäus, wenn er will, bedanken mag.

Dicaarch.

Bey allen Göttern! ich verstehe nichts von allem was du da sagst: die Kunst des Weisen ist, allezeit glücklich zu seyn, sein Glück hängt nicht von den Umständen, in denen er sich befindet, sondern von ihm selbst ab. Er kann alles geniessen, aber auch alles entbehren. Er kann Schmerzen und Wollüste empfinden, ohne von der ihm eignen Größe herabzusinken. Er ist glücklich, wenn er ein König ist, ohne deswegen dem Glücke zu fluchen, wenn es ihm Sklavenfesseln anlegen läßt; denn wenn dieses nicht das große Geheimniß der Weisheit wäre, sage mir, Xenophanes, was hätte der Weise vor jedem Thoren, den der glückliche Stern, der ihm von seiner Geburt an geschienen, bis auf die Thronen begleitet, und die seufzende Armuth zu seinen Füßen wirft, der aber deswegen doch ein Thor ist, weil seine ganze Zufriedenheit von dem freundlichen oder unfreundlichen Auge seiner Curtisane abhängt, was hätte der Weise vor diesem glücklichen Thoren zum voraus? Ihn kann freylich seine Hofnung betrügen, aber er weiß ein Mittel, sich an dem bösen Glücke zu rächen. — Dieses ist — es zu verachten, und aus dem eignen Vorrath seiner Seele so lange glücklich und vergnügt zu seyn, bis das Glück sich etwa mit ihm ausgesöhnet hat. Der Weise ist Herr über alle Dinge, ihm dienet alles, ihm gehorchet alles, das Gold, womit unsere Narren ihre Lüste kaufen, wird Staub vor ihm, und in seinem halb zerrissenen Mantel ist er stolzer und reicher, und glücklicher, als Dionysius in seinem Purpurrock. Die Weisheit ist sein Schatz, den ihm niemand raubt, die ihn, wenn er nur will, nie verläßt; die keine Thränen

in

in seine Augen, keine Seufzer in seine Brust kommen läßt; sie erhebet seinen Geist zu den ätherischen Sphären, wo das selige Licht nie von der melancholischen Nacht ausgelöscht wird. Da siehet seine begeisterte Seele das glückliche Gedichte des epikuräischen Himmels; Götter, die sich um nichts bekümmern, von nichts geängstiget, niemals geplagt werden. Seine Seele ist eine solche Gottheit, viel zu erhaben, als daß sie sich mit dem Kothe der Erde beflecken sollte. Verzeihe mir, Dicacarch, das Lob der Weisheit ist ziemlich schwärmerisch gerathen. Ich denke an den seligen Aesculap, der für gewaltsame Krankheiten auch gewaltsame Mittel vorschrieb. Du kündigest der Weisheit den Krieg an, wenn du die Natur oder das Schicksal anklagest; verzeihe mir, daß ich, so lieb mir immer deine Freundschaft ist, ein treuer Bundesgenosse von ihr verbleibe.

Xenophanes.

Ist dir je deine Gemahlin, die dich liebte, und die du liebtest, von deiner Seite gestorben, oder dein geliebtes Kind, oder hast du deinem eißgrauen Vater, den der Tod vor deinen Augen gestreckt, seine verloschenen Augen zugedrückt, oder hat dich Hymen mit einem Weibe beschenkt, die für jedermann in der Welt mehr Liebe hat, als für dich, und die aus geheimen, dir immer verborgenen, Absichten dich zu betrügen gewußt hat? Oder hast du einen Freund gehabt, der dein Verräther war, oder nur einen Feind, der dich verfolgt, geplündert und vernichtet hat, oder, um alles auf einmal zu sagen, öfne deine Augen, und siehe dich einmal in dieser reichen und mächtigen und glänzenden Stadt Corinthus um, setze dich an die Stelle derer, die da wirklich leiden, oder besser zu sagen, damit du dich nicht in ihre Lage hineindenken müssest, wage es Dicacarch, verwechsele nur auf eine Zeit

dein harmloses, ruhiges, unbekümmertes und bequemes Leben mit dem Schatten und Nachspiel von dem Leben derer, die der Ueppigkeit, der Wollust, der Weichlichkeit und Zärtlichkeit von dem frühen Morgen bis in den späten Abend frohnen müssen, die zu Opfern der Ungerechtigkeit, des Ehrgeizes und der kargen und mächtigen Habsucht bestimmt sind, denen die Unmenschlichkeit das Reden und die öffentlichen Thränen verbietet, den einzigen Trost und Erleichterung der Armseligen, die, ohne es verschuldet zu haben, der Welt gleichgültiger geworden sind, als das dürre Laub, das auf einem Hauch vom Nordwind der Baum abwirft, dem es kurz vorher sein schönster Schmuck war, vor die Trotz, Stolz, Verachtung, Abscheu und Ekel allen Augen, Ohren und Mund haben; weist du, wer diese weiten und breiten Felder anbaut, wer diese Thäler, diese Berge, diese Küsten bewohnt, wer diese fetten Heerden versorgt, ernähret und unterhält? Es sind Sklaven, Dicacarch! und du, der du mit einer betrunkenen Einbildungskraft von einer Sphäre auf die andere herum irrest, hast du je in deinem Leben in allem Ernst überdacht, was das heisse, ein Sklave seyn, ein Mensch, den die kaum herfürbrechende Sonne von seinem Strohlager sich aufraffen siehet, der, mit dem gehorsamen Thiere in ein Joch gespannt, diese rohen und harten Erdschollen brechen und mit dem Schweisse seines Körpers unsere blühenden Fluren befruchten muß, bis die dem Horizont nach einem langen Tage allmälig übergeschlichene Nacht ihm zu schlafen erlaubt, nicht, weil der Schlaf sich bey ihm als eine süße Erquickung einstellen wollte, sondern weil der erschöpfte, mürbe und abgemattete Körper in seine Todtenarme eben so hinfällt, wie der Körper des abgelebten Greises in die Arme des Todes. Und was gewinnet der Arme hiebey? Er, der ein Mensch so gut als der reiche und wollüstige Philochrysos, dem die Zauberstimmen der Sängerinnen, und die sanftesten Harmonien

von allen Instrumenten den Schlaf in die Augen locken! Erröthen wir, Dicacarch, Menschen zu seyn, und nicht zu wissen, daß es alle Arme und alle Unglückliche auch sind; die Gnade zu leben, das ist mit einem Wort, Luft einzuhauchen, seinen Hunger mit Hülsenfrüchten, den Durst mit Wasser zu stillen, und damit der Natur ihr Spiel bey allem diesem nicht verdorben werde, etwa andere Menschen zu machen, die von dem Punct ihres Daseyns an zu dem ungütigen Schicksal ihrer Eltern schon verdammt sind. Glücklich ist er freylich noch, wenn er zu diesem Werke das Herz eines Weibes gefunden hat, die alle ihre Empfindungen von augenblicklicher Freude, Lust und Vergnügen, von Wehmuth, Mitleid und Traurigkeit aus dem seinigen schöpft, die dieses mit Liebe und Zärtlichkeit umhüllt, und die ihn durch ihre süßen Worte und gefälliges Betragen vergessen macht, oder nicht so oft daran gedenken läßt, daß er nur ein Armseliger ist, der dem Glücke gar nichts, und der Natur den Tod schuldig ist. — Gehe, gehe Dicacarch, empfinde den Gram, das Leid, die Sorgen, die Dürftigkeit, den Jammer der Armseligen, und philosophire mir prächtig und eitel über die Glückseligkeit der Weisen. Giebt es Philosophie, giebt es Vernunft gegen unsre Empfindungen?

Dicacarch.

O Xenophanes, deine Seele ist krank. Schwermuth und eine tiefe Traurigkeit reden aus dir. Vergieb mir, daß ich dich mißkennet habe, ich verehre die Menschheit in dir, die für die bedrängte und leidende Menschheit mit so vielem Nachdruck und Ernst das Wort redet. Aber sey mir einmal einer von diesen Unglückseligen, vielleicht durch das, was in ihren durch allerhand Arten von Harm schon stumpf gemachten Seelen nur das Gewicht und den Druck einer Feder haben würde. Noch weit unglücklicher als sie, setze den Fall; daß

daß deine Verwandten, oder deine Ehre, ein Gespenst, das die armen Sterblichen so sehr ängstiget, oder selbst eine geheime Leidenschaft, denn wer weiß nicht, wie wunderlich und launenvoll ihr Spiel ist, oder ein anderer Beweggrund, das Mittel verbeut, deinem Unglück geschwind und auf einmal abzuhelfen, willst du immer ohne Trost und ohne Hülfe leiden, und bey wem willst du Trost oder Hülfe suchen und finden, bey wem gewisser und beständiger, als bey der Weisheit? Sie giebt der Seele einen edlen Schwung über ihr Elend, das sie zu Boden zieht; sie versieht den Geist mit Heldenmuth und eignen Kräften, das hohe Licht, das in der Seele des Weisen strahlt, ergiest sich auf sein ganzes Wesen; seine Augen sind immer heiter, seine Mienen frey und ungezwungen, seine Bewegungen lebhaft; über dem Anschauen der göttlichen Natur vergißt die Seele ihres Schmerzens, die Thoren und die Wollüstlinge weinen bey dem geringsten Ungemach. Socrat trinkt seinen Giftbecher aus, so wie Patroclus den mit Epheu oder Rosen bekränzten goldenen Crater, in welchem Chierwein schäumt. Socrat weiß, daß er sterben muß; er weiß, daß er unschuldig ist; er ist aber freudig, weil er weise ist. Die Weisheit verbietet der Seele die Empfindungen nicht, sie lehrt sie aber edel denken, edel empfinden, und das Uebel, das nicht zu ändern ist, zu vergessen; denn jemehr du deinem Uebel nachdenkest, desto mehr gewinnet es über deine Seele, desto unglücklicher bist du. Suchest du aber bey der Weisheit Hülfe, so verlieret durch die Betrachtungen von höherer Art, durch die Gründe aus reinern Quellen, und hauptsächlich durch die entgegengesetzte Wendung, die deine Seele nimmt, der Schmerz seine drückende Gewalt. Er ist mehrentheils eine Wunde, die wir selbst nähren, wenn wir ihren Tiefen nachspüren; wir machen die Wunde größer, die sonst von sich selbst zugehen würde. Bey allem diesem, Xenophanes, reden wir immer ganz allgemein, und wirklich kenne ich dein

Unglück noch nicht. Wenn du, wie es sonst immer geschienen hat, keine Geheimnisse für die Freundschaft hast, die für unsre Herzen ein heiliges, noch niemals entweihtes Band war, so entdecke dich vollkommen. Vielleicht weiß Dicacarch ein Mittel, die Schmerzen seines Freundes zu heilen, oder wenigstens zu lindern.

Xenophanes.

Die Eucharis war für dich auch ehemals, was sie für mich war, ein reizendes Mädchen.

Dicacarch.

Die Eucharis! Hat Eucharis aufgehört, reizend zu seyn, seitdem Xenophanes sich vorgenommen hat, was sie vielleicht ehemals nicht war, unter dem Beystand des Hymens, eine Priesterin der Weisheit aus ihr zu machen?

Xenophanes.

Sie ist reizend und liebenswürdig, wenn du willst, aber nicht für den Xenophanes; der arme gieng, wo ihn eine geblendete und betrogene Seele hinführte, die das Vorurtheil, nachdem es ihr die Augen fest zugebunden hatte, an seidenen Stricken nach sich schleppte. Die Menschen betriegen sich so gerne und so leicht, daß sie, wenn sie sich einmal auf der breiten Strasse zu ihrem Unglück befinden, sie keine Phantasie und keine Einbildungskraft mehr haben, als die ihnen dieses recht bezaubernd vormahlet — so gieng es dem armen Xenophanes. Er hatte aus einem gewissen Taumelkelch getrunken, dessen magische Kraft seiner Seele andere Empfindungen, und seinem Körper andere Organen gab, als

als welche die gemeinen Sterblichen sonst zu haben pflegen. Nichts ist vollkommen, sagte er, als was schön ist, nichts ist liebenswürdig, als was dem Gefühl den Beyfall ablockt, ohne den Geist zu einer lange nachgedachten Entschliessung zu nöthigen. Seitdem wollte Xenophanes nichts sehen, als was schön war, nichts hören, als was durch eine süße Betäubung die Seele einschläfert, nichts empfinden, als was die Nerven mit einem Gefühl von Wonne umfließt. Darin wäre ich freylich zu tadeln gewesen, wenn ich nicht alles nach meinen Idealen von Schönheit betrachtet, und Wollüste von einer höhern Art mir selbst geschaffen hätte. Der Irrthum war nicht in meinem Herzen, sondern in dem Geist und in der Einbildung. Kurz, Dicacarch, gleichwie ich keine Augen hatte, als für das Schöne, so kannte ich auch keine Lust, als die aus dem Anschauen der Schönheit entspringt; in einem schönen Gesichte sah ich alles, aber nur nichts menschliches. Aus schönen Augen strahlte ein göttliches Licht, das in meiner Seele den heitersten Tag machte; von den Lippen floß eine Stimme der Göttinnen, die meinen Ohren eine himmlische Musik war, in dem Gefolge einer sterblichen Schönen sah ich lauter Liebesgötter, die sanft um sie hersäuselten; Grazien, die sie freundlich küßten und ihr schwesterlich die Hand reichten, die lauter Anmuth und lauter Reiz um sie hergossen, ja, den Himmel von allen unsern Göttern und Göttinnen. — Ich war mit diesen Zaubereyen der Einbildungskraft noch nicht zufrieden, meine Seele hatte schon einmal ihren Gang genommen; in diese hinein dachte ich aus metaphysischen Gründen die Nothwendigkeit des übermenschlichen Glücks, das in dem ruhigen Besitz und in dem täglichen ungestörten Umgang mit einer Schönen besteht; denn je schönere Gestalten ich sahe, desto mehr überzeugte ich mich, daß sie sich dem göttlichen Wesen näherten; weil ich dieses als die Urquelle der Schönheit betrachtete. Was ist gewisser, sagte ich, als

daß

daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohnet, denn die Seele ist nicht wegen des Leibes, sondern dieser wegen der Seele geschaffen? Es sind zwar alle Seelen von dem nemlichen Urstoffe genommen, der die Gottheit ist, sie sind an sich alle gleich edel, und gleich gut, so wie die Gottheit sich immer gleich ist, und dennoch sind sie in ihren Eigenschaften, die uns sichtbar sind, so sehr verschieden; sollte man nicht sagen, daß irgend ein böser Genius alle seine Kunst erschöpft habe, um Seelen von mancherley Art zu bilden, hat Socrat, hat der göttliche Plato nicht geirret, ist es nicht etwan ein schöner und angenehmer Traum der ganz neuern Akademiker gewesen, die Masse der sämmtlichen Geister aus einer so reinen und erhabenen Quelle, aus dem Schoosse der Gottheit selbst zu schöpfen? Wie war es möglich, daß Plato nur geschwärmet habe; er, der von der Gottheit mehr gewußt, der sie in einem viel hellern Lichte gesehen, als je ein Sterblicher vor ihm, oder als irgend einer von den Weisen, die nach ihm gelebt haben? Aus den höchsten Begriffen von Harmonie, von Vollkommenheit, von Ordnung und Uebereinstimmung leitete Plato diese prächtige und erhabene Lehre, der edle und gute Seelen so gerne Beyfall geben; Seelen, deren Grundlage die Ordnung, und deren angeschaffene Vollkommenheit die Uebereinstimmung aller Begierden und Leidenschaften ist; eine Uebereinstimmung, die keinen andern Mittelpunkt hat, als die Güte und die Schönheit, die Kalokagathian, Seelen, die keine Tugend kennen, die nicht schön und gefällig sey, und keine Schönheit, die nicht mit dem göttlichen Band der Tugend verbunden sey; auch die niedrigsten, die kriechenden Insekten der Menschheit können der Tugend ihre Achtung, und den Grundsätzen der Tugendhaften ihren Beyfall nicht entziehen. Die sittliche, die moralische Schönheit, die Schönheit des Herzens und des Geistes ist immer für ihre unheiligen und profanen Augen eine Schöne von höherem Reiz,

die

die ihrem Herzen Ehrfurcht gebeut, und Scham und Hohn über sich selbst abzwingt, die aber nur deswegen von ihren ausgelassenen und leichtfertigen Zungen entweder getadelt oder verachtet, oder gar verläumdet wird, weil sie mit ihren ungezäumten und niedrigen Neigungen, mit ihrer ungesitteten und liederlichen Lebensart sich nie in eine Gemeinschaft einläßt, weil sie ihrem schlechten Herzen, dem unedlen Sitz so vieler Laster, nicht zu schmeicheln weiß, weil sie keine Liebkosungen für Unwürdige hat. — In dem Leben der unedlen und verwerflichen Seelen, der Bösewichter, der Meineidigen, der lasterhaften, der ungerechten, der unmäßigen, der thierischen Menschen ist ewiger Widerspruch — Sie sind mit sich selbst nicht zufrieden — und der denkende Theil in ihnen haßt sie, und macht ihnen unaufhörliche Vorwürfe, denen sie nicht zu antworten wissen; sie suchen nur Winkel und Ausflüchte auf, um ihnen auszuweichen. Ist nicht Plato hierdurch gerechtfertigt, und wo ist der Fehler, wenn Menschen boshaft und niederträchtig sind, wo ist er eher als in ihrer Seele zu suchen, die, wie mit schweren Ketten beladen, so unermüdete, so anhaltende Versuche thut, ihre Fesseln zu zerbrechen, und die Last, die sie zu Boden drückt, abzuwerfen, um frey diejenigen schönen Gefilde von Ordnung, von Schönheit und Vollkommenheit durchzuwandern, und, wenn es so zu sagen erlaubt ist, von Tugend auf Tugend, wie eine emsige Biene von Blume auf Blume zu irren? — O ihre von dem göttlichen Hauch lebende Seele wollte gern, eine unwiderstehliche Gewalt hält sie aber in der Ferne. — Wünsche und Begierden und sehnliches Verlangen, und innere tiefe Verehrung der Tugend sind die sichersten, die unläugbaren Proben, daß Plato, und daß die neuere Akademie, daß ihr unsterblicher Stifter, der weiseste und tugendhafteste Socrat, nicht geirret hat. Hat er aber nicht geirret, wo sind die Ausschweifungen, wo die Schlech-

tig-

tigkeiten, wo die Niederträchtigkeiten und Bosheiten der Menschen zu suchen, wo anders als in dem Stoffe des Körpers? Die irdene gebrechliche Gefäße bieten dem Ungemach der Zeiten und der langsamen Wuth der Jahrhunderte nicht diesen hartnäckigen und starken Troz, den der Marmor aus Phrygien, woraus Praxiteles eine Venus, und Socrat die Grazien gebildet hat, ihnen bietet. Die Kunst der vortreflichsten Meister hätte über der Schlechtigkeit der Materie müssen zu Schanden werden. So konnte die Gottheit aus einem unvollkommenen und bösartigen Stof keine gute und vollkommene Menschen machen. Es ist nicht ein jeder Kloz geschickt, um einen Merkur daraus zu machen, sagten unsre Voreltern, welche haben wollten, daß ihre Götter schön gemahlt und schön gebildet seyn sollten; es giebt mehr häßliche als schöne Menschen, es giebt aber auch mehr nichtswürdige, abscheuliche Menschen, die der menschlichen Natur Schande machen, als edle, großmüthige und tugendhafte; um welcher willen man das menschliche Geschlecht lieben muß. Gleichwie die innere Vollkommenheit, die Güte des Herzens, die Redlichkeit und Aufrichtigkeit der Seele, die Richtigkeit des Geistes, göttliche Eigenschaften sind, eben so ist es auch die äusserliche Schönheit; denn wer ist schöner als Gott, und wer hat der Natur die Modelle der Schönheit geben können, als eben derselbe? Je schöner also, je vereinigter in allen ihren Zügen die äusserliche Gestalt des Körpers ist, desto schöner muß die Seele seyn, die diesen Körper bewohnt, denn wo wäre sonst die Harmonie und die Uebereinstimmung? Auch in den nichtswürdigsten Menschen trift man dieselbe wenigstens in so ferne an, daß einer äusserlichen Bildung, die ganz mißgestaltet ist, auch eine ganz mißgestaltete Seele entspricht, gerade deswegen, weil die Seele die Mängel des Körpers annehmen muß. Mit diesen elenden Scheingründen, Dicacarch, suchte ich mich selbst mit allem Fleisse zu hintergehen, weil in der-

glei-

gleichen elenden Fantomen meine begeisterte Einbildungskraft ihre eigne Nahrung fand; Anstatt meine Ideen aus der Natur zu schöpfen, schuf ich die Natur nach meinen Ideen um, und sahe und fand überall alles, was ich wollte, aber nirgends mehr, nirgends mit mehrerer Befriedigung, mit mehr Zuversicht und Wollust, als bey derjenigen Eucharis, die nun, um ihre Absichten erreicht zu haben, keine Liebkosungen, keinen Funken von Liebe, kein Herz und keine Zärtlichkeit für mich hat, die meine süßen Vorurtheile betriegt, die meine ganze Seele zerrüttet, die mein Leben unglücklich, und alle Minuten und Momente desselben schwarz und bitter macht. O Dicacarch, der arme Xenophanes gehöret unter die unglücklichsten Sterblichen. Nur dazumal war er glücklich, da er ein Schwärmer, da er ein Träumer war, da seine Welt, aus seinen chimärischen Wesen erbaut, ihm in seinem süßen Rausch alles in demjenigen blendenden Lichte zeigte, das er selbst über alles verbreitete, ohne irgendwo die Wahrheit zu sehen und die Wahrheit zu empfinden, oder sehen und empfinden zu wollen; wie konnte, wie durfte Xenophanes verwegen genug seyn, um sich in alle die Verhältnisse und Verbindungen einzulassen, in die er sich wirklich eingelassen hat? Noch einmal, Dicacarch! Xenophanes hat keine Ursache mehr, sich die Augen zuzuhalten, er siehet nun zu gut, er ist der unglücklichste Sterbliche.

Dicacarch.

Die Ursache des Unglücks, worüber du so sehr klagst, liegt vielleicht blos in dir, Xenophanes, vielleicht blos in der Laune und dem Temperament der Eucharis, vielleicht in einer gar zu großen und übertriebenen Delicatesse deiner seits, deren nicht alle Seelen fähig sind. — Es giebt Seelen von einer höhern und stärkern Art, welche zu jeder grossen

sen That, zu jeder heroischen und männlichen Tugend, zu jeder uneigennützigen Verleugnung ihrer selbst; zu jeder edlen Handlung, zu der sich nur großmüthige Herzen, die keine Gefahr, kein Verdacht, kein niedriges Vorurtheil abschreckt, oder niederschlägt, entschliessen können, gebohren sind; diese Seelen wissen wenig oder gar nichts von der feinern Grazie, sie nehmen einen höhern Flug, und in der Sphäre, in welcher sie sich befinden, sehen sie nur das Große, das Erhabene, das Starke, die feinern und schönen Kleinigkeiten entweichen ganz natürlich ihrem Auge. — Es giebt ferner Seelen, die, um nicht mit den unsern zu sympathisiren, nichts desto weniger liebenswürdig sind; wie viel, Xenophanes, thun die Nüancen in dem Gemählde, und wie wichtig ist für ein feines Gefühl der bemerkte Unterschied in den Nüancen unserer Leidenschaften, um schlechterdings zu verhindern, daß das süßeste Band der Liebe, die Sympathie der Seelen, nie könne geknüpft werden! In dem ersten Falle hättest du nichts anders zu thun, als deine Eucharis zu verehren und zu bewundern, und in dem andern muß deine größte Angelegenheit seyn, den Character, das Temperament und die Laune derselben kennen zu lernen, um durch Nachgiebigkeit und Nachsicht dieselbe zu überzeugen, daß du, um Liebe zu empfangen, auch in dem Stande seyest, dieselbe geben zu können. — Die weiblichen Herzen müssen ihre Schwachheiten (denn die Dosis von Eigensinn und Bizarrerie, welche dieselbe mehrentheils zu haben pflegen, nennet der Weise mit Recht eine Schwachheit) behalten, weilen dieselben immer mit denjenigen liebenswürdigen Eigenschaften verwebt sind, die die Grundlage von ihrem guten Charakter und von ihrer Zärtlichkeit sind, und welche sie mit ihren aus dieser Absicht liebenswürdigen Schwachheiten gleichfalls ablegen müsten. Die bloße Harmonie von Gemüthern ist eine Wirkung der Natur. — Die Freundschaft ist der

Lohn

Lohn der Tugend und der Vernunft. Wie süß ist der Triumph über ein Herz, das mit den unsrigen wenig oder nichts ähnliches hat? Kann unser Stolz sich einen schönern Sieg denken? Und welche Beobachtung ist angenehmer, als nach und nach gewahr zu werden, wie vieles wir über ein fremdes Herz gewinnen; die beste Wissenschaft der Weisen ist, sich die Neigung und das Wohlwollen von Menschen von allerhand Gemüthsarten erwerben und versichern zu können. Und eine Liebe, die auf Achtung gegründet ist, kann meines Erachtens eben so gut bestehen, als eine andere, die von der wechselsweisen Sympathie der Seelen bey dem ersten Anschauen in dem Herzen empfangen wird.

Xenophanes.

Keiner von unsern Poeten hat mit dem scharfsinnigsten Witz eine Kunst in der Liebe entdeckt, die ich nicht an der Eucharis versucht hätte; ich habe aber alle meine Mühe verloren, und nun verliere ich die Geduld, und die Hofnung, jemalen glücklich und zufrieden zu seyn. Die Eucharis ist nichts als eine blendende und betriegende Gestalt, die unter dem blühenden Anstrich von Lilien und Rosen ein eben so leichtes, eben so flatterhaftes Herz verbirgt, als das Blatt einer Rose ist, das einem jeden spielenden Zephyr nachgiebt, und alle Bewegungen annimmt, die ihm der leiseste Hauch desselben geben kann; mit einem Herzen von dieser Art nimmt Eucharis in einer Minute tausend Eindrücke von tausend Kleinigkeiten an, und wünschet, und begehret alles auf das heftigste, was einen Eindruck auf ihre Seele gemacht hat; sie ist viel zu kleingeistig, als daß irgend etwas Großes und etwas wahrhaft Anständiges eben so viel Gewalt über sie haben sollte. Die ausserordentliche Kleinigkeit ihrer Seele schützet sie, so wie die auf der Erde klebenden kleinen Stauden

und Gebüsche nur durch ihre Kleinigkeit vor dem darnieder reissenden Strom der Nordwinde sicher sind, die sich über dieselben hinwälzen, da sie indessen die grösten Eichen umreissen, vor allen starken und grossen Leidenschaften; sie ist deswegen der Liebe eben so wenig als des Hasses fähig — alles gehet bey ihr vorüber, und ausser dem, was jedes Insect empfindet, weiß sie von Liebe, von Zärtlichkeit, von Wohlwollen, von jener sorgfältigen Bemühung, durch ihre Handlungen, Gesinnungen und Ausdrücke gefallen zu wollen, durch ihre Theilnehmung an dem, was mir gefallen oder mißfallen könnte, von einer kleinern oder grössern Achtsamkeit auf mein Vergnügen, und denn von der Sorge unsers Hauswesens nichts. Sie lebt blos vor sich, nicht etwan aus Haß gegen das übrige Menschengeschlecht, sondern aus einer natürlichen Gleichgültigkeit, die, so zu sagen, mit dem Wesen ihrer Seele schon verwachsen ist. Kurz, Dicacarch, die Liebe, die mir eine sehr schöne Puppe, die alle mögliche künstliche Bewegungen machen würde, einflössen kann, eben diese Liebe, und um kein Haar mehr, muß mir mit ihrem nichtsbedeutenden faden Herzen, mit ihren gleichgültigsten und albernsten Tändeleyen, mit ihrer geist- und herzlosen Unterredung die Eucharis einflössen. Bey allem diesem hat sie noch einen weit größern Fehler, in dessen Rücksicht sie der Stoa wenig Ehre machen würde; so unempfindlich sie für die wahre Liebe ist, so viel Gefühl hat sie vor die verliebten Umarmungen, und so viel Begierde nach denselben — Doch kann ein Geschöpf, das ganz niederer Sinn ist, — anderst geschaffen seyn? — Urtheile nun, Dicacarch, ob Xenophanes Ursache habe, mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn, ob ihm nicht alle Momente seines Lebens gramvoll, bitter und gehäßig seyn müssen?

Di-

Dicacarch.

Hast du auch schon den Nutzen berechnet, den du aus diesen finstern Ueberlegungen haben wirst? Glaube mir, die gar zu grosse Empfindlichkeit gewähret dir nicht den tausenden Theil von Vergnügungen gegen den unzähligen unermessenen Gram, den sie dir verursacht, wenn du sehr empfindlich bist; bemühe dich daher, diese Empfindlichkeit zu mäßigen, und du wirst alle Dinge in einem andern Lichte betrachten.

V.

Anecdoten zur Regierungsgeschichte Ludwig des Eilften, Königs von Frankreich.

Diese Anecdoten sind gröstentheils aus der Chronique scandaleuse du regne de Louis XI. entlehnt, einem Buche, das in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts geschrieben wurde. Jean de Troyes, Stadtschreiber zu Paris, wird gemeinhin für den Verfasser dieses Werks gehalten; andre eignen es auch dem Ritter Wilhelm Cousinot zu, der eben so wie der erste ein Zeitgenosse Ludwigs XI. war. Da aber dieser Ritter bereits 1466. starb, so kann er höchstens nur einen Theil der scandaleusen Chronik geschrieben haben, denn das Buch geht bis 1483. Dieses Werk ist übrigens mehr als einmal den Memoires de Commines als eine Zugabe

bey-

beygefügt worden. Einige der sonderbarsten, unbekanntesten und auffallendsten Züge aus demselben sollen den Gegenstand dieses Aufsatzes ausmachen.

Unter den während der Regierung Ludwigs XI. in Frankreich üblichen Todesstrafen war das Ersäufen eine der gewöhnlichsten. Im Jahr 1465. wurden drey Personen von dem Prévôt des Maréchaux zu Paris verurtheilt, lebendig in die Seine gestürzt zu werden. Dieses Urtheil wurde von dem Scharfrichter, gerade vor dem am äussersten Ende des Arsenals gelegenen Thurm de Billy, nahe bey dem Cölestinerkloster öffentlich vollzogen. In eben dem Jahr wurden noch einige andre Personen vom Chatelet und dem Parlement zu eben dieser Todesart verdammt.

Im nemlichen Jahr wurden auch einige Auflagen, die von den einkommenden Waaren, besonders Lebensmitteln, in Paris bezahlt werden mußten, aufgehoben. So geringe auch diese Erleichterung immer war, so gerieth doch das mit ungeheuren Abgaben belastete Volk so sehr darüber in Freude, daß es im ersten Taumel des Entzückens auf allen Strassen Freudenlieder anstimmte und Freudenfeuer anzündete.

Im Jahr 1468. befahl Ludwig XI. einem gewissen Perdriel, alle zahmgemachten plaudernden Vögel, z. B. Elstern, Amseln, Staare ꝛc., die sich in Paris befänden, wegzunehmen und zu ihm zu bringen. Dieser Befehl wurde auf das genaueste vollzogen, und in wenigen Tagen fand man schon in Paris keinen einzigen von diesen Vögeln mehr. Ueber diese Thiere sowohl als über alles, was sie plauderten, wurde ein genaues Register gehalten, und sodann all dieses Geflügel, imgleichen alle Hirsche und Hirschkühe, die von einem andern königlichen Bevollmächtigten, Namens

Cor-

Cordeboeuf, weggenommen wurden, nach Amboise gebracht. Die Ursache, die den König zu diesem sonderbaren Verfahren, besonders in Ansehung der Elstern, Amseln und anderer Vögel bewog, läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß Ludwig XI. von seiner Politik irre geführt, sich zu Anfang eben dieses Jahres freywillig in die Hände des Herzogs von Burgund lieferte, und auf dem Schlosse zu Peronne gefangen war. *) Vermuthlich glaubte dieser mißtrauische Prinz, daß die Bürger zu Paris ihren plaudernden Vögeln anzügliche Redensarten oder Liederchen gelehrt hätten, die auf obige Begebenheit anspielten, und ihn vielleicht seinen Zeitgenossen in einem lächerlichen Lichte zeigen mögten. Um nun dieses zu verhindern, nahm Ludwig zu dem eben erzählten Mittel seine Zuflucht. Warum er aber zu gleicher Zeit auch alle Hirsche aufgreifen ließ, dies ist eine Frage, die weniger zu enträthseln ist, und deren Untersuchung wir andern mit der geheimen Geschichte dieses Prinzen bekanntern Schriftstellern überlassen müssen.

Ludwigs Haß gegen den Herzog von Burgund gieng so weit, daß er, um diesen Fürsten dem ganzen Europa recht gehäßig zu machen, einem gewissen Jean Hardy, als einem vom Herzog Karl angestifteten Giftmischer, den Prozeß formiren ließ. Hardy war in Diensten des letztverstorbenen Herzogs von Guienne, dessen Tod allgemein einer Vergiftung zu-

*) Ludwig XI. hetzte bekanntermassen aus Haß gegen Karl den Kühnen die Lütticher zum Aufruhr an; zugleich eilte er nach Peronne, blos um durch diesen Schritt den Herzog von Burgund desto besser zu hintergehen. Aber dieser Fürst merkte die List des treulosen Königs, behielt ihn gefangen, und ließ ihn nicht eher wieder frey, bis Ludwig ihm in eigner Person die Rebellen zu bändigen geholfen hatte.

zugeschrieben wurde, Suppenkoch gewesen; man gab ihn daher dreist für den Mörder dieses Prinzen aus; ein Vorgeben, welches um so viel wahrscheinlicher zu seyn schien, da Hardy gleich nach dem Tode des Herzogs die Flucht ergriffen, und sich nach den Niederlanden in Sicherheit begeben hatte. Hier sollte er (fuhr man in seiner Anklage fort) von dem Herzog von Burgund den Auftrag erhalten haben, sich wieder nach Paris zu begeben und die Speisen des Königs gleichfalls zu vergiften, wofür ihn denn Karl reichlich zu belohnen versprochen hätte. Um dieses Bubenstück nun auf das schleunigste auszuführen, wäre Hardy nach Frankreich zurück gereiset, und hätte sich an einen seiner alten Bekannten, einen königlichen Küchenbedienten, gewendet. Diesem hätte er 20000 Thaler — eine für die damaligen Zeiten ungeheure Geldsumme — versprochen, woferne er den König vergiften würde. Aber der Koch hätte das ganze schändliche Komplott sogleich seinem Vorgesetzten, dem königlichen Oberleibkoch (Maître Queux) entdeckt, der sich sogleich mit ihm zum Könige verfügt, wo er diesem Monarchen gleichfalls alles gestanden hätte. — So lautete die Beschuldigung, die man gegen Jean Hardy anbrachte, und die, sie sey nun gegründet oder nicht, dem Könige sehr willkommen war. Ludwig befahl, den Angeklagten unverzüglich festzunehmen, und schleppte ihn hierauf in seinem Gefolge gefesselt mit sich von Amboise bis Paris. Der Prevot des Marchands und die Gerichtsschöppen daselbst mußten auf königlichem Befehl ihm den Prozeß machen; vorher aber wurde er auf einem hohen Stuhl in eine Karre gesetzt, und so, daß ihn jedermann sehen konnte, durch alle Strassen von Paris geführt. Indessen verbot man doch dem Pöbel, der haufenweise bey diesem Spektakel zusammenlief, ihn weder mit Steinen zu werfen, noch mit schimpflichen Namen zu belegen, ein Verbot, welches bey einem solchen Verbrechen vielleicht das einzige in seiner Art ist. Der Prozeß dieses Elenden wurde

im Monat Januar angefangen, und erst zu Ende des Merzmonats 1474 geendiget. Er wurde vom Parlement verurtheilt, auf dem Place de Grêve geviertheilt zu werden. Sein Kopf wurde auf einer Pike vor dem Rathhause zur Schau aufgesteckt, und seine Arme und Beine an die vier vornehmsten Gränzstädte geschickt und daselbst aufgehenkt. Der Leib wurde verbrannt, und das Haus, worin er gewohnt hatte, geschleift, mit dem schärfsten Verbot, auf dieser Stelle nie ein anderes zu erbauen.

Obgleich Ludwig XI. bey diesem Prozeß nur deshalb so viel Aufsehen machen ließ, um den Verdacht von sich abzulehnen, daß er, wie man, vielleicht nicht mit Unrecht, vermuthete, an dem Tode seines Bruders selbst Schuld wäre, so wirkte dieser Staatskniff doch nicht so, wie er es wünschte, auf die Bürger von Paris. Man kannte seinen grausamen und treulosen Charakter nur zu gut, als daß man ihn nicht jeder Schandthat fähig gehalten hätte, und Hardy's Hinrichtung, weit entfernt, die üble Meynung der Franzosen von ihrem Könige zu schwächen, bestärkte sie darin nur noch um so viel mehr.

Zu Ende eben dieses 1474sten Jahres wurde zum erstenmal der Versuch angestellt, den Stein aus der Blase eines mit dieser Krankheit behafteten Menschen herauszuziehen. Ein wegen verübter Diebstäle zum Tode verurtheilter Freyschütze von Meudon muste diesen Versuch an sich machen lassen. Die Aerzte und Wundärzte zu Paris hatten kaum vernommen, daß der Uebelthäter an dieser Krankheit laborire, so erbaten sie sich von dem Könige seine Begnadigung, mit dem Beding, daß er sich gefallen ließe, obenbesagte grausame Operation auszustehen. Das Leben ist jedem Menschen süß, und um sich vom Tode zu befreyen, willigte der Verur-

theilte mit Freuden in ihren Vorschlag. Er mußte die grausamsten Schmerzen erdulden, denn die Wundärzte zogen ihm die Harnblase ganz aus dem Leibe heraus, die, nachdem man den Stein herausgenommen hatte, wieder an ihren Ort gebracht wurde. Indessen wurde er doch wieder in einer Zeit von vierzehn Tagen gänzlich hergestellt, und genoß noch lange Zeit nachher eines Lebens, das er so theuer hatte erkaufen müssen.

Von der Zusammenkunft Ludwigs XI. mit dem König Eduard IV. von England zu Amiens im Jahr 1475. und von den prunkvollen Festen und Schwelgereyen, wodurch Ludwig die Rückkehr dieses gefürchteten Feindes erkaufte, thut der Chronikschreiber sehr umständlich Erwehnung. Eduard war mit einem beträchtlichen Kriegsheer in Frankreich gelandet, und wollte versuchen, ob er nicht wieder die verlornen Provinzen dieses Reichs erobern könnte. Anstatt ihm muthig entgegen zu gehen, erkaufte Ludwig den Frieden auf die schimpflichste Weise, indem er große Geldsummen an den englischen Monarchen auszahlte, seine vornehmsten Officiere gleichfalls mit Geld gewann, und das ganze Heer der Engländer mit Wein beschenkte. Indessen führt unser Autor doch als einen merkwürdigen Umstand an, daß Eduard, da er sich dem König von Frankreich näherte, dreymal mit dem Knie die Erde berührte, und von Ludwigen mit vieler Herablassung wieder aufgehoben wurde.

Nicht minder weitläuftig wird hier der dem Connetable von Saint-Pol gemachte Prozeß erzählt. Ludwig XI. war schon längst überzeugt, daß der Connetable die übelsten Anschläge gegen ihn hegte, und suchte sich daher seiner Person zu versichern. Saint-Pol war zwar zum Herzog von Burgund geflüchtet, er wurde aber ausgeliefert und nach Paris ge-

gebracht, wo er den 10ten Dezember 1475. seinen Kopf durch die Hand des Scharfrichters verlor.

Unter dem Jahr 1476. hält sich der Chronikschreiber lange bey einer merkwürdigen Mordthat auf; sie betrift Charlotten von Brezé, eine Tochter Karls VII. und der bekannten Agnes Sorel. Diese Dame war an Peter von Brezé, Grafen von Maulevrier und Seneschal von der Normandie verheyrathet. Ihr Gemahl traf sie einst in ihrem Schlafzimmer unvermuthet in den Armen seines Jägers an, und tödtete das strafbare Paar auf der Stelle mit eigner Hand. Den entseelten Leichnam seiner Gemahlin ließ er mit allen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten, und wohnte sogar diesem Leichenbegängnisse und der dabey gehaltenen Seelenmesse in eigner Person bey. Ludwig XI., der sich aus seinen Geschwistern eben so wenig wie aus allen Menschen machte, verzieh sehr leicht diese rasche That dem freylich nur zu sehr gereizten Ehemann.

In eben diesem Jahr hatte Ludwig auf seiner Reise von Lyon bis Orleans in seinem Gefolge zwey junge und schöne Mädchen, wovon die eine La Gigonne und die andre La Passefilon hieß. Er verheyrathete sie beyde an zwey ansehnliche Bürger zu Paris, „& pour l'honnêteté des dites deux Femmes, leur donna de grands biens.„ — Die Mutter von der letzten natürlichen Tochter, die Ludwig XI. zeugte, ist unbekannt, vielleicht war es eine von diesen beyden honneten Damen.

Das Jahr vor seinem Tode (1482) wandelte dem König eine solche Traurigkeit und Melancholie an, daß er jeden Augenblick zu sterben befürchtete. Von Gewissensbissen gefoltert, nahm er zu jedem Mittel seine Zuflucht, das seine ge-

ängstete Seele nur einigermassen aufzuheitern vermochte, und ließ daher auch eine Menge Tonkünstler und Sänger nach dem Schlosse du Plessis les Tours kommen, wo er sich damals aufhielt. Ihre Anzahl belief sich auf 120, unter welchen sich auch verschiedene Hirten aus Poitou befanden, die auf ihren ländlichen Instrumenten vor dem Fenster der Wohnzimmer des kranken Königs spielen mußten, „afinque aux dits instrumens il prît plaisir & passe temps, & pour le garder de dormir, mais ne le voient point. D'un autre côté, il fit aussi venir grand nombre de bigots, bigotes & gens de dévotion; comme Hermites & saintes créatures, pour sans cesse prier à Dieu qu'il ne mourût point, mais le laissât encore vivre. „ —

Da Ludwig, besonders in den letzten Augenblicken seines Lebens, im höchsten Grade abergläubisch war, so wird es wohl keinen wundern, daß er in seiner Angst zu Reliquien seine Zuflucht nahm. Unter andern ließ er auch die Stäbe Mosis und Aarons aus Paris zu sich bringen, Reliquien, die ihm um so viel schätzbarer vorkommen mußten, da die Heiligthümer des alten Testaments so äusserst selten sind. — Zu gleicher Zeit lud er auch den Franzisko Martovillo zu sich ein, einen Eremiten aus Calabrien. Er warf sich ihm zu Füßen und bat ihn mit Thränen, Gott um die Verlängerung seines Lebens anzuflehen. Dieser Eremit ist nachher heilig gesprochen worden, und ist in den heiligen Legenden der römischen Kirche unter dem Namen des H. Franziskus de Paula bekannt.

Indessen blieb doch Ludwig hierbey nicht allein stehen, sondern suchte auch bey leiblichen Hülfsmitteln Rettung für seine Krankheit. Seine Leibärzte mußten alle nur mögliche Arzneyen bey ihm versuchen; unter andern ließ er auch Kindern

dern das Blut abzapfen, und trank es, in der Meynung, das seinige dadurch zu verdünnen, und demselben die Schärfe zu benehmen. Aber alles war umsonst; mitten unter Gewissensbissen, Herzensangst und den quaalvollsten Gedanken, von niemand beklagt zu werden, hauchte er endlich den 30sten August 1483. im sechszigsten Jahr seines Alters seine matte Seele aus; & cependant pour le guérir de ses maladies furent faites par les médecins, qui avoient la cure de sa personne, de terribles & merveilleuses médecines. Dieu lui donne son Paradis.„ — So endigt sich die Chronique scandaleuse.

Ludwigs Charakter war ein Gemisch von bösen und guten Eigenschaften; doch überwogen erstere die letztern bey weitem. Voltaire, in seinem Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte, sagt von ihm: „er besaß Herzhaftigkeit, wußte als ein König zu schenken, kannte die Menschen und die Welthändel, wünschte jedermann Recht widerfahren zu lassen, wenigstens wollte er allein die Freyheit haben, ungerecht zu seyn.„ — Aber er war auch zu gleicher Zeit treulos, abergläubisch, wollüstig, rachgierig, und im höchsten Grade grausam und blutdürstig. Er war es, der unter den französischen Königen zuerst den Titel: der Allerchristlichste, führte, so wenig er auch von dem wahren Geist des Christenthums besaß; auch kömmt von ihm die Einführung des Postwesens her. Mit leichter Mühe hätten wir diesen kleinen Aufsatz auf mehr als einen Bogen ausdehnen können; aber unser Hauptzweck war blos, einen kurzen Auszug besagter Chronik, keineswegs aber eine aneinander hangende Geschichte dieses sonderbaren Monarchen zu liefern; auch würden wir nichts sagen können, was unsre Leser nicht bereit in Meusels treflicher Geschichte von Frankreich finden könnten. — F.

VI. Schrei-

VI.

Schreiben des Grafen O'Rourke, eines Irrländers, an Lord George Gordon, vom 24. Nov. 1784.

Ein Beytrag zur Geschichte der Toleranz.

Aus dem Englischen übersetzt.

Es ist bekannt, daß dieser wahnsinnige Schottländer immer noch fortfährt, die Protestanten in England wider die Catholiken mit fanatischem Eifer aufzuwiegeln; ja daß er die politischen Streitigkeiten zwischen dem Kayser und den Holländern zu einer Religionsfehde hat machen wollen, worauf sich dieser Brief bezieht.

d. H.

Mylord!

„Ich möchte gerne wissen, welchen Bewegungsgrund oder „was für ein Interesse Sie haben, gegen die alte catholische „Religion so viel Heftigkeit zu zeigen. Haben denn Ew. „Herrlichkeit vergessen, daß Sie selbst von Vorfahren ab„stammen, welche die dazu gehörigen Grundsätze für die be„sten hielten, und daß Sie noch diesen Augenblick eine Tante „haben, die solche in allen ihren Theilen ausübt? Diese

Re-

„Religion, die sogar noch zu Ihres Großvaters Zeiten die „Religion Ihrer Familie war, sollte von Ihnen doch nicht „so verächtlich behandelt werden. Erlauben Sie, daß ich „frage: was für eine Religion haben Sie, die die Verfol„gung empfiehlt? Gewiß nicht die protestantische! Ich „bekenne, daß ich ein römischcatholischer Christ bin, so wie es „alle meine Voreltern waren. Meine Familie kann sich ei„nes größern Alters rühmen, als die Gordonsche; sie ist dem „brittischen Hofe, ja allen Höfen in Europa wohl bekannt. „Ich bin das Haupt dieser Familie, und wie ich vorher ge„sagt habe, so folge ich in Religionssachen der zu uns her„abgekommenen Denkungsart; allein ich bin kein Freund der „Verfolgung. Die Menschen in neuern Zeiten von beyden „Religionen haben großmüthigere Grundsätze wie ehedem „angenommen; die Toleranz hat sich durch die Welt verbrei„tet, und den Völkern die Thorheit gezeigt, sich wegen Re„ligionssachen zu zanken, und daß es eben nicht ein gewisser „Gottesdienst insbesondere ist, der ausschliessungsweise den „Weg zum Himmel öfnet. Wie gieng es zu, daß Ew. „Herrlichkeit nicht auch an diesem allgemeinen Segen „der Erleuchtung Antheil nahmen? Hatten Sie sich denn „in einen so grossen Fanatismus eingewickelt, daß dieser „Segen nicht durchdringen konnte? In vorigen Zeiten konnte „kein Krieg entstehen, keine Empörung gegen die Regierun„gen sich äussern, kurz keine Verschwörung, wenn gleich noch „so abscheulich, konnte angezettelt werden, wenn man sie nicht „mit dem Mantel bedeckte, daß die Sicherheit der Religion „es erforderte. Das Interesse der herrschenden Kirche ist „gewesen, und soll nach Ihrer Absicht wieder seyn, Ihre „Grundlage zu Tumulten, Aufruhr, Mord und Brand, „wie damals 1780. Nehmen Sie sich aber in Acht, My„lord, und hören Sie meinen Rath. Lassen Sie einen je„den seinen eignen Weg zum Himmel gehen. Der König

hat

„hat keine gesetzmäßigere und bessere Unterthanen in seinen „Staaten, als die Catholiken. Sie haben keine Verbrechen „begangen; sie haben nicht die öffentliche Ruhe gestört, noch „Versuche gemacht, die Regierung dieses Landes in Verwir„rung zu setzen, und zwar zu einer Zeit, wo wir mit großen „Mächten im Krieg verwickelt waren. Sie wissen, Mylord, „wer alles dieses gethan hat. Vergessen Sie das verhaßte „Wort Papist, dessen Sie sich so oft bedienen, wenn Sie „von den Römischcatholischen sprechen. Sollte es aber doch „wieder auf Ihre Zunge kommen, so nehmen Sie geschwind „eine Schaale Theewasser und spülen es wieder herunter. „Ich habe die Ehre gehabt, bey einem schottischen Regiment „in französischen Diensten Hauptmann zu seyn. Es befan„den sich bey demselben Männer von verschiedenen Religionen; „dennoch lebten wir alle wie Freunde, und litten nicht, daß „der Glaubensunterschied die geringsten Uneinigkeiten unter „uns erzeugte. Lord Ludwig Drummond commandirte dieses „Regiment. Es wäre ein Glück für Sie gewesen, wenn Sie „einige Jahre dabey gestanden thätien; Sie würden sich „dadurch eine edlere Denkungsart eigen gemacht, und viel „Unruhe erspart haben. Es ist indessen nicht zu spät, sich „zu bessern, und wenn es Ew. Herrlichkeit gefallen sollte, „zu mir zu kommen, so werde ich mich glücklich schätzen, Ih„nen diese Materie näher zu erläutern, und alsdann, wenn „Ihr Entschluß nicht schon zum voraus gefaßt ist, möchte „ich vielleicht im Stande seyn, Sie Ihres Irrthums zu „überführen.„

„Ich habe die Ehre zu seyn„

Ew. Herrlichkeit

Cary-street in London den 24. Nov. 1784.

ganz gehorsamster Diener
O' Rourke

P. S.

P. S.

„Ich wünschte zu wissen, wer der Officier von der irr-
„ländischen Brigade ist, dessen Sie in Ihrem Briefe an
„Herrn Pitt mit so grossen Worten erwehnen. Wenn er
„das brave Corps mit Genehmigung seiner Obern, und mit
„dem Character eines Mannes von Ehre verlassen hat, und
„dieses wirklich noch ist, so bin ich versichert, Sie können
„keinen Einfluß auf ihn haben, um ihn dahin zu vermögen,
„Ihre gegenwärtigen Entwürfe zu unterstützen. Ich muß
„auch noch erinnern, daß, wenn Sie vom Kayser reden,
„so sollten Sie die Ehrfurcht nicht auf die Seite setzen, die
„ein Monarch verdienet, der so groß in seinem öffentlichen,
„und so verehrungswürdig in seinem privat Charakter ist.„

VII.

Der Fortsetzer des Virgils,

eine litterarische Anecdote aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Maffeo Vegio, Kanonikus der Kirche des H. Johannes von Lateran, ein bekannter Gelehrter des funfzehnten Jahrhunderts, hatte den Virgil zu seinem Lieblingsschriftsteller gewählt. Die Bewunderung, die er jedem Werke dieses Dichters zollte, war ausserordentlich. Nur eins schien ihm unvollkommen zu seyn, und dieses seiner Meynung nach noch nicht vollständige Werk war Virgils Aeneide. Der römi-

sche

sche Dichter schließt mit dem Tode des Turnus; dieses schien dem ehrlichen Kanonikus nicht hinlänglich zu seyn, und Virgil hätte, seinen Wünschen zu Folge, sein episches Gedicht nicht eher als mit dem Tode des Aeneas selbst endigen sollen. Von diesem Gedanken ganz erfüllt, entschloß sich Maffeo Vegio, diesen vermeinten Fehler auszutilgen, und das vornehmste Werk seines Lieblings zu ergänzen. Auf diese Weise entstand das dreyzehnte Buch der Aeneide, welches verschiedenen Ausgaben des Virgils, sowohl vom 15ten als 16ten Jahrhundert, als eine Zugabe angehängt ist. Maffeo ahmte den Dichterschwung des Originals so gut nach, wie er es vermochte; auch wurde seine Arbeit in den damaligen Zeiten noch ziemlich gut aufgenommen. Der Inhalt dieses dreyzehnten Buchs ist kürzlich dieser:

Aeneas, nachdem er den Turnus besiegt und getödtet hatte, übersendet den Körper seines erlegten Feindes dem König Rutulus, seinem Vater, der ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten läßt. Während dem dieses vorgeht, wird die Stadt Ardea ein Raub der Flammen; ein Umstand, der natürlicher Weise den Schmerz und die Unruhe der Rutulier über den Tod ihres geliebten Prinzen nur noch vermehren muß.

Latinus, der die Prinzeßin Lavinia dem Sieger zur Gemahlin versprochen hat, ist seines Versprechens eingedenk; er sendet Abgesandte an unsern Helden, und läßt ihm mit der Hand seiner Tochter zugleich die Anwartschaft auf seine Krone anbieten. Aeneas genehmigt den Antrag, und die Bedingungen des Tractats werden auf das treulichste erfüllt. Nach Verlauf einiger Jahre stirbt Latinus; Lavinia und ihr Gemahl besteigen den erledigten Thron und herrschen eine lange

Zeit

Zeit in Ruhe über die mit den Lateinern nun vereinigte Trojaner.

Endlich dünkt es der Venus Zeit zu seyn, ihren geliebsten Sohn Aeneas zur Belohnung für alle seine auf der Erde ausgestandene Ungemächlichkeiten in den Himmel aufzunehmen, und ihn der Götterehre theilhaftig zu machen. Zu diesem Endzweck überreicht sie dem Jupiter eine Bittschrift. Der Gott der Götter versammlet sogleich sein himmlisches Parlement, und berathschlagt sich mit demselben über diese neue Apotheose. Juno's alter Haß gegen die Trojaner war schon längst erloschen; die Wünsche der Liebesgöttin finden daher nirgends Widerspruch, und Jupiter ertheilt seine Einwilligung in die Vergötterung des Helden. Aeneas stirbt, und kaum ist seine Seele ihrer irrdischen Hülle entflohen, da Venus sie sogleich in Empfang nimmt, und in den Sitz der Götter führt.

Dieses ist also der ganze Inhalt der fortgesetzten Aeneide. Der gute Maffeo Vegio glaubte treuherzig genug, durch diesen Zusatz dem Virgil eine neue Vollkommenheit zu geben. Er starb im Jahr 1458. und seine Fortsetzung der Aeneide wurde, so wie sie es verdiente, bald genug vergessen. —

F.

VIII. Schrei-

VIII.

Schreiben aus America des berühmten Sayre an seinen Freund in London über den Zustand dieses neuen Freystaats.

Aus dem Englischen übersetzt.

Der Verfasser dieses Briefes ist eben derjenige Sayre, der ehemals Sherif von London war, und während dem americanischen Kriege sich in dieser Hauptstadt durch so kühne Entwürfe auszeichnete. Er that auch nachher zum Vortheil von America Reisen nach Berlin, Copenhagen u. s. w.

d. H.

George Town den 23. Jul. 1784

Theurer Herr!

„Ich bin nun seit 13 Monat in diesem meinem Vaterlande. Da Sie Nachricht zu haben wünschten, wo ich den Ueberrest meines Lebens zubringen würde, so will ich Ihnen meine Ursachen anführen, warum ich eben dieses Land hier erwählt habe. Es ist an dem Potomack-Fluß gelegen, der Maryland von Virginien scheidet; ein Fluß, der so schifbar ist, daß die grösten Schiffe bis zur Stadt selbst kommen können. Kein Fluß in allen 13 Staaten ist so tief. Die Landesproducte an Korn und Tobak rund herum sind unermeßlich.

sich. Die Tobakspflanzer verbessern täglich die Cultur desselben, und werden damit so lage fortfahren, als dieses Kraut zum Glanz der europäischen Höfe beyträgt, oder die Anzahl der Narren anwächst, die es gebrauchen. Die Schiffe von New York und andern nordischen Staaten kommen hier um zu laden, wenn sie nach Europa wollen. Selbst der gegenwärtige Herbst wird zeigen, daß wir besser als andre Länder Waizen und indianisches Korn liefern können. Ich erwarte, daß der Preiß des Waizen so niedrig als zwey Schilling oder höchstens drittehalb Schilling das Winchester Maas seyn wird, und ander Korn in eben diesem Verhältniß. Ein Schif von 1000 Tonnen kann bis zu den Thüren der Fruchtboden kommen, und in 24 Stunden nach allen Ländern der Welt absegeln.„

„Dieses sind gegenwärtige, wirkliche und gewisse Vortheile; sie sind aber vergleichungsweise nichts gegen diejenigen, die wir mit Recht erwarten dürfen. Se. Excellenz, der General Washington, dessen Patriotismus unbegränzt ist, und dessen Ehrgeiz in der Glückseligkeit der ganzen Schöpfung ruht, hat nicht allein den Entwurf gemacht, sondern nimmt auch sehr thätigen Antheil an der Vollziehung, diesen schönen Fluß bis zu seiner Quelle schifbar zu machen, die ungefähr 200 Meilen von der Stadt ist. Ich habe dazu Ihren Plan vorgeschlagen, woraus eine Communication entstehen wird, die zwischen uns und den westlichen Gewässern nur 26 bis 30 Meilen Land übrig läßt, das mit Wagen befahren werden muß. Ich sage Gewässer, weil, nach Washingtons eigner Erfahrung, mehr als 50 Flüsse sind, einige davon schifbar 500 Meilen weit, die in den Ohio fallen, von welchem alle Kaufmannsgüter und Producte hieher kommen müssen, es sey dann, daß man den Missisippi Fluß herunter feste Etablissements anlege. Viele von diesen Flüssen kommen von den grossen Seen,

daher die besten und schönsten Rauchwaaren natürlicher Weise nach diesem Orte werden gebracht werden, weil die Kosten geringer sind, als durch andre Kanäle, die man öfnen könnte, bis der grosse Flüß Mississippi, nach einer mehr ausgebreiteten „Cultur, und einer noch unentschiedenen Unternehmung, der ganzen Welt offen stehn wird.„

„Ich habe meine eignen Bemerkungen über die drey Wasserfälle gemacht, die jetzo die Schiffahrt verhindern, und gemeinen Köpfen unübersteigliche Schwierigkeiten zeigen. Es ist aber nicht schwerer, die vollkommenste Communication, die man jetzo so sehr wünscht, zu eröfnen, als eine Raths-versammlung über eine gemeine Sägemühle zu halten.„

„Die Natur weist uns die Haare zu kämmen, und sie von unsern Augen entfernt zu halten. Die Natur lehrt uns einen Graben zu machen, und die Flüsse, die sie uns zu unserm Nutzen und Vergnügen gegeben, nach unsrer Fantasie und Gefallen zu leiten. Ich habe Circularbriefe an alle meine Freunde geschickt, die Handel treiben, um ihnen diesen Hafen vorzüglich zum Laden ihrer Schiffe zu empfehlen. Ich kann Commissionen in allen andern Hafen ausrichten, sowohl hier als in Virginien; dieses aber soll der Fleck seyn, wo ich bleiben werde, um den gewissen Wachsthum einer Stadt zu betrachten, die gesund, frey, und in ihren Einwohnern glücklich ist. Der Congreß hat sie zu seiner künftigen Residenz bestimmt; allein ob man wirklich den Sitz des Gouvernements hier festsetzen werde, ist noch zweifelhaft. Dieses ist indessen keinem Zweifel unterworfen, daß die Stadt entschieden die beste Lage in diesem weitläuftigen Lande hat, man mag sie in Ansehung der Unternehmungen oder der Vergnügungen betrachten.„

„Sie

„Sie wissen, ich habe den grösten Theil von Europa gesehn; einigen der grösten Männer in Europa ist dieses bekannt. Ich bin aufmerksam auf alles gewesen, was dem menschlichen Geschlecht nützlich und vortheilhaft war.„

„Wenn mein Urtheil mich nicht betrügt, so ist George-Town gewiß der auserwählteste Platz, den ich je gesehn habe, für die Wohnung eines Mannes, dessen Geist und Herz noch unverdorben ist. Ich erwarte in 2 oder 3 Jahren den Auftrag zu erhalten, aus London die besten Schauspieler kommen zu lassen; denn jetzo sind die wichtigsten Männer in unsern nordischen Staaten noch zu rauh, um die Schauspielkunst zu befördern. Sie sehen noch nicht ein, daß eine gute Comödie die Sitten und das Herz mehr bessert, als alle Methodisten-Predigten, die je gehalten worden sind. Dies ist vielleicht die einzige Stadt auf dem ganzen festen Lande von Nordamerica, wo freye Denkungsart und Gesundheit vereinigt gefunden werden; und obgleich diese Idee neu und sonderbar scheinen mag, so weiß ich doch, daß ich es jedem aufgeklärten und unpartheyischen Manne unläugbar beweisen könnte.„

„Sollten Sie wohl glauben, daß der Prediger, Dr. Rogers in New York, noch immer von Gott den Fall der alten Hure von Babylon erflehet? Ich weiß nicht, was er meynt, wenn er wünscht, sie ganz flach auf den Rücken gelegt zu sehen.„

„Es sind Städte in Connecticut, die die sogenannten blauen Gesetze wieder erneuern, und zu gleicher Zeit Tories und Exilirte aus andern Staaten zu sich hinlocken, die alle

Re-

Religion verspotten. Dieses Betragen ist eine Beleidigung gegen Gott, und ein Compliment gegen den Mammon."

"Vielleicht mögen Sie fragen: Aber mein Gott! warum sehe ich Sie nicht im Congreß? Antwort: — Ist es nicht genug, einmal unter den Banquerotteurs gewesen zu seyn? *) Fragen Sie aber um die Firma meines Hauses, so sage ich, sie ist: Sayre, Rogers und Comp:, Kaufleute in George-Town, Maryland. Ich gehöre zu dem Adel dieses Landes, und ich schmeichle mir auch unter Ihren besten Freunden."

Stephen Sayre.

*) Sayre machte Banquerot, da er London verließ.

Litteratur und Völkerkunde.

II.

Februar. 1785.

I.

Schreiben des Neger Fürsten Mambouc an Ludwig XVI. König von Frankreich.

Um diesen sonderbaren Brief wohl zu verstehen, den der König durch den Herrn von Marigny erhielt, muß man wissen, das der Fürst Mambouc der Repräsentant des König von Cabinde ist, der auf der Goldküste von Guinea 10 französische Meilen tief im Lande wohnt. Von diesem Wohnort entfernt er sich nie, weil er glaubt, daß, wenn er das Meer sähe, er sogleich sterben würde, ein Aberglaube, der seiner Nation eigen, und schon lange angenommen ist. Der Fürst Mambouc hat daher königliche Vollmacht, das Land nach seiner Willkühr zu regieren, während der Zeit der König sich blos mit seinen Weibern beschäftigt. Der Fürst, der nahe am See-Ufer seinen Wohnsitz hat, schickt dem Könige europäische Waaren, wofür ihm dieser wieder Neger zusendet. Der Brief war in einem ganz eignen Ton und unfranzösischen Styl geschrieben, und zwar von folgendem Inhalt, dem man in der Uebersetzung sehr getreu geblieben ist.



Sire.

„Dem Könige von Frankreich sey gehorsamer Dank ge-
„sagt für die Güte, die er gehabt hat, dem Fürsten Moinat
„Paconta Paudi Mambouc von Cabinde sein Land wiederzu-
„geben, und ihm das Vergnügen zu verschaffen, mit den Schif-
„fen seiner Unterthanen Handel zu treiben, denen er alles
„Gute thun wird, was in seiner Macht ist. Er hat die Ehre,
„Sr. Majestät zu versichern, daß eine beständige Ruhe und
„ein fortdaurender Friede ohne Gleichen in seinem Lande
„Cabinde statt haben wird, bittet aber dabey Sr. Majestät,
„ihn gegen die portugiesische Nation zu beschützen, die bis
„zur Ankunft der französischen Schiffe nicht aufgehört hat,
„ihn beständig zu beunruhigen. Der Fürst Mambouc bit-
„tet Se. Allerchristliche Majestät, den Schifs-Capitains Be-
„fehl zu geben, deren Schiffe Handel treiben, lieber die
„grosse als die kleine Route zu nehmen, besonders wenn die
„Jahreszeit es erlauben wird, damit sie sehen können, wie
„es in dem Hafen von Cabinde zugeht, und die Ruhe ge-
„wahr werden, die der Fürst Mambouc sich vorsetzt daselbst
„zu unterhalten. Er hoft, daß der Tausch da grösser als in
„allen andern Häfen seyn wird, sowohl wegen der Bequem-
„lichkeit des Hafens, als der Menge guter Mäkler, die an
„besagtem Ort wohnen. Er ist entschlossen, die Gefangenen
„für den Werth von zwölf Waaren *) bis zum Augenblick
„der Abfahrt der Kauffarthey-Schiffe aufzubehalten; ein
„Preiß, worüber die Herren Liebhaber nichts sagen, oder sich
„über die Theurung der Schwarzen beklagen können. Durch
„dieses Mittel werden sie ihrer Vortheile versichert seyn, da
„der

*) Dieses ist wahrscheinlich ein mercantilisches Kunstwort, das bey dem Menschen-Handel gebraucht wird.

„der Fürst Mambouc sein Ehrenwort giebt, daß er niemals „seine Denkungsart ändern wird, besonders in Ansehung „der Schiffe Sr. Allerchristlichsten Majestät. Der König „von Cabinde thut ganz und gar nichts in seinem Lande, „und ist blos mit seinen Weibern beschäftigt. Gestern „Abend schickte er einen Kammerknaben, um von Mambouc „den Zoll zu verlangen, den die Schiffe Sr. Majestät be„zahlen sollten, worauf er geantwortet hat, daß die For„derung, die er machte, nicht gerecht wäre, und blos zum „Beweiß der elenden Schwachheit und Dummheit seines Kö„nigs diente, daß er, anstatt ein solches Begehren zu äussern, „lieber für die drey Fregatten hätte 50 Stück Schafe, in„dianische Hüner, u. s. w. schicken sollen, mit Danksagun„gen für die Freyheit, die man ihm bewilligt, da man ihn „und sein Land aus der Sklaverey gezogen hat.„

„Der Fürst Mambouc von Cabinde wird immer der „nehmliche Mambouc des Königs von Frankreich seyn. Er „bittet Se. Majestät, ihm doch schöne Kleider und andre „nöthige Dinge zu schicken, die zum Anzug eines Fürsten „gehören, auch dazuzufügen, Achseltressen, (Epaulettes) „das Ludwigs-Kreutz und gestickte Sterne mit der Innschrift „des Ordens vom Hosenbande. Er hoft, daß die nächste „ankommende Fregatte ihm ein schönes Geschenk mitbringen „wird; auch bittet er Se. Majestät, ihm ein Haus zu schicken, „mit allen dazu nöthigen und bequemen Dingen versehn, so „wie es zum Gebrauch eines solchen Fürsten, wie Mambouc, „erforderlich ist. Er bittet um 4 silberne Urnen, eine jede „mit 4 Hähnen versehn, unter jeder Urne ein Becken von „ähnlichem Metall, 2 silberne Suppen-Schaalen mit gehen„kelten Schüsseln, 12 Löffel zu Suppen und Ragouts, und „andre nöthige Dinge, um das Service vollständig zu machen. „Die Facade des Hauses muß 5 Klaftern lang und 4 breit

 „seyn.

„seyn. Ein Dutzend Thee-Tassen, 6 kleine Löffel, eine sil-
„berne Zuckerschaale mit einer Zuckerzange, und weissen
„Zucker, 4 Lichtscheeren, und 4 silberne Leuchter, 2 Schnur
„Corallen 3 Zoll im Umfang, aber sechstehalb Fuß lang,
„um solche um seine Beine und um seinen Hals zu legen.
„Zwey silberne Waldhörner, so groß wie nur immer möglich,
„und darauf die Namen eingegraben: Fürst Moinai Pa-
„conta Paudi, Mambouc von Cabinde, 20 Mützen von schö-
„ner sehr feiner rother Wolle gemacht. 2 Schreibtische von schö-
„nem Acajou Holtz mit Silber eingefaßt und Schubladen,
„zu Papier und Federn, auch ein Fach, um seine Reichthü-
„mer darein zu legen; 12 Flaschenfutter mit grossen cristal-
„lenen Flaschen; zehn schöne Betten mit Seidenzeug und
„allen nöthigen Dingen versehen. Zu diesem Endzweck ver-
„langt er 10 paar mänliche und weibliche Pfauen, und 50
mänliche und weibliche Gänse, ein Dutzend chinesische Käst-
„gen mit silbernen Schlössern, die man zuschliessen kann;
„zwey Stücke blaues Tuch und rothes mit blauen Streiffen;
„zwey Tische von rothem Holtz 15 Fuß lang, jeder mit einer
„Schublade versehn; 20 Servietten; 6 Tischtücher; 30 sil-
„berne Messer; silberne Saltz- und Pfeffer Büchsen; zehn
„Klafter kleine goldne Ketten, die man um den Hals
„und um den Leib legen kann; drey grosse fran-
„zösische Flagen mit dem Namen Sr. Majestät; zwey sil-
„berne Trommeln.„

„Das Schif, das diese Sachen bringen wird, muß,
„sobald es auf der Rhede von Cabinde angekommen ist, ein
„Bot den Fluß hinauf schicken, das vorne eine Flagge und
„hinten einen Wimpel hat. Das Schif muß 12 Canonen-
„Schüsse zum Signal thun. Zwölf schöne Kasten und ein
„Rohrstock mit einem grossen goldenen Knopf.„

„Der

„Der Fürst Mambouc küßt die Hände des Königs von Frankreich.„

Cabinde den 9ten Julius 1784.

Unterzeichnet Baghy Cras von Mambouc macht dem Könige sein Compliment.

Die französische Kriegs Fregatte l' Emeraude und die Corvette la Levrette sind den 8ten November 1784. aus Brest nach der africanischen Küste geseegelt, und haben die Geschenke des Königs für den Fürsten Mambouc mitgenommen, die ungefähr so sind wie sie dieser Neger verlangt hat.

L.

II.

Beytrag zur Lebensgeschichte des berühmten Grafen von Egmond.

Eine alte Handschrift, oder vielmehr ein Actenstück aus dem Proceß, den man dem Grafen von Egmond machte, ehe man ihn hinrichtete, darinnen die eigentlichen Anklagepuncte deutlicher und ausführlicher angegeben waren, als sie bisher schienen bekannt gewesen zu seyn, hat mich bewogen, das Andenken einer Geschichte zu erneuern, und sie bestimmter motivirt dem Publikum zu geben, als ich sie bisher in den

gewöhn-

gewöhnlichen Geschichtsbüchern gefunden hatte, einer Geschichte, die nicht nur in ihrem Jahrhunderte merkwürdig war, sondern alle Jahrhunderte merkwürdig bleiben wird, so lange noch Religions- und Diensteifer und falscher Patriotismus zum Deckmantel selbstsüchtiger Leidenschaften und menschenfeindlicher Begierden wird gemißbraucht worden.

Das Actenstück selbst ist eigentlich freylich nur eine Uebersetzung; aber doch eine gleichzeitige Uebersetzung des eigentlichen Processes in damaliger Form, und enthält achtzig Klagepuncte des Fiskals und wieder die Antworten des Beklagten darauf, nebst der Registratur des Notarii apostolici Pratz, über die richtige Uebergabe dieser Verantwortung; sodann acht anderweite Klagepunkte nebst des Beklagten darauf gethane Verantwortung und einer ebenmäßigen Ueberreichungs-Registratur. Der Anfang selbst lautet:

„Des Künigs zu Hispanien Gemainer Procurator in sachen peinlicher halsgerichts Handlung, so er vor dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn Duc d' Alve Margraffen zu Coria vnd Obristen Veldthauptmanne der Niederlanden, von küniglicher würden in obberührter Sachen committierten vnd vndergesetzten Richter, wieder den Amoral von Egmondt, Graven desselbigen orthes, zu Gend im grossen Schloß verstrickt, beklagten, führt, Sagt vnd erkläret vnder einer Protestation, das er hierunden andern mehr verbrochen vnd begangene Schulden, wieder ermeldten beklagten articuliren vnd beweisen könne.„

„Das

„Das, Wiewol vermöge der Geistliche vnd weltlichen Rechten, der vnderthan seinem Ober Herrn vnd Landtsfürsten trew und Hold zu sein, ihnen mit worten und werken, wie es die notdurft erfordert zu verthädigen vnd zu beschützen schuldig, sonderlich wenn er von solchen seinem hern vnd fürsten ampt vnd lehn tregt deßwegen er ime zu solchen Pflichten desto mehr verbundten, vnd noch viel mehr wenn er von im Hoch begnadiget vnd mit den Höchsten ehren, die einem zu Hof vnd sonsten außerhalb wiederfahren künden begabet vnd versehen. Nichst destoweniger obberührter Beklagter Ihrer Mait. vornembster vnderthan vnd Lehnmann der Ihrer Mait. mitt aidt vnd pflichten trew zu seyn verwandt vnd zugethan, von vielen iahren her in die Ritterschaft des güldenen Vellüs auffgenommen, in Ihrer Mait. Stadt, Rath verordnet, zu Obristen Capitän des obgemeldten Schloß zu Gendt auch Gubernatorn vnd Obristem Veldhauptmann Ihre Mait. länder in Flandern vnd Arthois, zum Hauptman vber ein bände kriegsvolk, so von Ihrer Mait. in den Niederlanden verordnet, gesetzt vnd vff ieden solchen stand ein aidt gethan, sich in allen vnd ieden trewlich, wol vnd der gepühr nach zu verhalten: solliches alles Hindan vnd in vergeß gestellt, an seinen pflichten vnd aidten brüchig worden, vnd vnangesehn daß Ihre Mait. ihn so zu hohen ehren vnd ämptern erhaben, solliche große vnd obscheuenliche mißhandlunge wie sie hernacher wieder ihn geschrieben zu ersehen, wieder höchstgemeldte Ihre Mait. begangen vnd verwirkt rc.„

„Copy

„Copy

Der Responsionen obgemeldts Beklagten.

In Gottes Namen Amen.

Wiewol ich vielfeltiger vrsachen halber mich nicht schuldig befindt, auf den befehlch so mir der Fiscal von Ihrer Mait. wegen aufferlegt, zu antworten, demnach ich so streng vnd hart in meiner gefengknüsse gehalten, das in fünf Monaten, die ich allhie gewesen, mir noch nie hette mögen vergünstigt werden, mich mit meinen Procuratorn zu vnderreden, vnd allein von ihnen zu erlernen, ob ich dem, so mir von dem Duc d' Alve vorgeschrieben vnd vfferlegt, sollte nachkommen. Auch dieweil mir kein bericht, dißen meinen hochwichtigen Handel, mein ehr, leib vnd gut betreffend, von ihnen mögt zu wißen gethan werden. So mir doch von den herrn Commissarien, Johann de Vergas vnd Doctor del Rio in Gegenwertigkeit des Capitenen Salinas vnd herrn Pratz bewilligt vnd erlaubet worden, jederzeyt mit ihnen vnd sie mit mir zu redden; welches mir auff mein oftgethan begehren noch nicht zugelaßen worden.„

„Doch dieweil ich zur Antwort gezwungen vnd des vngehorsams verdacht vnd gezüchtiget werde, auch vmb des großen verlangens willen so ich hab, das meine vnschuld beyd Ihrer Mait. vnd jedermeniglichen bekannt werden, bin ich bedacht auf vorberührten Befehlch zu antworten, doch mit auftrücklicher Protestation daß solche

meine

meine Responsiones mir kein praejudicium oder nachtail pringen oder machen söllen, auch daß ich ihrentwegen von meinen gepührendten Richter oder Richtern nicht solt entschaiden sein. Sowohl von wegen der Privilegien der Ritterschaft des güldine Vellüß, der ich Ritter bin als aller anderer Exception halben, der ich immer kündt befügt seyn, auch von wegen dieser landes arth Privilegien vnd Gewohnheiten vnd anderer weg vnd behülff darauf ich mich hett künden vnd mögen ziehen, wen meinen Procuratoribus der bewilligte Zugang zu mir wer zugelassen worden. Protestier derhalben von newen vber alle praejudicien vnd nachtail, die, so solche gegenwertige protestation nicht in gewohnlicher vnd gepührlicher form gestelt vnd ich was in derselben anzuziehn, das mir nützlich vnd dienlich hett sein kundt, vergeße, mir zu wieder kündten dargethan vnd fürpracht werden, das diese protestation eben so viel gelten solle, als wenn sie wer wol gestelt gewest, wie sie gewesen were, wen man mir sie durch meiner Procuratoren vnd Advocaten wißenschaft zu stellen hette vergünstiget, sonderlich demnach ich kein gelehrter bin.„

„Antwort derhalben, wie nachvolgt, mitt vorgebenden solchen ietzangeregten Protestationen vnd allen andern so ich anziehn kann oder mag.„

Das Haus der Grafen von Egmond war eins der angesehnsten und ältesten in den Niederlanden; denn schon im 11ten Jahrhunderte finden wir Egmonds, die sich in der Geschichte

schichte bekannt gemacht, und nachher verband es sich mit den Herzogen von Geldern, so daß der neuere Stamm aus dieser herzoglichen Familie herkam.

Amoral Graf von Egmond, der ohngefähr im Jahr 1522 gebohren war, hatte seine kriegrischen Talente unter der unruhigen Regierung Kayser Karl des Fünften in vielen Feldzügen, sowohl in Europa, als auch bey der berühmten Expedition nach Africa entwickelt und sich da mit so viel Ruhme gezeigt, daß er schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre den Orden des güldenen Vließes erhielt, und nicht lange hernach General der Reuterey ward.

Dies alles hatte der nachher unter König Philips des Zweyten Regierung so berühmt gewordene Ferdinand de Toledo, Herzog von Alba, der mit einigen grossen kriegrischen Talenten den ungezähmtesten Ehrgeitz und die unbiegsamste grausamste Tücke verband, zwar nicht ohne Eifersucht mit angesehn, zumal da alle diese Vorzüge nicht einmal einem Spanier, sondern einem bloßen Niederländer wiederfuhren; allein dergleichen war er von Karl dem Fünften und dessen Vorliebe für die Niederländer schon gewohnt, auch konnte sein Ehrgeitz überhaupt damals noch nicht die Ansprüche machen, da er von seinem Monarchen noch nicht so ausgezeichnet ward, als nachher, da Karl die Regierung niederlegte und für Alba ein ganz anderes Glück aufzugehen schien; allein nun da Philip zur Regierung kam und bey den Unruhen, die in Italien ausbrachen, ihm das Obercommando gegen den Papst und die französische Armee unter dem Herzog von Guise auftrug, um, von dem mächtigsten Monarchen Europens begünstigt, an der Spitze eines Heeres, ein Königreich unter sich und in seinen Unternehmungen gegen einen Feldherrn, wie den Herzog von Guise, glücklich — welche

Grenzen

Grenzen konnten da die Ansprüche eines ungezähmten Geistes wie des Herzogs von Alba kennen; welcher auch nur entfernte Schein von Nebenbuhlerschaft konnte bey ihm anders als mit Blute ausgesöhnt werden; wehe also dem, dessen Thaten seinen ganzen Ruhm verdunkelten!

Philip der Zweyte, der den König Heinrich von Frankreich die Unbesonnenheit, dem so feyerlichst geschloßnen Waffenstillstande von Baucelles zuwider den Krieg angefangen zu haben, recht wollte empfinden lassen, auch ehrgeitzig genug war, in dem ersten Krieg, den er während seiner Regierung führte, sich zu zeigen und furchtbar zu machen, beschloß, Frankreich noch von einer andern Seite anzugreifen, rüstete also noch eine zwote Armee in den Niederlanden aus, die er durch einige Hülfstruppen aus England verstärkte, welches er durch seine Gemahlin die damahlige Königin Maria mit in den Krieg verwickelte, und gab das Commando davon dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen. Dieser froh, eine Gelegenheit zu finden, sich an dem König von Frankreich, der ihn aus seinen Staaten vertrieben hatte, zu rächen, übernahm das Commando mit allen Ansprüchen auf einen glücklichen Erfolg, die grosse kriegrische Anlagen, von eigner Rachgier befeuert, gewähren können, machte die Franzosen durch einige geschickte Wendungen glauben, daß er nach Champagne gehen würde, dadurch er ihre Macht dahin zog; eröffnete damit seiner Armee, bey welcher Graf Egmond die Cavallerie, die etwa aus 12000 Mann bestand, commandirte, einen andern Weg, drang durch Piccardie in Frankreich ein, und belagerte St. Qventin, ehe man die geringste Anstalt zu dessen Vertheidigung machen konnte.

Der König von Frankreich, der eigentlich gar keine Armee, um dieser die Spitze zu bieten, beysammen hatte, schickte

schickte aber doch den alten muthigen Annas von Montmorency, Konnetabel von Frankreich, mit 30000 Mann ihm entgegen. Dieser suchte nun St. Qventin zu entsetzen, oder wenigstens die Besatzung zu verstärken, die sich bis jetzt blos durch das persönliche Verdienst des Admiral von Coligny hielt. Weil sich nun bey dieser Gelegenheit die französische Armee der spanischen sehr näherte, so hielt der Herzog von Savoyen Kriegsrath, darinnen Egmond, gegen die Meinung der mehresten andern, für den Angrif votirte und zugleich den Plan, nach welchem dabey zu verfahren wäre, angab. Der Herzog von Savoyen folgte ihm, und durch Befolgung dieses Plans und die persönliche Thätigkeit des Grafen Egmond und seiner Kavallerie ward ein Sieg erfochten, der ganz Frankreich in Bestürzung setzte, und der, wenn er recht wäre benutzt worden, und wenn so ein unbestimmter armseeliger Geist, wie Philip, der sogleich nach der Schlacht selbst zur Armee kam, nur im Stande wäre gewesen, einen Plan zu überdenken, ich will nicht sagen auszuführen, Frankreich in die Situation bringen konnte, in der es nach der Schlacht bey Crescy oder Azincourt war. Ob nun gleich dies also nicht geschah, in der Welt aber die Merkwürdigkeit einer Begebenheit samt der Person, die sie bewirkt, blos nach den Folgen beurtheilt wird, die sie nach sich zieht, diese Schlacht also weit weniger hatte als sie hätte haben können; so machte sie doch für den ersten Augenblick grosses Aufsehen, und niemand bestritt Egmond den Ruhm des Sieges bey St. Qventin.

Aber noch nicht genug; König Heinrich wußte sich in seiner Bestürzung nicht anders zu helfen, als daß er den Herzog von Guise aus Italien herbeyrief, um ihn gegen diesen gefährlichern Feind zu schützen, welches doch ebenfalls der Schlacht von St. Qventin eine gewisse Wichtigkeit gab.

Nun

Nun nahmen zwar durch Philips Unschlüßigkeit und Unbestimmtheit die französischen Angelegenheiten das darauf folgende Jahr eine ganz andre Wendung, allein während daß der Herzog von Guise und der Herzog von Savoyen einander im Luxenburgischen auspariirten, und keiner nichts entscheidendes that, ausser daß Guise Didenhofen wegnahm, so brach der Marschall von Thermes, ein alter erfahrner General, mit 12500 Mann in Flandern ein, Egmond ward ihm entgegen geschickt; es kam bey Grävelingen zu einer Schlacht, wo Egmond abermahls einen sehr glänzenden Sieg davon trug, und so, nachdem er die einzigen beyden entscheidenden Streiche, die in diesem ganzen Kriege vorgefallen waren, ausgeführt, und dem König von Frankreich die Lust, Krieg zu führen, benommen hatte, machte man Friede.

Dies alles gab nothwendig Egmond einen Glanz, den der Herzog von Alba, der immittelst mit allen seinen Heldenthaten, die zufälligerweise gerade nicht in so glänzendem Lichte erschienen, beynahe vergessen war, nicht ohne die lebhafteste Eifersucht und ohne heißen Durst nach Rache mit ansehn konnte; um so mehr, als er sogar fürchten mußte, daß er dadurch in der Gunst und Achtung seines Königs sinken dürfte, zumahl da er nicht ohne Grund fühlte, daß Aehnlichkeit der Gemüther, wie sie zwischen ihm und dem König statt fand, nicht allezeit Sympathie erzeuge. Und was bedurfte ein rauher argwöhnischer Geist wie Albas mehr, um wider Egmond einen bittern unauslöschlichen Haß zu fassen, der immittelst als der anspruchloseste edelste Mann von der Welt nicht argwohnte, daß jemand ihn beneiden oder gar auf seinen Untergang denken könnte, am allerwenigsten der Herzog von Alba in Italien, der Hannibals Heldenruhm und Cäsars Glück hätte haben können, ohne daß es ihm wäre eingekommen, darüber scheel zu sehen, oder überhaupt sich um irgend

etwas

etwas als um seine Niederlande und deren Wohl zu bekümmern.

Indessen verließ Philip die Niederlande, um nach seinem geliebten Spanien zurück zu eilen, nachdem er zuvor der Herzogin von Parma die Regentschaft aufgetragen und den Grafen Egmond zum Stadthalter von Flandern und Artois und nebst dem Grafen von Hoorn und dem Prinzen von Oranien zu Beysitzern des Staatsraths ernannt hatte, den er der Regentin zugab, ohne jedoch weder zu einem noch zum andern eine persönliche Zuneigung zu haben, sondern im Gegentheil mit einem Misvergnügen über alle dreye, weil er von allen voraussah daß sie seinen Entwürfen, den Despotismus in den Niederlanden einzuführen sehr hinderlich seyn würden; ohngeachtet er Egmond als den mit den Feinheiten der Politik und den Künsten des spanischen Hofes unbekannten Biedermann immer noch für den unschädlichsten unter ihnen halten machte. Von welchem Mißvergnügen der König sich jedoch nichts merken ließ, sondern es eben dadurch, nach der ihm eigenen Arglist und furchtsamen Politik, weil sie die ganze Liebe des Volks hatten, zu verbergen suchte. Zugleicher Zeit war auch die Herzogin von Parma dahin instruirt, daß sie ihren Rathschlägen in nichts folgen durfte, sondern durchgängig sich der Führung Anton Perenots des Bischofs zu Arras, der unter dem Namen des Kardinal Granvella hauptsächlich bekannt ist, überlassen sollte, weil dieser eines Hofmanns Sohn und am Hofe erzogen, und von Jugend auf in Glaubens- und Regierungssachen die despotischen Grundsätze eingesogen hatte, die Philip allein schätzte, die aber seine Regierung, zumahl in einem Lande der Freyheit, wie die Niederlande, durchaus verhaßt machen mußten.

Die

Die Herzogin Regentin kam auch dieser Instruction so genau nach, daß so gleich nach Philips Abreise nach Spanien überall Granvellas tyrannische Grundsätze herrschten und die Niederlande wegen ihrer gekränkten Freyheit, sonderlich aber der Prinz von Oranien samt dem Grafen von Egmond und Hoorn, die sie vertheidigen wollten, allein auf deren Stimme im Staatsrathe gar nicht Rücksicht genommen wurde, aufs äusserste gebracht waren. Man sprach davon sehr laut und behandelte den Kardinal ungescheut mit Spott und Verachtung; unter andern erlaubten sich die Herren einen Scherz, von welchem Egmond der Urheber war und der ihm auch nachher bey dem Verfahren wider ihn als ein kriminelles Vergehen mit angerechnet wurde, und dieser bestand darinnen, daß sie ihren Bedienten rothe Narrenkappen auf den Ermel sticken ließen, die wohl eine Aehnlichkeit mit einem Kardinalshute haben machten, woraus sie vielleicht auch selbst kein Geheimnis machten, so daß allgemein darüber gesprochen wurde und die Herzogin Regentin endlich selbst ihr Misfallen darüber äußerte, da man denn die Narrenkappe nicht ohne Absicht mit einem Bündel von Pfeilen vertauschte, welches wahrscheinlich die erste Idee zum Wapen der vereinigten Provinzen gegeben hat. Immittelst aber wurde das Misvergnügen und die Unordnungen zumahl durch die gewaltsamen Maaßregeln des Kardinals gegen die Protestanten, die sich täglich mehr ausbreiteten, immer größer, und die ganze Verfaßung schien erschüttert zu werden. Diese drey Staatsräthe machten sichs dahero zur Pflicht, sich der Sache mit Ernst anzunehmen und zu Madrid deswegen Vorstellung zu thun.

„Wir vermögen länger nicht zu schweigen, sagten sie in ihrem Memoire an den König, ohne an Ew. Maj. und unserm Vaterlande uns auf das gewißenloseste zu versündigen.

sündigen. Nicht daß einer hier alles vermag, alles regiert, der eine blos den andern gleich seyn sollte, nicht daß wir blos Schatten in dem Staatsrathe sind, zu dessen Mitgliedern Ew. Maj. uns zu ernennen geruhet, dies alles ist es nicht, was uns schmerzt, aber daß dieser eine, daß der Kardinal Granvella, verhaßt wie er beym ganzen Volke ist, lauter Maaßregeln ergreiffet, die ihn noch verhaßter machen, und Widerwillen, Unruhen und Misvergnügen unter Ew. Maj. treuste Unterthanen bringt, dies schmerzt uns um so viel mehr, als wir hoften, daß unsre Stimme als Ew. Maj. erste Lehnleute, vereinigt mit der Stimme des ganzen Volks, von grössrem Gewicht seyn sollte als die Stimme des Kardinals. Wir sagen dieses im übrigen nicht, um für unsre Person eine größre Gewalt zu erlangen als wir bis jetzo haben; denn wir sind sofort erböthig, die uns anvertrauten Stellen im Staatsrathe niederzulegen, sondern wir haben nur geglaubt, als Ew. Maj. treuste Diener und catholische Lehnleute anzeigen zu müßen, wie die Wohlfarth von höchst dero Regierung sowohl als die Uebung der catholischen Religion in hiesigen Landen zu Grunde gehen würde, wenn der Kardinal länger am Ruder bliebe, wie er es jetzo ist. u. s. w.

König Philip antwortete darauf sehr frostig, schrieb aber ausserdem noch besonders an Egmond in sehr gnädigen Ausdrücken, weil er immer hofte, den von der Parthey des Prinzen von Oranien abzuziehen, woran ihm unendlich viel gelegen war. Allein der Graf war viel zu sehr Patriot, als daß er sich dadurch hätte bewegen laßen, etwas anders zu wünschen, als was er den Niederlanden für nützlich hielt; er antwortete daher dem König, so wie der Graf von Hoorn und der Prinz von Oranien, als freyer und patriotischer Niederländer, ohne die despotischen Maaßregeln der königlichen Regierung zu schonen; blieb auch von der Zeit an mit diesen

seinen

seinen beyden Collegen aus dem Staatsrathe weg, weil, wie sie öffentlich sagten, sie da ganz überflüßig wären, und brachten es endlich wirklich dahin, daß der Kardinal die Niederlande verlassen mußte und auf einige Jahre nach seinem Vaterlande Burgund, und nachhero nach Rom gieng, um ja nicht etwa auch nur von Spanien aus Antheil an den niederländischen Angelegenheiten zu nehmen.

Immittelst war freylich dadurch nicht allen Schwierigkeiten abgeholfen, mit denen die niederländische Regierung zu kämpfen hatte. Der König hatte wegen der Protestanten die gemeßensten Befehle gegeben, gegen sie mit aller Strenge und Härte zu verfahren und sie ohne Verschonen ums Leben zu bringen; und doch hatten sie so sehr überhand genommen, daß man gar nicht einmahl mehr im Stande war, sie so weit im Zaum zu halten, daß sie sich nicht, weil ihnen keine Kirchen eingeräumt waren, zu vielen Tausenden zu ihrem Gottesdienste öffentlich versammleten, dabey es denn öfters sogar ohne Ausschweifungen nicht abgieng.

Gegen so eine grosse Menge Unterthanen waren solche strenge Befehle, ohne einen gänzlichen Aufstand zu befürchten, oder doch wenigstens ohne gänzlichen Ruin des Landes, nicht in Ausübung zu bringen; man sahe also bey der Hartnäckigkeit, mit der Philip, auf alle schriftlich dawider gemachte Einwendungen, bey seinen Entschlüssen blieb, kein anderes Mittel, als jemanden von hinlänglichem Ansehen und Kenntnis der Lage der Sache nach Spanien zu schicken, um dem König deshalb mündliche und ausführlichere Vorstellung zu thun, und andere Verhaltungsbefehle von ihm einzuholen. Die Wahl fiel dabey allgemein auf den Grafen Egmond, weil er nicht nur gelinde Gesinnungen mit einer allgemein anerkannten Orthodoxie verband, sondern dabey doch

auch ein Mann war, dessen glänzende Verdienste bey dem König seinen Vorstellungen ein Gewicht geben konnten.

Allein bey dieser Wahl hatte man sich in ihm, troß aller seiner übrigen grossen Fähigkeiten, sehr geirrt, obschon der Erfolg bey jeder andern Wahl vielleicht derselbige gewesen wäre. Denn Egmond war ein Mann, der ohne Muthlosigkeit, denn dies hatte er bewiesen, dennoch so eine überwiegende Gutmüthigkeit hatte, daß er nichts mehr wünschte, als daß alle Welt mit ihm und mit sich selbst zufrieden seyn möchte, daher es ihm wehe that, irgend jemand etwas Widriges zu sagen, und er, ohne eingeschränkt zu seyn, gern sich selbst täuschte, um nur nicht in der Nothwendigkeit zu seyn, sich oder andern die Lage der Dinge von der schlimmern Seite vorzustellen. Dieser characteristische Zug bestimmte ihn, der Regentin gefällig zu seyn, welche freylich wünschte, daß Philip ihre Verwaltung billigen möchte; daher sie Egmond dahin instruirte, daß er dem König die Unruhen und Verwirrung in den Niederlanden, sonderlich aber die Uebermacht der Protestanten, bey weitem nicht mit den lebhaften Farben schilderte, mit welchen er sie hätte schildern sollen, und dann wieder Philips Erklärung darauf, die ohnehin sehr auf Schrauben gesetzt war, für weit bedeutender, und seine Versicherungen wegen seines künftigen gelindern Verfahren gegen die Niederlande für weit bestimmter nahm, als er sie nach seinen eigenen Einsichten würde genommen haben, wenn er sich zu ihrer strengen Prüfung hätte entschliessen können.

Dieser Zug war weit weniger sichtbar, sobald es nicht auf mündliche Negociationen ankam; daher er auch bey seinen vorhergehenden schriftlichen Vorstellungen an den König weit lebhafter war, zumal da damals die Gegenwart des Prinzen von Oranien und des Grafen Hoorn gerade das Gegen-

gen-

gentheil von dem bey ihm wirkte, was in Spanien die Gegenwart des Königs that, der noch überdies nach seiner Falschheit und arglistigen Verstellung ihm tausend Versicherungen von seiner Gnade gab, ihn mit 50000 Gulden beschenkte und ihm versprach, daß er sich seiner Familie, denn Egmond hatte eilf Kinder, aufs beste annehmen wollte.

Der Prinz von Oranien, der überhaupt der gröste Kopf und der feinste Politikus seiner Zeit war, merkte dies gleich, als jener nach einer viermonatlichen Abwesenheit nach den Niederlanden zurückkam, und sagte öffentlich, daß sich Egmond durch die spanische Politik habe täuschen lassen. Ohngeachtet im Uebrigen der König gegen Letztern nicht etwa einen so ausgezeichneten Haß hatte, daß man darinnen schon den Grund zu seinem nachherigen Unglücke suchen könnte, so hatte er doch bey seinem übergnädigen Betragen gegen ihn einen andern boshaften Endzweck, den er auch zum Theil erreichte. Egmond hatte, wie gedacht, die ganze Liebe und das ganze Zutrauen des Volks. Philip lag unendlich daran, die Grossen und das Volk zu trennen. Da nun Egmond so mit Zufriedenheit und Lobeserhebungen von dem spanischen Hofe zurück kam, auch von seiner Aufnahme und den erhaltenen Geschenken viel gesprochen wurde, der von ihm gemachten Hofnung aber ohngeachtet in dem Betragen des Königs gegen die Niederlande sich nichts änderte, sondern durchaus die alte verhaßte Strenge noch herrschte: so machte dies allerdings das Volk gegen ihn mißtrauisch, daß er nicht hintergangen, sondern durch die Gnade des Königs bestochen worden wäre.

Egmond, der nunmehr dies alles, aber zu spät, einsah, kränkte sich nicht wenig darüber, und beklagte sich auch deshalb beym König über seine Strenge: allein dieser hatte sich

bey seinem Aufenthalte in Spanien gegen ihn so unbestimmt erklärt, daß es nunmehr nicht schwer hielt, diese Erklärung mit seinem jetzigen Betragen zusammenzureimen. Dies reichte aber nun wohl hin, um Egmond zum Schweigen zu bringen, allein die Niederländer beruhigten sich dabey um so: viel weniger, und das Misvergnügen und die Unruhen nahmen allgemein überhand; sonderlich entstanden unter dem Adel heftige Bewegungen. Man errichtete eine Verbindung unter dem Namen Compromiß, welche die Vertheidigung der niederländischen Freyheit, zumal gegen die Inquisition, zum Zweck hatte, die von vierhunderten vom Adel unterzeichnet ward, darunter sich zwar weder der Prinz von Oranien noch die Grafen von Hoorn und Egmond, wohl aber des erstern Bruder, und vom letzten ein Edelmann befand, den er in seinen Diensten hatte und behielt.

Dies Letztere war aber auch alles, was man mit der einseitigsten Partheylichkeit für Philips Tyranney Egmond zur Last legen konnte, und was er auch bey seinem letzten Verhör nicht ableugnen konnte. Denn als der Prinz von Oranien, der Graf von Mansfeld und Megen als Statthalter einzelner Provinzen sich weigerten, die königlichen Edikte wegen der Ketzer in selbigen einzuführen, mit dem Erbieten, lieber ihre Statthalterschaften niederzulegen, oder als der erste, nebst dem Grafen Hoorn den Hof der Herzogin Regentin aus Unwillen verließ, hielt Egmond doch diese Maasregeln für allzugewaltsam, und trat ihnen nicht bey, sondern suchte vielmehr durch gütliche Vorstellungen oder persönliche Einflüsse seiner Gegenwart so viel Gutes wie möglich für sein Vaterland zu wirken.

Selbst da, als die Verbundenen, deren Anzahl immittelst so weit angewachsen war, daß sie nunmehro glaubten,

ernst:

ernstliche Anstalten zu Ausführung ihres Entwurfs machen zu müssen, aber doch erst gütliche Mittel versuchen und samt und sonders wegen Abstellung der Inquisition Vorstellung thun wollten, äusserte Egmond, als er ohngefähr acht bis zehn Tage zuvor Nachricht davon bekam, wie er fürchtete, daß dies von der Regierung als ein Aufruhr möchte ausgelegt werden; zugleich that er auch im Staatsrathe bey der Herzogin Regentin davon Anzeige, damit nicht, durch die Ueberraschung, die Sache einen noch schlimmern Eindruck machen möchte, als er ohnehin schon davon befürchtete.

Ueberhaupt war Egmond von dieser Zeit an aus Ueberzeugung, daß bey den überhandnehmenden Unruhen unter dem Pöbel die Spaltung zwischen ihnen und dem Könige unvermeidlich einen bürgerlichen Krieg nach sich ziehen müßte, den sein patriotischer Geist verabscheute, gänzlich auf königlicher Seite, davon ihn sogar Oranien und Hoorn bey einer Zusammenkunft zu Dendermonde durch die Abschrift eines Briefes des spanischen Gesandten Alava zu Paris an die Herzogin Regentin, den die überlegene Politik des Prinzen dem geheimsten Archive seiner Feinde zu entreissen gewußt hatte, und der die wahren Gesinnungen des Königs sowohl gegen die Niederlande überhaupt als gegen sie drey insbesondre verrieth und ihnen den Untergang drohete, nicht abbringen konnten, sondern dabey er sich determinirt erklärte, daß er dem König jederzeit unverbrüchlich treu und seinen Befehlen gehorsam seyn werde, weil ihn immer seine Gutherzigkeit überredete, daß sein edles Betragen über die feindseligen Gesinnungen des Königs triumphiren, und ihm sein Wohlwollen gewinnen sollte, welche Idee bey seinem Hange zum bürgerlichen Frieden für ihn so unwiderstehliche Reize hatte, daß sie, trotz aller Warnungen des Prinzen von Oranien, ihn ins Verderben zog. Denn nachher ward alle die gewissen-

hafte

hafte Genauigkeit, mit der er der Regentin von allem, was er von den Angelegenheiten der Verbündeten wußte, das ihr wirklich nützlich seyn konnte, jedoch mit Vermeidung aller Persönlichkeit, Nachricht gab, und alle die bey seinen milden Gesinnungen und Temperamente wahre Strenge, mit welcher er gegen diejenigen verfuhr, welche gegen die Religions-Edicte des Königs handelten, so viel sie ihm kostete, ihm für nichts gerechnet, sondern er des Gegentheils beschuldigt.

Und ohngeachtet die Herzogin Regentin blos durch die Anhänglichkeit des Grafen Egmond, und durch seine bey vorgedachter Zusammenkunft zu Dendermonde gethane determinirte Erklärung für die Regierung, die ganze Ligue des Adels unwirksam machte, da von der Zeit an, einige wenige Hitzköpfe ausgenommen, von deren Unbesonnenheit nichts zu fürchten war, niemand etwas zu unternehmen wagte, ohngeachtet blos durch seinen Beytritt alles sich vereinigte, ihre Gunst wieder zu erwerben und die Ruhe herzustellen, welche Absicht auch selbst bey der unmittelbar zuvor ausgebrochnen Bilderstürmerey trotz alles Anscheins einer offenbaren Ohnmöglichkeit erreicht ward, so thürmte sich doch immittelst ein Ungewitter über Egmonds Haupt auf, das ihn zerschmetterte.

Als die Nachrichten von denen durch die Bilderstürmerey in den Niederlanden ausgebrochnen großen Verwirrungen und aufrührischen Bewegungen nach Spanien kamen, gieng Philip zu Rathe, wie er solche wohl am besten unterdrücken könnte; und obschon zween seiner Günstlinge, der Herzog von Feria und der Prinz Eboli für gelinde Mittel sprachen, so verdrängte doch des immittelst mit dem Kardinal Granvella aus Italien zurückgekommenen Herzogs von Alba Tyrannengeist, durch seine Sympathie mit Philips Seele, alle sanf-

tere

tere Rathschläge aus dieser Versammlung, und der blutdürstige Herzog ward, ohngeachtet indessen die Nachricht eingieng, daß in den Niederlanden alles beruhigt sey, mit dem Schwerdte des Würgers gesandt, den Geist der Unruhe im Blute zu ersticken, und bekam zur Ausführung seiner Befehle noch 14000 Mann Soldaten mit. Nun kann man sich leicht denken, welche Instructionen er wegen Egmond hatte, aus dem Rathe, wo sein und Granvella's Geist herrschte!

Schrecken und Furcht, die vor Alba hergiengen, vertrieben alle diejenigen aus den Niederlanden, die sich im geringsten gegen Granvella's und Philips Tyranney gesträubt hatten; natürlicher Weise entfernte sich vor allen andern der Prinz von Oranien nebst allen mit mit ihm Verbundenen, und obschon Egmond, zumal seit der Zusammenkunft zu Dendermonde, sich gänzlich von ihm zurückgezogen hatte, so warnte er ihn doch vor seiner Abreise zu Willebroek noch einmal, führte ihm Philips arglistiges Betragen bey seinem letzten Aufenthalte in Spanien und die Briefe des Alava aus Paris nochmals zu Gemüthe, kurz that alles Mögliche, ihn zu bewegen, zu seiner Sicherheit die Niederlande zu verlassen und mit ihm nach Deutschland zu gehen; allein Egmond war so sehr von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, und so unfähig, irgendwo, am allerwenigsten auf dem Throne, so schwarze Arglist zu suchen, daß er unverändert bey seiner Meynung blieb, und Oranien ihn, nachdem er ihn noch einmal umarmt hatte, mit Thränen in den Augen verließ. Ein Zug, der in der That noch mehr für Egmond als für Oranien spricht. Denn Trotz aller unsrer Edelmuth muß dies doch ein sehr großer Mann seyn, den wir in dem Augenblicke, da er uns, wenn auch nicht durch Worte, doch wenigstens durch Betragen, Feigherzigkeit oder Treulosigkeit vorwirft, mit den Zeichen der Achtung und Zuneigung verlassen, und

dies

dies um so viel mehr, wenn es ein Mann von dem Geiste Wilhelms von Oranien that.

Kurz, Egmond blieb in den Niederlanden, und war so wenig Feind mit Alba, daß er ihm bis in das Luxenburgische entgegen reiste, ihn mit zwey schönen Pferden beschenkte, und dann mit ihm nach Brüssel gieng, ohne daß der tückische Alba auch sich die geringste Feindschaft gegen ihn merken ließ. Allein kaum hatte er seinen Endzweck erreicht, und durch sein Betragen gegen Egmond den schon mistrauischen Grafen Hoorn ebenfalls nach Brüssel gelockt, als sein Sohn Don Ferdinand sie zur Tafel lud, und nach der Tafel der Herzog sie so lange von der Anlegung einer Citadelle zu Antwerpen unterhielt, bis er die Nachricht hatte, daß der Herr von Straalen, Bürgermeister zu Amsterdam und der Herr von Berkerzel, Egmonds Sekretär, arretirt wären, worauf er das Gespräch abbrach und beyden, indem sie in andere Zimmer zum Spiel gehen wollten, die Degen abgefordert wurden. Da denn Egmond den seinigen, weil ihn Alba im Namen des Königs forderte, mit den Worten abgab: Hier ist der Degen, der für den König mehr als einmal so glücklich gefochten hat.

Beyde Gefangene wurden sodann unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern von Brüssel nach Gent gebracht, wo sie, wie man oben aus dem Eingange von Egmonds Verantwortung sieht, beynahe auf ein halb Jahr in der strengsten Gefangenschaft gehalten wurden, in ihrer Untersuchungssache unmittelbar aber nichts gethan ward, weil man immittelst sich blos bemühete, hinreichenden Vorwand und Beschuldigungen aufzufinden, um sie bestrafen zu können. Endlich, weniger darum, daß man selbst glaubte, diese hinlänglich gefunden zu haben, als darum, weil man sahe, daß keine bessern zu er=

erhalten waren, indem man den Herrn von Berkerzel, nachdem man ihm alle ersinnliche Martern angethan hatte, von Pferden zerreissen ließ, und doch keine Beschuldigung wider seinen Herrn von ihm erhalten konnte, ward ihre Sache vor den berühmten, durch den Herzog von Alba errichteten Blutrath gezogen, so sehr auch dies den Vorrechten ihres Ordens und ihrer Geburt zuwider war, nach welchen sie blos von Rittern des goldnen Vliesses und vom niederländischen Adel gerichtet werden konnten.

Um von den Beschuldigungen, die Egmonden gemacht wurden, nur eine Idee zu geben, setze ich den 1sten Anklagepunct des Fiscals aus dem Actenstück, das ich vor mir habe, her.

Der erste Artikul Gemeines Procuratoris oder Fiscalis.

Anfängklich kümpt hier zu betrachten, wie gemelter Beklagter mit dem Printzen von Vranien den Graven von Hoorn Hochstratten Ludewigk von Naßaw, weiland Marggraffen von Bergen ꝛc. im Fürschlag gewesen ein andern Landsfürsten aufzuwerffen, oder vielmehr durch Aufruhr vnd Tyranney ihren aigen künig neben andern Fürsten seiner Niederlande zu entsetzen vnd auszurütten vnd wie Beklagter ausgeben das er wolt die Länder einnehmen vnd dieselben hernach unter sie theilen, wie ihr fürschlag vnd Handlung gnugsam alles ausweisen.

Auf diesen, durch nichts in der Welt bescheinigten Punkt und auf die Beschuldigung, daß er gesucht, die Religions-

frey-

freyheit einzuführen, und die Bilderstürmer geschützt, grün-
det sich die ganze zusammen aus 88 Artikeln bestehende An-
klage. Und wer nur einigermaßen Egmond aus der Geschichte
der damaligen Zeit kennt, wer aus allen seinen Handlungen
seine Treue und Gehorsam gegen den König und seine nur
allzugroße Abneigung vor allen gewaltsamen Maasregeln,
welche ihn zu seinem Unglück in den Niederlanden erhielt,
aus jeder seiner Handlungen hervorleuchten siehet, der braucht
gar nicht seine äusserst naive und nachdrückliche Beantwor-
tung seiner Anklage zu lesen, um zu fühlen, daß blos niedrige
Rache und wütende Eifersucht den Mann schuldig sprechen
konnten, den die wärmste Zuneigung und die vollkommenste
Hochachtung einer Seele, wie Philips war, selbst da sie in
einem Könige wohnte, nicht für die treuen Dienste und für
die Anhänglichkeit zu belohnen vermochte, die Egmond seinem
Könige bewiesen hatte.

Aber Egmond war verdammt, ehe er angeklagt war;
denn Alba hatte das Blanket zu seinem Todesurtheile vom
Könige gleich aus Spanien mitgebracht. Daher war auch
die Mühe aller derer verloren, die sich für ihn verwendeten
und ihm noch Gnade auswirken wollten. Ohngeachtet also die
Herzogin von Parma, die zwar immittelst ihre Regierung
niedergelegt hatte, weil sie mit Alba's Herrschbegier sich nicht
vertragen wollte, aber die doch noch bey dieser niederländi-
schen Angelegenheit einige Aufmerksamkeit verlangen konnte,
ohngeachtet die Herzogin selbst eine Bittschrift von der Gräfin
Egmond überreichte und der Kaiser Maximilian als Philips
naher Verwandter sich in die Sache mischte und für Egmond
bat, auch seiner Fürbitte Gewicht genug zutraute, daß er
der Gräfin alle Hofnung machte, so ward doch zu Anfange
des Monat Junii 1568 das Todesurtheil über ihn gespro-
chen, ihm sonderbarer Weise des Nachts im Bette durch den

Bi-

Bischof von Ipern angekündigt, und wenige Tage darauf zu Brüssel, wohin derselbe deshalb gebracht worden, vollstreckt.

Bey Ankündigung des Todesurtheils war er sehr gefaßt und sagte weiter nichts als: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich mit meiner Treue und aufrichtigem Diensteifer dies um den König verdient hätte.„ Und noch wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er ihm: „ Es hat zwar Ew. Maj. gesollen, mir als einem Verräther und Aufmunterer der Ketzer das Todesurtheil zu sprechen, allein ich rufe den gerechten Richter, vor dem ich nun bald stehen werde, zum Zeugen, wie ungerecht ich behandelt worden bin; allein ich hoffe, daß Ew. Majestät selbst in Kurzem davon überzeugt werden, und dann für diese meine aufrichtige Anhängigkeit und thätige Treue meiner unglücklichen Frau und Kinder sich erbarmen sollen. Der ich in dieser Hofnung die Vollstreckung des Todesurtheils geduldig erwarte rc. Auch starb er, von dem Bischof von Ipern begleitet, mit der vollkommnen Ruhe des großen Mannes und als ein aufrichtiger und eifriger Anhänger des catholischen Glaubens, dadurch er auch die einzige Beschuldigung, die seine natürliche Gelindigkeit und die weise Schonung gegen die Nichtcatholischen wenigstens einigermaßen wahrscheinlich machte, als ob er von der römischen Kirche abtreten wollte, widerlegte.

Dies war das Ende des Grafen Egmond, den eigentlich Philips Arglist ins Netz gezogen hatte, aus dessen Blute aber auch die Freyheit der vereinigten Provinzen entsproß. Denn nichts würde den niederländischen Adel und auch die andern Stände so vereinigt und wider die spanische Tyranney so unversöhnlich erbittert haben, als dieses Beyspiel der empörendsten Tücke und Grausamkeit.

H.... e.

III. Biogra-

III.

Biographische Fragmente berühmter französischer Krieger des 16ten Jahrhunderts.

Marschall von Matignon.

Der Marschall von Matignon war 1525 in der Normandie gebohren, und in Gesellschaft des Dauphins, nachherigen Heinrich II., erzogen worden. Er betrug sich schon sehr zeitig bey Hofe mit so viel Politik als ein grau gewordener Höfling. Während der ganzen Regierung Heinrich II. wußte er seine Rolle so wohl zu spielen, daß weder die Guisen noch die Montmorencys sich über ihn zu beklagen hatten. Da Franciscus II. den Thron bestieg, bot Matignon seine Dienste der Königin Catharina von Medicis an, und überredete sie, daß, wenn sie ihm das Gouvernement der Normandie anvertrauen wollte, er für die Erhaltung der catholischen Religion in dieser Provinz mit dem grösten Eifer sorgen würde. Sein Gesuch wurde zwar nicht ganz, jedoch so weit bewilligt, daß er zum General der Niedernormandie ernannt wurde. Um den Anhängern der neuen Religion die Spitze zu bieten, erlaubte man ihm, eine Compagnie reitender Büchsenschützen zu errichten, zu deren Unterhaltung aber ausserordentliche Mittel angewandt wurden. Er verglich sich zu diesem Endzweck mit Bischöfen und andern Geistlichen der Provinz, die die Freyheit erhielten, das Silberzeug in ihren Kirchen, ja selbst die kostbaren Einfassungen der Reliquien zu verkaufen, um baar Geld zu erlangen. Jedermann gewann bey diesem Han=

Handel nach dem Urtheil des Brantome. Die Geistlichen behielten einen grossen Theil der eingegangenen Gelder für sich, und waren dabey gegen fernere Taxen gesichert, Matignon konnte seine Soldaten bezahlen und den Plünderungen der Hugenotten wurde Einhalt gethan. Indessen behandelte er diese mit ausnehmender Nachsicht, weil er es mit beyden Parthien nicht verderben wollte, bis der Krieg ausbrach, und er folglich gezwungen wurde, sich für einen Theil zu erklären. Nun zeigte er die äusserste Strenge gegen die Hugenotten, um sie in Furcht zu setzen, weil er zweifelte, daß er immer der stärkste in der Provinz seyn würde.

Der Graf von Montgomery, ein vornehmer Edelmann aus der Normandie, der nemliche, der bey einem Turnier Heinrich II. getödtet hatte, wuste wohl, daß gütlich von der Königin Catharina nichts zu hoffen sey; er hatte sich daher an die Spitze der normannischen Hugenotten gestellt, nachdem er eben aus England mit der Versicherung einer schleunigen Hülfe angekommen war. Es fehlte wenig, daß er sich nicht Cherbourg bemächtigte, vermöge der Kundschafter, die er daselbst unterhielt; allein Matignon eilte herbey und rettete den Ort; der verdächtige Commendant verlor seinen Posten, und Cherbourg nebst der ganzen Niedernormandie wurde bis zu dem so genannten Frieden 1563 für die königliche Parthie erhalten. Der gröste Wunsch des Hofes, nemlich des Grafen von Montgomery habhaft zu werden, war jedoch nicht geglückt. Matignon gieng mittlerweile zur Armee des Herzogs von Anjou, und war bey den Schlachten von Jarnac und Montcontour gegenwärtig. Im Jahr 1570 kam er nach der Normandie zurück, und verhinderte, daß das fanatische Morden der berüchtigten Bluthochzeit sich nicht in der ganzen Provinz verbreiten konnte. Endlich gelang es ihm, sich des Montgomery zu bemächtigen, und zwar auf folgende Weise: Dieser General

befand

befand sich an der Spitze einer starken Garnison in St. Lo; hier belagerte ihn Matignon mit 8000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie. Montgomery, der überzeugt war, daß man vorzüglich seinetwegen diese Expedition vornähme, überließ seinem Schwiegersohn La Colombiere die Stadt zu vertheidigen, entfloh mit 60 Reutern, und warf sich in Domfront. Sobald Matignon dies erfuhr, ließ er den Grafen von Thorigny, seinen Sohn, mit dem größten Theil der Truppen die Belagerung fortsetzen, verfolgte den Feind und erschien bald vor Domfront. Diese Stadt war so übel befestigt, und Montgomery hatte nur so wenig Leute bey sich, daß er sich nur blos im Schloß verschanzen konnte. Man forderte ihn auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und nach seiner abschlägigen Antwort wurde das Schloß beschossen. Es war bald eine Bresche da. Vergebens versuchte der unglückliche Commendant bey zwey Ausfällen zu entwischen, er wurde immer zurückgeschlagen. Nunmehr kam es zum Sturm, wobey das Gemetzel von beyden Seiten entsetzlich war. Montgomery fand den Tod nicht, den er suchte, allein Matignon konnte auch das Schloß nicht erobern. Ein zweyter Sturm war nicht glücklicher. Die Belagerten fochten wie Verzweiflungsvolle, und die catholischen Truppen schienen den Muth zu verlieren. Diese vergeblichen Bemühungen veranlaßten den Anschlag, den Montgomery zu hintergehen, um ihn dahin zu bringen, sich zu ergeben. Der Vidam von Basse, sein Freund und Anverwandter, wurde zuerst verführt. Dieser übernahm die Unterhandlung und stellte ihm mit thränenden Augen vor, daß, da sein Verlust unvermeidlich sey, er wenigstens das Blut seiner Anhänger sparen sollte, obgleich diese alle entschlossen wären, mit ihm zu sterben. Ueberdem könnte er keine Hofnungen auf eine Capitulation haben, da er wohl wüßte, daß Matignon ihm keine gewähren dürfte. Diese Vorstellungen wirkten, und Montgomery ergab

gab sich. Er wurde mit falschen Ehrenbezeugungen empfangen, allein sehr sorgfältig bewacht. Den folgenden Tag that ihm der Sieger den empfindlichen Antrag, er sollte ihm nach St. Lo folgen, sich seinem Schwiegersohn Colombiere und den Belagerten zeigen, und sie dahin vermögen, sich zu ergeben. Er schmeichelte ihm mit der falschen Hofnung, daß er hierdurch vielleicht Gnade erhalten könnte. Der unglückliche Montgomery hatte die Schwachheit, es zu bewilligen, und näherte sich an der Seite des Matignon den Mauern der Stadt. Alle von der Garnison drängten sich herbey, um ihn zu sehn und anzuhören. So bald er aber den Mund geöfnet hatte und von der Uebergabe sprach, so unterbrach ihn sein Schwiegersohn, der Commendant, durch folgende Anrede: „Ich glaubte, mein Herr, daß ein Mann, wie Sie, nur „hier erscheinen könnte, um uns zu einem größern Wider„stand zu ermahnen. Ich sehe aber zu meinem grösten „Kummer, daß Ihr Unglück die traurigste aller Wirkungen „gehabt hat, daß Ihnen nemlich der Muth benommen wor„den ist. Ich entferne mich, indem ich über Ihre Schwachheit erröthe. Wenn ich von Ihnen gelernt habe, wie man „überwinden soll, so will ich Ihnen auch zeigen, wie man „sterben muß.„

Diese Vorwürfe drückten den Montgomery fast zu Boden. Er zog sich zurück, und wollte von diesem Augenblick an weder den Matignon noch den Basse mehr sehn. Die Belagerung von St. Lo wurde jedoch fortgesetzt, und endlich der Ort mit Sturm eingenommen. Colombiere blieb auf der Bresche mit dem Degen in der Faust. Montgomery muste im Lager ein Augenzeuge dieses traurigen Schauspiels seyn, das noch dadurch vemehrt wurde, daß man seinen Sohn, den jungen de Lorges, zu ihm in sein Zelt brachte, der in der Stadt gefangen worden war. Diese Gesellschaft wurde ihm jedoch bald entzogen,

zogen, denn die Königin gab Befehl, den Grafen in Eisen zu legen, und an Händen und Füßen gefesselt nach Paris zu schicken; Matignon war gezwungen, zu gehorchen. Der Gefangene wurde in einen Thurm der Conciergerie eingesperrt, der noch seinen Namen führt, und ihm sodann der Proceß mit der äussersten Strenge gemacht. Er wurde gefoltert und zum Tode verurtheilt, wie ein Meuchelmörder des Königs, dessen oberster Hauptmann von der Leibwache er gewesen war. Auf dem Richtplatz beklagte er sich heftig über die Ungerechtigkeit der Königin, die ihren Privathaß in seinem Blute sättigte, unter dem Vorwand, den Tod des Königs zu rächen, dessen Veranlassung ihn aufs äusserste betrübt hätte. Er mischte auch in seine Rede Vorwürfe gegen Matignon, der den Zorn der Königin unterstützt hätte. Dieser, um sich zu rechtfertigen, versicherte öffentlich, daß er alles angewandt habe, um die Wuth der Catharina zu mäßigen. Wie dem auch seyn mag, so ist doch gewiß, daß er für die Gefangennehmung des Montgomery reichlich belohnt wurde. Als ein Zug, der seinen persönlichen Charakter bezeichnet, ist zu bemerken, daß er ein kleines Landgut, das ihm angehörte, gegen die Stadt und Baronie St. Lo vertauschte, die der Bischof von Coutance besaß. Er stellte vor, daß, wenn diese Stadt seiner Familie zufiel, sie besser wider die Hugenotten vertheidigt, auch weniger ihren Anfällen ausgesetzt werden würde, als wenn sie den Geistlichen gehörte. Dieser Grund schien der Regierung wichtig, weil man ihn begünstigte. Lorges war während der Zeit, da man seinen unglücklichen Vater nach Paris schleppte, und Matignon sich nach Hofe verfügte, in der Normandie zurückgeblieben. Er war so glücklich, aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen, und starb unter Heinrich IV. als Gouverneur der Stadt Castres. Er hatte nur eine einzige Tochter, die den Marquis von Duras

ras

Duras heyrathete, und einen Bruder, dessen Familie erst vor kurzem ausgestorben ist.

Matignon fuhr indessen fort, sich die Normandie zu unterwerfen, und sich besonders des Herzogthums von Alencon zu versichern, wodurch er sich neue Gunstbezeugungen von Heinrich III. und der Königin Mutter erwarb; er mißfiel aber dem Herzog von Alencon, jüngsten Brüder des Königs, da er dessen Absicht entdeckte, das Königreich zu beunruhigen, und Mittel vorschlug, die Gefahr abzuwenden. Man schickte diesen Prinzen nach den Niederlanden, unter dem Vorwand, ihm den Besitz von Brabant zu verschaffen, ein Land, das ihm die unruhigen Flammländer angetragen hatten. Im Jahr 1578 wurde Matignon Ritter des heiligen Geist Ordens, und im folgenden Jahr Marschall von Frankreich. Bald nachher übergab man ihm die Armee in der Picardie, wo er denn la Fere belagerte. Er nahm den Ort ein, vermöge einer Capitulation, die er troß dem Cardinal de la Valette und dem Herzog von Epernon, (Günstling Heinrich III.) den Einwohnern und der Garnison zugestand. Diese beklagten sich beym Monarchen, wurden aber nicht gehört; dennoch gewannen sie so viel, daß Matignon nicht mehr zur Privat-Societät des Königs genommen wurde, die in lächerlichen Andachtsübungen und närrischen Lustbarkeiten bestand, womit er auch sehr zufrieden war. Ueberdem wünschte er keine Familiarität mit seinem Herrn, sondern nur ihm mit Ruhm zu dienen. Man schickte ihn 1581 nach Guienne, weil man ihn wegen seiner politischen Künste am fähigsten hielt, auf der einen Seite die Hugenotten und die Parthie des Königs von Navarra, und auf der andern die Anhänger des Herzogs von Guise im Zaum zu halten, gegen welchen letztern der König anfieng, mißtrauisch zu werden. Der Marschall verfuhr mit aller nur möglichen Klugheit. Er erhielt dem Hofe Bourdeaux und

das Schloß Trompette, rettete Brouage und schlug die Truppen des Sainte Mesme, der ein Anhänger des Prinzen von Conde war.

Matignon vereinigte sich 1586 mit dem Herzog von Majenne, wobey er aber beständig auf die Guisen ein wachsames Auge hatte. Im Jahr 1587. gewann der König von Navarra, nachmaliger Heinrich IV., die Schlacht bey Coutras gegen den Herzog von Joyeuse, der selbst dabey umkam, und ein Opfer seines Ehrgeizes wurde; denn er wollte den Matignon nicht erwarten, der ihm zu Hülfe eilte, aber zu spät kam. Dennoch verhinderte er wenigstens, daß Heinrich seinen Sieg nicht nutzen konnte. Im folgenden Jahre versuchte er diesen König zweymal zum Schlagen zu bringen, allein vergebens; endlich begegneten sich die Heere bey Nerac, und Matignon hatte die Ehre, den großen Heinrich zu besiegen, der ihm das Schlachtfeld überließ, und sich in die Stadt Nerac selbst zurück zog. Der Sieger, um einen so verehrungswürdigen Feind zu schonen, nützte seine Vortheile nicht, wie er wohl thun konnte; zufrieden, die Plätze von Querci sicher gestellt zu haben, zog er sich nach Bourdeaux zurück. Diese und andre Begebenheiten des Feldzugs bewiesen, wie viel Politik Matignon anwenden muste, um sich bey Hofe in Gunst zu erhalten; denn in eben diesem Jahr geschah der Tod des Herzogs von Alencon, das Treffen von Barricades, die Zusammenkunft der Stände von Blois, der Mord des Herzogs von Guise, und endlich auch der Tod der Catharina von Medicis. Nie ließ er sich mit den Liguisten ein, wodurch er es als Mittler dahin brachte, daß sich Heinrich III. mit dem König von Navarra wider ihre gemeinschaftlichen Feinde vereinigten; hiedurch erlangte er das Gouvernement von Guienne, das selbst Heinrich IV. ihm gleich nach der Vereinigung bewilligte. Kurz nachher erfolgte der Mord Heinrich III.

und

und die Erhebung Heinrich IV. auf den französischen Thron. Der Marschall trug zur Unterwerfung des Parlements von Bourdeaux nicht wenig bey. Sein Sohn, der Graf von Thorigny, und sein Schwiegersohn, der Marquis von Canisi, fochten für Heinrich in der berühmten Schlacht von Jvry, und leisteten ihm die wichtigsten Dienste in der Normandie. Bey der Krönung des Königs, die den 27. Februar 1594 zu Chartres geschah, übernahm Matignon die Functionen des Connetabels, und hielt nachher mit dem König den Einzug in Paris. Die Schlacht bey Fontaine Francoise 1595 war die letzte, wobey sich Heinrich IV. befand. Der Graf von Thorigny büßte in derselben sein Leben ein, da er in der grösten Glückscarriere war. Ohngeachtet seiner Jugend war er schon Gouverneur der Normandie. Er war verheyrathet, starb aber ohne Kinder; ein Umstand, der den Verlust seinem Vater desto schmerzhafter machte.

Ehe der Marschall starb, hatte er noch das Vergnügen, seinen übrig gebliebenen Sohn mit einer Prinzeßin von Orleans Longueville zu vermählen, die von dem berühmten Grafen von Dunois abstammte, und selbst mit dem Hause Bourbon verwandt war. Sein Tod erfolgte 1597, und seine Nachkommenschaft ist noch in dem Fürsten von Monaco, dem Herzog von Valentinois, und seinen Kindern vorhanden. Ein andrer Zweig ist in der Person des Marquis von Matignon-Gasse vor einigen Jahren ganz eingegangen.

Der gewöhnliche Schwur des Marschalls war der Ausruf: Coldieu! Sein Character und seine vorzüglichsten Talente bestanden in Verschlagenheit und Klugheit. Er war ein vorsichtiger Zauderer; wenn er aber eine günstige Gelegenheit fand, so fehlte es ihm nie an Thätigkeit und Muth. Man hat ihm als eine grosse Schwachheit die Verzweifelung

vorgeworfen, die er bey dem Tode seines ältesten Sohnes zeigte, und die so weit gieng, daß er ausrief: er habe alle seine Hofnung und seinen ganzen Ruhm verloren. Obgleich dieser Ausdruck zu stark war, so ist er doch der väterlichen Zärtlichkeit zu verzeihen, die oft keine Schranken kennt. Er hat keine Memoiren nachgelassen; allein im vorigen Jahrhundert wurde sein Leben und seine militärische Handlungen umständlich von M. de Cailliere beschrieben, der damals Marechal de Bataille war; ein Titel, der so viel sagen will, als jetzo ein französischer Generalmajor der Armee, und nur allein zum 17ten Jahrhundert gehört, da er im 16ten noch nicht bekannt war, und im Anfang des 18ten abgeschaft wurde.

San Pietro de Bastelica.

Dieser Befehlshaber, von Geburt ein Corsicaner, war einer der bravsten Officiere, die sich in der französischen Kriegsgeschichte des 16ten Jahrhunderts auszeichnen. Corsica, das schon damals der Republic Genua unterworfen war, fiel nebst diesem Freystaat den Franzosen in die Hände. Als aber die Genueser nachher sich diesem Joch entzogen, und Corsica ein Gleiches that, so blieben doch viele Corsicaner den Franzosen getreu. Unter diesen befand sich die Familie Bastelica. San Pietro führte 1536 einen Trupp von 500 Mann italienischen Soldaten nach Piemont, die französische Dienste nahmen. Er vertheidigte die Stadt Fossano, die ein ganz unhaltbarer Ort war, mit einer ausnehmenden Tapferkeit, auch wurde sie nicht eher übergeben, als bis dieser brave Commendant verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung

schickte

schickte man ihn nach der Provence. Carl V. war in diese Provinz eingefallen, und hatte Marseille belagert, sahe sich aber bald gezwungen, die Belagerung aufzuheben Einige französische Officiere, die mehr Muth als Klugheit besaßen, verfolgten die kayserlichen Truppen bis Brignoles, da diese aber Stand hielten, wurden die Franzosen gefangen genommen. Unter diesen waren Gouffier de Boissi, Montejean, und auch San Pietro; sie kamen aber bald wieder frey. Im Jahr 1542 machte dieser die Belagerung von Perpignan mit dem Dauphin, 1543 führte er eine Anzahl Truppen zum Lager bey Landrecies, und 1544 befand er sich bey dem Treffen von Vitri, dessen Folge die Aufhebung der Belagerung von Saint-Dizier war. Bey allen diesen Gelegenheiten gab er ausserordentliche Beweise seines Muths. Da Franciscus I. starb, gieng San Pietro nach Corsica, und heyrathete daselbst Vanina d'Ornano, Erbin des vornehmsten Zweiges dieser Familie, die da vorgiebt, von den alten Beherrschern der Insel abzustammen; daher auch die Nachkommen des San Pietro den Namen Bastelica mit dem von d'Ornano vertauschten. Kaum aber war die Hochzeit geschehen, als die Genueser ihn als eine verdächtige Person in Verhaft nehmen, und in die Citadelle von Bastia einsperren liessen. Er muste hier bis zum Frieden bleiben, da er denn loskam und nach Frankreich zurück gieng. Diese Gefangenschaft wollte er nie den Genuesern verzeihen.

Unter der Regierung Heinrich II. fochte er unter den Feldherrn Termes und Strozzi in den italienischen Kriegen und drang bis in Toscana. Im Jahr 1553 erhielten die französischen Generals Befehl, sich Corsica zu bemächtigen. Termes warf hiebey die Augen auf San Pietro, als den Fähigsten wegen seiner Geburt und Talente, diese Eroberung zu erleichtern, wozu er auch viel beytrug. Die Truppen wurden durch türkische Galeeren nach Corsica geführt, die der

Bassa

Bassa Dragut commandirte, und durch den Baron de la Garde, General der französischen Galeeren, unterstützt wurden. Sie nahmen sogleich Bastia ein, und verfügten sich nachher zur See nach Bonifacio, um es zu belagern, während daß San Pietro zu Lande vorrückte, und die Städte St. Florenti und Corte wegnahm. Calvi und Ajaccio hatten ein ähnliches Schicksal; da aber die Galeeren des Dragut entweder durch Verrätherey, oder aus Furcht wegen der Flotte des Doria sich zurückzogen, so verloren die auf der Insel zurück gebliebenen Franzosen ihre Eroberungen mit eben der Leichtigkeit, als sie solche gemacht hatten. Dennoch behielten sie festen Fuß im Lande in den Jahren 1554 und 1555, obgleich mit vieler Schwierigkeit. Eins der grösten Hindernisse war die Uneinigkeit unter den Truppen so verschiedner Nationen, Corsicaner, Italiener und Franzosen. San Pietro, der von einem eigensinnigen Character war, hatte hieran nicht wenig Theil; da er aber so viel Muth besaß, und in Corsica unentbehrlich schien, so nahm man nur erst sehr spät den Entschluß, ihn nach Frankreich zurück zu schicken. Er kam nach Hofe, um sich zu vertheidigen, zu einer Zeit, wo man (1556) einen Waffenstillstand mit dem Kayser geschlossen hatte, der aber bald wieder gebrochen wurde. San Pietro gieng von neuem nach Corsica, um seine Kriegsoperationen fortzusetzen: es geschah aber nur mit geringem Erfolg, sowohl weil seine Plane durch den Stillstand vereitelt worden waren, als auch wegen der Streitigkeiten unter den Truppen, die immer fortdauerten. Endlich wurde der Friede 1559 unterzeichnet. Wenn nun gleich dadurch Frankreich keine Feinde mehr hatte, so glaubte San Pietro doch nicht, in gleichem Fall zu seyn, weil seine Rache gegen die Genueser keine Gränzen kannte. Er entschloß sich daher, den Krieg gegen sie in Corsica fortzusetzen. Die Regentin, Catharina von Medicis und der König von Navarra gaben es unter der

Hand

Hand zu, und begünstigten sogar diesen Entwurf des unruhigen Corsicaners. Er rüstete in Marseille, wo seine Familie wohnte, kleine Schiffe aus, um die genuesischen Fahrzeuge wegzukapern. Diese Unternehmung glückte ihm sowohl als der Anschlag, eine Anzahl seiner Landsleute auf der Insel selbst beständig unter den Waffen gegen ihre Unterdrücker zu erhalten. Mittlerweile that er verschiedene Reisen nach den africanischen Raubstaaten, wo er, besonders in Algier, sehr wohl aufgenommen wurde. Der Dey gab ihm sogar Empfehlungsschreiben an den Gros-Sultan, mit denen er nach Constantinopel reiste. Er wiegelte alles gegen die Genueser auf, kaufte Seeräuberschiffe, um gegen sie zu kreuzen, und Landungen in Corsica zu machen, wozu er einige Compagnien auf seine Kosten angeworben hatte, deren Fahne die Inschrift führte: Pugno pro Patria.

Der schrecklichste Unfall seines Lebens erwartete ihn aber. Er hatte seine Familie, wie bereits oben gesagt, während der mannigfaltigen Reisen in Marseille gelassen. Nun traf es sich, daß er in Algier einen Verwandten seiner Gemahlin als Sklave fand; er kaufte ihn daher los, und schickte ihn nach der Provence. Dieser Befreyete, Giovanni d'Ornano, sahe kaum seine Cousine, als er in sie verliebt wurde, und alles anwandte, sie zu bereden, ihren San Pietro zu verlassen, und sich nach Genua zu begeben, um, wie er sagte, ihren Kindern die Ehre und die Güter zu erhalten, die ihr unwürdiger Vater ohnfehlbar durch sein Corsarenleben verlieren müste. Diese Gründe schienen der Vanina einleuchtend, da sie für den Nichtswürdigen auch eine Neigung bekommen hatte. Sie entschloß sich daher, nach Genua zu flüchten, war auch schon bis Antibes gekommen, als San Pietro ebenfalls da anlangte, es erfuhr, und ihnen eiligst

nach-

nachsetzen liess. Das verliebte Paar wurde glücklich erhascht, und beyde nach Marseille zurück gebracht. Da sie sich nun in seiner Gewalt befanden, zeigte er sich und frug um die Ursache ihrer Flucht. Die Antworten waren nicht befriedigend, sondern bestärkten ihn vielmehr in dem Verdacht ihrer Niederträchtigkeit. Dieses brachte ihn in solche rasende Wuth, daß er den Giovanni auf der Stelle erdrosselte, und nachdem er die schrecklichsten Verwünschungen gegen seine ungetreue Gattin ausgestossen hatte, zog er seinen Säbel, und hieb ihr den Kopf ab. Nach dieser Execution liess er geschwind die Körper beerdigen, und eilte nach Hofe, um Begnadigung zu erhalten, die ihm auch zugestanden wurde, weil man sich seiner ferner bedienen wollte.

Er gieng nach Marseille zurück, wo er mehrere Jahre lang sein Raubhandwerk zu Wasser und zu Lande beständig fortsetzte, bis er endlich 1567, da er in Corsica seinen kleinen Krieg führte, von den Verwandten der Vanina d'Ornano überfallen und ermordet wurde. Ehe er den Geist aufgab, befahl er seinem Sohn Alphonso, sich nach Frankreich zu begeben, auch ermahnte er alle seine Anhänger, ein Gleiches zu thun. Dieses geschah auch. Alphonso, der den Namen d'Ornano annahm, stieg gleich bis zum Rang eines General-Obersten aller corsicanischen Truppen in Frankreich. Er diente mit vieler Treue Heinrich III. und Heinrich IV., für welchen letztern Monarchen er die Städte Lyon, Grenoble und Valence einnahm. Er wurde Gouverneur von Dauphine, und hernach von Guienne, Ritter des heiligen Geist Ordens und 1597 Marschall von Frankreich: Sein Sohn Jean Baptiste d'Ornano wurde auch Marschall von Frankreich. Der Vater starb 1610 und der Sohn 1626. Ihre Nachkommenschaft ist ausgestorben; allein die Familie d'Ornano ist noch in Corsica vorhanden.

Dupuy-

Dupuy-Montbrun.

Charles Dupuy-Montbrun war aus einem alten Hause in Dauphine. Der zweyte Grosmeister der Johanniterritter, die zur Zeit der Kreuzzüge sich in Jerusalem befanden, gehörte zu dieser Familie. Montbrun fieng sehr jung an zu dienen, und zeichnete sich in den Kriegen unter Heinrich II. in der Picardie und Champagne aus, desgleichen in der Schlacht bey Renti und in Piemont. Er verließ aber den Dienst 1558, weil man ihm nicht die Befehlshaberstelle über die Compagnie geben wollte, wobey er so lange gestanden war, und begab sich auf seine Güter. Eine seiner Schwestern hatte die reformirte Religion angenommen, und lebte zu Geneve; er gieng daher dahin, sie zu besuchen, in der Absicht, sie zu bekehren; allein sie war es, die ihn bekehrte, so daß er voller Eifer für die Fortpflanzung der neuen Lehre zurück kam. Die Kapelle in seinem Schloß sowohl als auch die Kirche des Dorfs wurden zum reformirten Gottesdienst bestimmt, und alle catholische Priester von ihm verfolgt. Diese und andre ähnliche Handlungen, wozu er nicht befugt war, veranlaßten endlich, daß sich das Parlement von Grenoble ins Spiel mischte, und ihm den Verhaft zuerkannte. Der General-Prevot erhielt dazu den Auftrag, der ihn in eigner Person vollziehen wollte; Montbrun aber widersetzte sich, sie fochten, und der General-Prevot wurde erstochen, seine Begleiter hingegen zu Gefangenen gemacht. Dieses war die Losung zum bürgerlichen Kriege, worin Montbrun als Anführer auftrat. Hector de la Motte Gondrin, Gouverneur der Provinz, citirte ihn zu erscheinen, um Red und Antwort von seinem Betragen zu geben; Montbrun aber wollte von keinem Gehorsam etwas hören, sondern machte ein Manifest

fest bekannt, worin er erklärte, daß, da er wegen seiner Religion verfolgt würde, er genöthigt sey, sich in ein fremdes Land zu begeben. Dieses fremde Land war die Grafschaft Avignon, wo er sich an der Spitze eines Banditentrupps setzte, die Catholiken verfolgte, und ihre Kirchen plünderte. Sein Proceß gieng indessen beym Parlement vor sich; er wurde als nicht erscheinend verdammt und verurtheilt, den Kopf zu verlieren, wobey seine Güter zugleich eingezogen wurden. Der Gouverneur der Provinz befahl ihm im Namen des Königs, das päbstliche Land zu räumen. Dieser Befehl fruchtete nichts, so wenig wie die Bemühungen des Legaten, ihn zu entfernen. Der Kardinal von Tournon, dessen Nichte Montbruns Gemahlin war, gieng in dieser Zwischenzeit nach Rom, und da er durch Dauphine reiste, so erfuhr er den Vorfall. Er fürchtete mit Recht, daß sein Neveu verloren wäre, wo er nicht bald gerettet würde; daher schrieb er ihm, die Waffen niederzulegen, mit dem Versprechen, ihm seine Begnadigung zu verschaffen, auch bewirkte er solche unverzüglich. Montbrun kehrte nach seinem Schloß zurück, und verabschiedete einen Theil seiner Truppen; da er aber neue Ursache zu Klagen gab, so erschien der Gouverneur la Motte Gondrin in eigner Person mit Soldaten, ihn zu belagern.

Montbrun flüchtete, von seiner Gemahlin begleitet, die ihn nie verlassen wollte. Sie hatten einen jungen Menschen bey sich, der sie unterweges bestahl, und sie in die gröste Lebensgefahr brachte. Dennoch fanden sie Mittel, Geneve zu erreichen. Hier war der unruhige Mann gezwungen, eine Zeitlang ruhig zu leben, wobey er nicht wenig Mangel litt, weil seine Güter abermals eingezogen, und sein Schloß geschleift worden war. Da aber die Religionswuth von neuem im Königreich ausbrach, die Hugenotten 1562 allenthalben die

Waffen

Waffen ergriffen, und sich der furchtbare Baron des Adrets an ihre Spitze gestellt hatte, um in Dauphine und die benachbarten Provinzen einzubrechen, so eilte Montbrun, zu ihm zu stoßen, und wurde gleichsam sein Untercommendant. Sie gewannen eine Schlacht bey Pierrelatte und nahmen St. Marcellin weg: allein dieses war mit den abscheulichsten Grausamkeiten begleitet. Montbrun commandirte bey Chalors und Macon, wurde aber bald durch den General von Tavannes vertrieben. Er zog sich darauf nach Valence, Orange und Mornac zurück, und zwar unter beständigem Unfug. So währte es 2 Jahre lang, bis endlich 1563 der Baron des Adrets den Reformirten verdächtig wurde, die ihn daher alle verliessen. Nunmehr wurde Montbrun ihr wirklicher Anführer, allein der Friede erfolgte bald darauf, da denn dieses Oberhaupt mit in die Amnestie eingeschlossen wurde und dreist genug war, dem Könige aufzuwarten, der in Person nach Dauphine kam. Er verhielt sich ziemlich ruhig bis 1566, da die Unruhen wieder ausbrachen. Montbrun führte abermals die Hugenotten an, und hatte ein eignes Regiment, das aus 75 Compagnien bestand, womit er sich dem neuen Gouverneur der Provinz, dem Grafen von Simiane de Gordes, widersetzte, der zu seiner Unterstützung 6000 catholische Schweizer bekommen hatte. Nach den Schlachten von Jarnac und von Montcontour, da sich der Prinz von Conde und der Admiral von Coligny den mittäglichen Provinzen genähert hatten, warb Montbrun Truppen für sie an, und führte sie zur großen Armee.

Es ist bekannt, daß auf den falschen Frieden von 1571 das fanatische Blutbad 1572 erfolgte, allein es erstreckte sich nicht bis nach Dauphine, wo die Hugenottten zu furchtbar waren; jedoch diente es Montbrun zum Vorwand, wider die Catholiken die grösten Grausamkeiten auszuüben. Er hatte nun-

nunmehr den Baron des Adrets wider sich, der vormals sein Muster in der Grausamkeit gewesen war. Ohngeachtet der wiederholten Friedensgrimassen war doch an keine Ruhe in diesem Lande zu denken. Heinrich III. kam 1574 aus Pohlen zurück, um den französischen Thron in Besitz zu nehmen. Er gieng durch Savoyen nach Lyon, welches Montbrun, der sich noch immer an der Spitze eines starken Trupps befand, reizte, die Bagage des Königs anzufallen und zu plündern, wobey er diese kühnen Worte sagte. „Die Waffen „und das Spiel machen alle Menschen gleich,„ wodurch er anzeigen wollte, daß er des Königs selbst nicht schonen würde, wenn sich die Gelegenheit ereignete. Diese Verwegenheit veranlaßte die strengsten Befehle, den Montbrun aufs äusserste zu verfolgen. Selbst der König marschirte persönlich gegen ihn. Der Marschall von Bellegarde belagerte Livron, aber vergeblich, ob er es gleich mit einer zahlreichen Artillerie beschoß. Die Belagerten schlugen sogar einen Sturm ab, den die Catholiken mit fanatischer Wuth wagten. Sie erhielten auch eine Verstärkung von Truppen, die ihnen der junge Lesdiguieres zuführte. Nunmehr war man gezwungen, die Belagerung aufzuheben, ja der König und seine Feldherren erniedrigten sich so sehr, daß sie mit Montbrun in Unterhandlung treten wollten, wodurch aber seine Kühnheit noch vermehrt wurde: denn er fieng nun auch seiner Seits an, Belagerungen zu unternehmen und Treffen zu liefern. In einem derselben wurden die catholischen Schweizer dermaßen geschlagen, daß 900 auf dem Platze blieben. Hiedurch wurde Montbrun dahin verführt, unter nachtheiligen Umständen, wider den Rath des Lesdiguieres, noch eine Schlacht zu liefern. Sie fiel vor bey Mirebeau in Dauphine. Montbrun wurde dabey verwundet und gefangen genommen. Sobald der König diesen angenehmen Vorfall erfuhr, befahl er, ihn nach Grenoble zu bringen,

wo

wo das Parlement ihm den Proceß machen sollte. Er wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren, und die Hinrichtung auch den 5 August 1575 an ihm vollzogen, ohngeachtet der nachdrücklichsten Verwendungen des dauphineischen Adels, unter welchem er so viel Verwandte hatte. Seine Familie wurde aller Ehren und Würden beraubt, erhielt aber nachher ihre Rechte wieder; daher die Nachkommenschaft des Montbrun noch jetzo unter die ansehnlichsten Familien in Dauphine gehört.

Es fehlte aber noch viel, daß durch die Hinrichtung des Montbrun die Rebellion gestillt worden wäre. Lesdiguieres, der unter ihm gedient hatte, wurde nun zum Anführer der Hugenotten in Dauphine erwählt. Diesem jungen Mann war in der Folge ein glänzendes Glück bestimmt. Er nahm 1590 für den König Heinrich IV. die Städte Montelimart, Ambrun und Grenoble ein, wofür er zum Gouverneur der Provinz gemacht wurde; doch blieb er beständig der reformirten Religion getreu. In dem Kriege wider den Herzog von Savoyen zeigte er so viel Kriegstalente, daß er unter die besten Feldherren der damaligen Zeit gerechnet wurde; auch erhielt er 1608 den Marschallsstab, ohne daß man eine Religionsveränderung von ihm verlangt hatte. Nach dem Morde Heinrich IV. glaubte Ludwig XIII. sein Nachfolger, daß er des Lesdiguieres schonen müste, dem in Dauphine mehr wie dem König gehorcht wurde. Man bemühte sich, ihn nach Hofe zu ziehn; allein er schlug alle Einladungen aus, es sey dann, daß man gewisse Bedingungen eingienge, die er vorschrieb. Hiezu sahe man sich genöthigt, um sich seiner Treue zu versichern. Der König machte das Rittergut Lesdiguieres zum Herzogthum, und überdem ward dieser neue Herzog zum obersten Feldmarschall aller königlichen Armeen ernannt. Da er sich 1622 auch noch bequemte, die reformirte Reli-

gion

gion abzuschwören, so erhielt er auch nebst den Ordensbändern die Connetablewürde. Er starb bald nachher 1626 im 83sten Jahr seines Alters.

Baron des Adrets.

Dieser berühmte General, dessen schon oben so oft gedacht worden, war aus dem Hause Beaumont, eins der vornehmsten in Dauphine. Franciscus von Beaumont, sein Oheim, unterrichtete ihn, da er noch sehr jung war, in der Kriegskunst. Er befand sich bey der Schlacht von Cerisoles, und that nachher unter dem Marschall von Brissac alle Feldzüge mit in Piemont bis 1558, wo er mit Pequigny Montcalvo vertheidigte, das aber durch die Schuld dieses Kriegsgefährten verloren gieng. Im J. 1559 nach geendigtem Kriege begab er sich nach Hause, so daß man von ihm nicht eher als 1562 reden hörte, da er sich für die Hugenotten erklärte. Er gab vor, daß dieses dem geheimen Verlangen der Königin Catharina von Medicis gemäß geschähe, um der zu großen Macht der Guisen Einhalt zu thun, und behauptete beständig, daß er nie aufgehört habe, ein Catholik zu seyn. Diese Erklärung war aber schwer mit den blutigen Hinrichtungen zusammen zu reimen, die er im Namen der Hugenotten mit seinen Glaubensverwandten vornahm. Er grif selbst den Generalgouverneur in Dauphine, la Motte Gondrin, mit seinem Heere an, und verfolgte ihn nach Valence, wo dieser General ermordet wurde. Des Adrets wollte sich nachher von aller Schuld, diesen Mord betreffend, lossagen, er konnte aber doch nicht leugnen, daß er offenbar rebellische Titel in seinen Manifesten angenommen hatte. Es hieß darin: „Franciscus von Beaumont, Erbherr

„Herr von Adrets, Kammerjunker des Königs, Obrister der „Legionen in Dauphine, Provence, Lyon, Languedoc und „Auvergne, königlicher Gouverneur und Generallieutenant „in Dauphine, Unterbefehlshaber der unter dem Commando „des Prinzen von Conde versammleten christlichen Armee, „vereinigt für den Dienst Gottes, für die Freyheit und Be„freyung des Königs, desgleichen der Königin seiner Mutter, „für die Erhaltung ihrer Staaten und ihrer Grösse, und für „die christliche Freyheit in gedachten Ländern.„ Ein andres Manifest fieng mit folgenden Worten an: „An alle wahre, „getreue Unterthanen des Königs unsers Beherrschers und „natürlichen Herrn, versammlet durch den Bund der refor„mirten Kirchen, Eiferer für die Ruhe dieses Landes Dau„phine: Heil und Friede im Namen unsers Herrn Jesu „Christi.„

Vermöge dieser Titel bemächtigte sich Adrets der Städte Valence, Tournon, la Tour du Pin, Bourgoin und andrer Oerter, worin er sofort die Messen abschafte. Er nahm Grenoble ein, desgleichen Montelimart und Pierrelatte, an welchen letztern Plätzen vorzüglich barbarische Grausamkeiten ausgeübt wurden; die Garnison muste nemlich Mann für Mann von der Spitze eines Felsens in einen Abgrund springen. Er verfolgte den neuen Gouverneur der Provinz, Maugiron, bis nach St. Marcellin, das er einnahm und verheerte. In Lyon gründete er bey seiner Ankunft die Herrschaft der Hugenotten, und rückte nachher bis Montbrison vor; da er aber nach Lyon zurückkam, hatte er den Verdruß zu sehn, daß man ihm die Gouverneurstelle dieser reichen Stadt entzogen, und an Soubise gegeben hatte. Dieser Vorzug machte ihn wüthend, und trieb ihn wieder nach Dauphine zurück, wo er längst der Rhone bis in der Grafschaft Avignon neue Verheerungen machte, und allenthalben Schrecken unter den Catho-

tholiken verbreitete. Indessen konnte er den Vorzug nicht vergessen, den die Hugenotten in Lyon dem Soubise gegeben hatten, daher er den Entschluß faßte, sie zu verlassen; ein Schritt, der um so viel nöthiger war, da er anfieng, seinen alten Freunden verdächtig zu werden. Er wurde von ihnen in Verhaft genommen, jedoch wieder losgelassen. Des Adrets bediente sich des bald darauf erfolgenden Friedens, der aber nur kurze Zeit dauerte, um öffentlich zu den Catholiken überzugehn. Da er sich mit dem Gouverneur Maugiron nicht vertragen konnte, so schickte man an seiner Stelle Simiane des Gordes, dem er persönlich geneigt war; auch begleitete er ihn auf seinen Kriegszügen. Der Herzog von Nemours überreichte ihm den St. Michaelsorden im Namen des Königs. Das Glück war ihm jedoch auf der catholischen Seite nicht so günstig, als es ihm vormals auf der andern gewesen war. Man warf daher einen Verdacht von Verrätherey auf ihn, er wurde 1570 in Verhaft genommen, und nach dem Schloß Pierre en Cise gebracht. Er saß hier aber nur kurze Zeit; man hörte die Rechtfertigung seiner Unschuld an, und erlaubte ihm, nach Hofe zu reisen, woselbst er wohl aufgenommen wurde. Da 1577 die Ligue formirt wurde, so wollte er keinen Theil daran nehmen; indessen blieb er der catholischen Parthie getreu. Des Adrets befand sich 1781 in Grenbole, da er hörte, daß sich der junge la Motte Gondrin, mit dessen Vater er ehemals gefochten, unanständig von ihm gesprochen habe. Er wollte diese Beleidigung mit dem Degen rächen, ob er gleich 80 Jahr alt war. Die Sache wurde jedoch beygelegt, und sein Schicksal vergönnte ihm, ruhig auf seinem Schloß seine Tage zu endigen, so wenig es auch sein Betragen verdiente; denn er trotzte wechselsweise bald den Catholiken, bald den Hugenotten, die beyde so viel Ursache hatten, sich über die großen Uebel zu beklagen, die er ihnen sein ganzes Leben durch zugefügt hatte,

die

die aber demohnerachtet ihn seines Alters halber unangetastet liessen, da er kein Gegenstand der Furcht mehr war. Er starb in seinem 85sten Jahre in seinem Schloß la Frette 1587. Seine 3 Söhne starben noch vor ihm, und zwar ohne Nachkommen.

T.

IV.

Auszug eines Briefes aus Mannheim.

vom 28sten Januar 1785.

— — — — Der geschickte Mechanikus zu Neuwied, Commerzienrath David Röntgen, hat vor einiger Zeit eine auf ein Clavier schlagende Jungfer verfertigt, die wegen der ausserordentlichen dabey angewandten Mechanik verdient, näher bekannt zu werden.

Ich sende Ihnen davon eine Beschreibung, wie mir solche ein Freund zugeschickt hat.

Mit besonderm Vergnügen erinnere ich mich bey jedem solchen mechanischen Kunstwerke immer noch der Sprachmaschine des berühmten kayserlichen Hofraths Kempeln, die ich in abgewichner Frankfurter Herbstmesse sahe, und mich ganz überzeugt hat, daß auch die Sprachorganen (das einzige äusserliche Unterscheidungszeichen zwischen Menschen und Thie-

Thieren, bloße Mechanik sind, und keinen so schätzbaren Beweis für die Vortreflichkeit der Menschheit im Abstande auf die Thiere ausmachen. Des englischen Thierhändlers Bancks Versuch einer Begattung des Orang-Outang mit einer Negerin von der guinäischen Küste wird nun bald hierin vielen Zweifel auflösen. — — — —

Beschreibung der musikalisch-mechanischen Figur, Mademoiselle Dubois genannt, welche von dem königlich französischen Mechanicus David Roentgen, und von dem königlich französischen Uhrenmacher Peter Kinzing verfertiget, und in das Cabinet Ihro Majestät der Königin von Frankreich geliefert worden.

Die Figur selbst ist circa 18 Zoll graß, in Gestalt eines Frauenzimmers vor einem kleinen Clavicimbel oder Flügel sitzend, auf welchem sie vermittelst zweyer Hämmergen, welche sie in den Händen hat, nemlich eines in der rechten und eines in der linken, 8 verschiedene geschmackvolle Melodien spielt, wobey sie nicht nur die gröste Accuratesse in dem musicalischen Zeitmaaße beobachtet, sondern auch alle übrigen Bewegungen, mit Kopf, Augen und Händen sehr natürlich nachahmet. Z. E. ehe sie eine Melodie zu spielen anfängt, macht sie den Zuhörern ein recht artiges Compliment, wobey die Bewegung des Kopfes, der Hände und Augen auf das beste harmoniren. Die Bewegung der Augen richtet sich auch besonders nach dem Affekt einer jeden Melodie, als bey Adagio langsam beweglich, und bey Allegro, Marche ꝛc. freudig und munter. Bey einer angebrachten Cadenz hebt sie Kopf und Augen aufwärts, so daß man glauben sollte, sie empfinde das Reizende ihrer eignen Musik. So umständlich man auch die Beschreibung davon machen wollte, so empfiehlet sich doch

die

die Figur selbst besser, als man sie beschreiben kann. Das Clavicimbel und der Tisch, worauf dieses mit sammt der Puppe steht, ist von dem feinsten und seltsamsten Holtz, Ambons Holtz genannt, aufs vollkommenste verfertiget, und mit vergoldeter Bronze versehen. Dieses Stück ist von der Königl. französischen Academie untersucht, und für 800 Louisdors an Werth geschätzt worden. Jhro Majestät die Königin haben der Academie ein Present damit gemacht, und gegenwärtig steht das Werk auf dem neuen Saal, welchen der König neuerdings der Academie pour la Mécanique et les machines geschenkt hat.

V.

Zur Geschichte von Palästina, der Kreuzzüge und des Orients.

(Beschluß)

Das dritte merkwürdige Werk, mit welchem wir unsre Leser hier bekannt machen wollen, ist betitelt: Les passages d' outre mer faits par les François. Der Verfasser hieß Sebastian Mamerot, war von Soissons gebürtig, und Kanonikus zu Troyes. Er versichert seine Geschichte im Jahr 1433 angefangen und 1454 geendiget zu haben. Nachstehender Auszug ist nach der ältesten gedruckten Ausgabe dieses Buchs vom Jahr 1492 verfertiget worden.

Mamerot fängt mit einer Beschreibung des Heiligen Landes an; vorher aber spricht er noch von allen Merkwür-

digkeiten, die man auf der Reise dahin, besonders in Europa, unterwegens antrift. Man pflegt sich, sagt er, zu Venedig einzuschiffen. Die Meilenzahl dieser Reise findet man hier genau angegeben, und dem Itinerario sind noch überdem verschiedene intereßante Bemerkungen über alles merkwürdige, was die Aufmerksamkeit des Reisenden unterwegens von Paris bis an den Berg Cenis, und von da bis Mailand und Venedig nur irgend reizen kann, beygefügt worden. Was er von der St. Markuskirche zu Venedig, dem St. Markusplaz und verschiedenen daselbst üblichen Ceremonien sagt, stimmt mit dem Bericht neuerer Reisenden genau überein. Unser Verfasser schifte sich zu Venedig nach Konstantinopel ein, wobey er zugleich eine Berechnung aller Reisekosten liefert. In Ragusa fand er, daß die Einwohner dieser Stadt zwar Christen und Katholiken wären, die umliegenden Gegenden aber von einem barbarischen Volk, welches nicht die geringste Religion hätte, bewohnt wurden. Von hier sezt er seine Reise ferner über Kandia, Rhodis und Cypern fort, und langt endlich glücklich in Palästina an. Der erste Ort, den er beschreibt, ist die von Jerusalem nicht weit entlegne Stadt Rama. Hierauf folgt eine genaue Schilderung von dem damaligen Zustande des gelobten Landes, die aber in unsern jetzigen Zeiten zu wenig Interesse haben würde, als daß wir uns lange dabey aufhalten könnten. Seine Rückreise nimmt Manerot über Egypten, von welchem Lande er gleichfalls eine Beschreibung liefert. Endlich schift er sich zu Alexandria wieder ein, muß unterwegens heftige Stürme ausstehen und langt nach mancher ausgestandner Gefahr zu Venedig an, von wo er denn auf dem nemlichen Wege, den er vorhin gemacht, nach Frankreich zurückkehrt.

Dieser

Dieser Reisebeschreibung folgt eine Lebensgeschichte Muhameds, des Religionsstifters der Moslems, nebst Nachrichten von den Glaubensmeinungen aller Völker, die sowohl in Palästina, als auch in den angränzenden Ländern und der Levante überhaupt wohnen. Beyde Gegenstände sind aber von neuern Schriftstellern weitläuftig genug und weit besser als hier behandelt worden; wir gehen also ohne fernern Aufenthalt zu dem letzten und vornehmsten Theil von Mamerots Werke über, der die sogenannten heiligen Kriege der Christen, vornehmlich der Franzosen, enthält. Doch auch hier wollen wir uns nicht bey den ersten Kreuzzügen, die wir bereits oben erwähnt haben, sondern blos und allein bey den drey letzten während dem vierzehnten Jahrhundert vorgenommenen französischen Expeditionen gegen die Muhamedaner verweilen.

In der ersten dieser Unternehmungen war Ludwig der Zweyte, Herzog von Bourbon, ein Prinz aus königlichem Geblüte, das Oberhaupt der Franzosen. Die Seeräuber von Tunis hatten der Handlung der Genueser bisher viel Schaden zugefügt, und ihre Schiffahrt sehr unsicher gemacht. Dieses bewog den Senat von Genua, im Jahr 1392 bey dem jungen Karl VI., König von Frankreich, um Schirm und Beystand gegen dieses Raubnest Ansuchung zu thun. Karl ließ sich ohngeachtet des erschöpften Zustandes seiner Staaten leicht genug dazu bewegen, und Ludwig von Bourbon bat sich das Kommando über die zu diesem Zuge bestimmten Truppen aus. Zwar suchte Karl selbst ihm diesen Vorsatz auszureden; er stellte ihm vor, wie sehr er seines Beystandes bey den damaligen zerrütteten Umständen Frankreichs vonnöthen habe, aber Bourbon blieb standhaft in seinem Entschluß. Endlich gab der König nach, und machte der genuesischen Gesandschaft bekannt, daß der Herzog von

Bourbon

Bourbon, sein Onkel, ihr Vertheidiger seyn und die ihnen zugestandenen Hülfstruppen kommandiren würde. Er bediente sich dabey folgender Worte: Je vous baaille beau Oncle de Bourbon pour Chef, qui est Chevalier, comme savez, & ne pourrois vous en baailler plus grand de mon sang. — Die Genueser statteten dem Könige im Namen der Republik ihren Dank ab, und der Herzog brach, sobald sein Heer beysammen war, auf. Größtentheils bestand dasselbe aus Franzosen, die schon bey andern Gelegenheiten unter den Fahnen dieses Feldherrn gedient hatten; doch zogen auch viele Engländer mit, unter andern ein Graf von Derby, ein Vetter des Königs von England und natürlicher Sohn des Herzogs von Lankaster. Die vornehmsten unter den Franzosen waren: Philip von Artois, Graf von Eu, ein Prinz von königlichem Geblüt; der Dauphin von Auvergne; Johann von Vienne, Admiral von Frankreich; der Sire de Coucy; Guy de la Trimouille, die Herren von Chatelus, von Damas und viele andre vornehme Ritter nebst einer grossen Menge gemeiner Soldaten.

Das Heer mußte sich eine geraume Zeit lang zu Genua verweilen, bis alles nöthige zur Ueberfahrt nach Afrika veranstaltet war. Endlich wurde es im Frühling auf einer Flotte eingeschift, die aus achtzig Galeern und einer ungeheuren Menge Transportschiffe bestand. Ihre Ueberfahrt war glücklich und ihre Landung ging nicht minder gut von statten, ohngeachtet das ganze Ufer von Mohren wimmelte. Dieses geschah im Angesicht von Carthago; der Feind wurde zurück getrieben und die Christen faßten nun festen Fuß in Afrika. Carthago wurde hierauf ohne Anstand berennt und belagert. Vergebens strengten die Könige von Tunis, von Marocco, und Tremesse, alle ihre Kräfte an, die Christen zur Aufhebung dieser Belagerung zu zwingen, die

aller

aller ihrer Bemühungen ohngeachtet fünf und vierzig Tage lang ungestöhrt und standhaft fortgesetzt wurde. Endlich wurde der Herzog von Bourbon der ewigen Neckereyen müde, und grif die Afrikaner in einem Augenblicke an, da sie sich es am wenigsten vermutheten. Ohngeachtet sein Heer weit geringer als das ihrige war, und aus nicht mehr als 20,000 Mann bestand, so zwang er doch den Feind, mit Verlust von mehr als 50,000 Mann das Feld zu räumen, und erfocht den vollkommensten Sieg; wodurch denn der König von Tunis gezwungen wurde, um Friede zu bitten.

Dieser Friede wurde auf sehr vortheilhafte Bedingungen für die Genueser geschlossen: sie erhielten dadurch nicht allein für sich unumschränkte Handlungsfreyheit in der ganzen Barbarey, sondern dieser Punkt ward auch zugleich auf alle übrige europäische Nationen ausgedehnt. Alle Christensclaven, die sich in der Barbarey befanden, wurden gleichfalls durch diesen Traktat in Freyheit gesetzt. Aber kaum hatte sich der Herzog von Bourbon wieder eingeschift, so fingen die verrätherischen Afrikaner abermals an, neue Feindseeligkeiten auszuüben. Dieses zwang ihn noch einmal umzukehren, und ihnen die Schwere seines Arms nochmals fühlen zu lassen: und nun erst kehrte er als Sieger mit Lorbeern umkränzt nach Europa zurück.

Die zweyte Expedition der Franzosen gegen die Muhamedaner, die in Mamerots Werke erzählt wird, ist vom Jahr 1395. Verschiedene Prinzen und andre vornehme Herren und Ritter verbanden sich untereinander, dem vom türkischen Groß-Sultan Bajazeth I. äusserst bedrängten König von Ungarn, Sigismund, einem Sohn Kayser Karl des Vierten, zur Hülfe zu eilen. Ihr Oberhaupt war Johann, Graf von Nevers, nachheriger Herzog von Burgund;

gund; aber der wahre Urheber dieser Unternehmung war nicht er, sondern Philip von Artois, Graf von Eu, ein Prinz von Geblüt und Konnetable von Frankreich, der, wie wir bereits oben angeführt haben, den Herzog Ludwig von Bourbon auf seinem Zuge nach Afrika gefolgt hatte. Er war ein Freund des Königs von Ungarn, den er in seiner Jugend in Frankreich hatte kennen lernen. Sigismund schrieb ihm, wie sehr er von dem furchtbaren Bajazeth geängstiget wurde, und nun war bey dem Grafen der Entschluß sogleich fest, nicht allein selbst seinem Freunde zu helfen, sondern auch alle seine übrigen Freunde zu diesem edlen Entzweck aufzufordern. Es gelang ihm bald sie zu überreden, und nun zogen mit ihm und dem Grafen von Nevers die beyden jungen Prinzen von Bar und der Graf de la Marche, aus dem Hause Burgund; desgleichen Johann le Mainpre de Boucicaut, der ohngeachtet seiner Jugend doch schon Marschall von Frankreich war; der Admiral, Johann de Vienne; Enguerrand Sire de Coucy; Guy de la Trimouille; und eine Menge andrer vornehmer Herren und Ritter.

Ein jeder hatte ein zahlreiches Gefolge: so führte z. B. der Marschall von Boucicaut, für seine Person allein, siebenzig Edelleute mit sich, worunter ihrer funfzehn Ritter und seine Anverwandten waren. Glücklich langten sie in Ungarn an, nachdem sie zuvor Teutschland durchzogen hatten. Sigismund eilte ihnen sogleich auf die erste Nachricht von ihrer Annäherung entgegen, und bewillkommete sie mit der lebhaftesten Freude. Die französischen Ritter gaben nun dem Könige zu erkennen, wie sehnlich sie wünschten, recht bald mit den Türken handgemein zu werden. Der junge König, dessen Hofnung durch diese ansehnliche Verstärkung nicht wenig aufgemuntert war, wünschte das nemliche; und so

brachen

brachen sie denn mit vereinigten Kräften auf, giengen über die Donau, und belagerten einen an diesem Fluß gelegenen Ort, den unser Autor Baudius (wahrscheinlich Buda) nennt. Nachdem diese Festung kapituliren müssen, näherten sie sich einer andern Stadt, die hier Raco genannt wird. Die von ihrem eigenthümlichen national Eifer, sich bey jeder Gelegenheit am ersten hervorzuthun, hingerissenen Franzosen kamen weit früher als die Ungarn vor derselben an, und stürmten unter Anführung des Marschalls de Boucicaut diese Festung, ohne auf den König Sigismund und sein Heer zu warten. Zwar wurde diesmal der Sturm abgeschlagen, den andern Morgen aber waren sie glücklicher, nachdem sie sich mit den Ungarn vereiniget hatten, und der Ort gieng über. Hiezu trugen besonders die christlichen Einwohner desselben, die den durch die wiederholten Angriffe äusserst geschwächten Ueberrest der türkischen Besatzung zur Uebergabe zwangen, das meiste bey.

Nun drangen die Sieger unaufhaltsam bis Nicopolis vor; aber eben da Sigismund alle Zubereitungen vorkehrte, um diesen Ort zu belagern, vernahm er, daß Bajazeth an der Spitze eines zahlreichen Heeres mit beschleunigten Märschen auf ihn loskäme. Der König zog in Eil seine Völker zusammen und ließ den Franzosen sogleich Nachricht geben, zu ihm zu stossen. Diese befanden sich eben bey Tische und dachten wohl an nichts weniger, als daß der Feind ihnen schon so nahe seyn sollte. Doch ohngeachtet der bey einer solchen Ueberraschung sich immer ereignenden Unordnung befanden sie sich nicht allein bald in gehörigem Stand, ihren Gegnern die Spitze zu bieten, sondern eilten auch diesesmal den Ungarn im Angrif zuvor. Dieses war eben was der Groß-Sultan erwartete. Er hatte vor der Mitte seiner Armee eine Menge Pfähle in die Erde graben lassen, wodurch er

den

den Angrif, den die christliche Reuterey auf ihn machen würde, wo nicht gänzlich zu vernichten, doch wenigstens sehr zu erschweren glaubte. Aber ohngeachtet dieser Hindernisse, der Superiorität des Feindes, und ihres beträchtlichen Verlustes, drangen die Franzosen doch muthig bis in das Centrum der türkischen Armee. Alles, was sich ihnen widersetzte, fiel unter ihren Streichen, und sicher würde der glänzendste Sieg ihren Muth belohnt haben, wenn der übrige Theil des christlichen Heeres, besonders die Ungarn, mit gleichem Muth gefochten hätten. Aber von diesen verlassen, und von der Menge der Feinde, die sie auf allen Seiten umringten, zu Boden gedrückt, wurde der größte Theil dieses tapfern Häufchens niedergehauen, und der Ueberrest, so wie alle oben genannte Anführer, gefangen genommen.

Mit Ketten belastet schleppte man sie vor dem Sultan, der sie mit allem militärischen Pomp und mit dem ganzen Stolz eines siegenden Barbaren empfing. Fast alle gefangene französische Ritter waren jung und wohlgebildet. Johann Graf von Nevers hatte noch nicht sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht. Dem ohngeachtet betrug er sich in diesem grausenvollen Augenblick so edel, und mit so viel unerschütterlichem Muth, daß er seitdem beständig von seinen Kriegsgefährten Johann ohne Furcht genannt wurde. Er war es, der in der Folge, nachdem er Herzog von Burgund geworden, den Herzog von Orleans umbringen ließ, und nachher selbst auf Befehl Karls VII., damaligen Dauphins, auf der Brücke von Montereau getödtet wurde. Philip von Artois, der von Robert von Artois, einem Sohn des heiligen Ludwigs, abstammte, war sehr frühzeitig Connetable von Frankreich geworden, und befand sich bey diesem traurigen Vorfall noch in der Blüte seiner Jahre. Er war ausserordentlich tapfer, ob er gleich nach dem Zeugniß der

Geschicht-

Geschichtschreiber seiner Zeit kein grosser Feldherr war. Die beyden Prinzen von Bar, gleich nahe mit dem königlichen französischen Hause, wie mit dem kaiserlichen und mit dem König von Ungarn verwandt, waren noch sehr zarte Jünglinge. Jakob von Bourbon, Graf von der Mark, war nicht älter als vier und zwanzig Jahre. Er heyrathete lange nachher die Königin Johanna von Neapel, die ihn aber wieder verstieß, worauf er aus Verzweifelung ins Kloster ging und als Franziskanermönch im Jahr 1438 zu Besançon starb. Der Marschall von Boucicaut war gleichfalls noch ein junger Mann und nicht über dreyßig Jahre alt. Johann von Vienne befand sich nicht unter der Zahl der Gefangenen, sondern wurde in der Schlacht getödtet. Seit fünf und zwanzig Jahren hatte er dem ehrenvollen Posten eines Admirals von Frankreich vorgestanden, war einer der berühmsten Krieger zu Wasser sowohl als zu Lande, und überdem einer der galantesten Ritter seiner Zeit. Enguerrand de Coucy und Guy de la Trimouille waren beyde alte berühmte und unter den Waffen grau gewordene Ritter, gleich fähig guten Rath zu ertheilen als mit gutem Exempel andern vorzugehen. Beyde hatten den Connetable-Degen, der ihnen nach dem Tode des grossen Bertrand von Guesclin angeboten wurde, ausgeschlagen, indem sie öffentlich betheuerten, daß sie nicht würdig wären, die Nachfolger eines so grossen Mannes zu seyn.

Nachdem Bajazeth eine Weile seine Augen an dem traurigen Schauspiel geweidet hatte, den Kern des französischen Adels in seinen Fesseln zu sehen, entschloß er sich, den größtentheil derselben niederhauen zu lassen, und nur blos denjenigen das Leben zu schenken, von welchen er ein ansehnliches Lösegeld hoffen konnte. Ihrer funfzehen waren so glücklich dem Tode zu entgehen, mußten aber den traurigen Anblick ertragen, daß in ihrer Gegenwart alle übrige auf

auf das unmenschlichste niedergesäbelt wurden. Bajazeth erlaubte den Begnadigten, bey ihren Anverwandten in Europa um das zu ihrer Auslösung bestimmte Geld Ansuchung thun zu lassen, während dem sie nach Bursa in Asien, der damaligen Hauptstadt des türkischen Reichs, gebracht wurden.

Indessen beklagte ganz Frankreich ihren Verlust. Ueberzeugt von ihrem Tode ließ der König ihnen zu Paris in der Kirche U. L. F. ein prunkvolles und feyerliches Leichenbegängniß halten, wobey eine Menge Meßen für die Ruhe ihrer abgeschiedenen Seelen gelesen wurden. Endlich langten Nachrichten von ihnen an. Der Herzog von Burgund besaß zwar Reichthümer genug, um seinen Sohn loszukaufen, gesetzt daß seine Ranzion auch noch so hoch angesetzt wurde; aber die meisten andern zweifelten beynahe gänzlich, ihre Anverwandten jemals aus der Sklaverey befreyen zu können. Diese Furcht war leider bey dem größten Theil auch nur zu gerecht. Der Graf von Eu besaß, ohngeachtet seiner erlauchten Geburt und der erhabenen Würde eines Connetable, doch nur wenig Vermögen, weil die mehresten Güter seiner Vorfahren, unter dem Vorwand, daß sie Aufrührer gewesen, eingezogen waren. Indessen strengte doch seine Gemahlin, eine Tochter Johanns von Frankreich, Herzogs von Berry, und folglich eine nahe Blutsverwandtin des Königs Karl VI., alle ihre Kräfte an, um das benöthigte Geld zu seiner Ranzion aufzutreiben. Aber mitten unter ihren Bemühungen erhielt sie die traurige Nachricht, daß ihr unglücklicher Gemahl zu Bursa gestorben sey. Der Herzog von Bar, Vater der beyden gefangenen Prinzen, war nicht glücklicher; auch er vernahm den frühen Tod seiner Söhne, die in der ersten Blüte ihrer Jahre vor Gram dahin gewelkt waren. Heinrich, so hieß der eine dieser Prinzen, hatte sich, ehe er den unseeligen Zug nach Ungarn antrat, mit der Tochter

des

des braven Sire de Coucy vermählt. Diese unglückliche Dame erfuhr zu gleicher Zeit die doppelte Trauerpost von dem Tode ihres Vaters und ihres Gemahls.

Die Gefangenen sahen indessen mit der größten Sehnsucht ihrer Erlösung entgegen. Endlich kam Geld an, und Boucicaut und La Trimouille erhielten von dem nur noch kleinen Ueberrest ihrer Unglückskameraden den Auftrag, wegen ihrer Loßlassung dem türkischen Hofe Vorschläge zu thun, wobey sie sich aber angelegen seyn lassen sollten, solche um eine so geringe Summe als möglich zu bewirken. Sie begaben sich daher zu dem Groß-Sultan, der sich auf der Insel Metelino und eben im Begrif befand, Rhodis zu belagern. Anfänglich forderte er zwar blos für die Loslassung des Grafen von Nevers eine Million nach damaligem französischen Gelde, ließ sich aber endlich doch an der Summe von 200,000 Livres, ihre eigne Ranzion mit inbegriffen, begnügen. Vergnügt, ihre Freyheit wieder erhalten zu haben, schiften sie sich nach Venedig ein, und kamen glücklich daselbst an. Da sie aber gezwungen waren, sich einige Zeit in dieser Stadt aufzuhalten, wo unglücklicherweise eine epidemische Krankheit herrschte, so hatten sie noch das Misvergnügen, ihren braven Gefährten Guy de Trimouille zu verlieren, der plötzlich erkrankte und starb. Der Graf von Nevers und der Marschall von Boucicaut langten endlich glücklich in Frankreich an, wo sie mit grosser Freude und mit allen nur möglichen Ehrenbezeigungen empfangen wurden.

Da die Passages d' outre mer des Mamerot eben so schlecht als übel zusammenhängend und unverständlich geschrieben sind, so hat man sich zur deutlichern Darstellung dieser Begebenheiten neben denselben noch eines andern, nicht weniger merkwürdigen, Buches bey diesem Auszuge bedient; nemlich:

nemlich: der alten französischen Geschichte des Marschalls von Boucicaut. Diese Geschichte soll nur wenige Jahre nach dem Tode des Marschalls, folglich ungefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben worden seyn; sie wurde aber erst im Jahr 1620 durch den bekannten französischen Historiographen Theodor Godefroi der Presse übergeben. Auch bey der letzten französischen Expedition gegen die Muhamedaner, von welcher Mamerot in seinem Werke Nachricht giebt und womit wir unsre Leser sogleich unterhalten werden, ist dieses Buch gleichfalls genutzt worden.

Boucicaut, der seit seinem unglücklichen Zuge nach Ungarn unaufhörlich sich an den Türken, die ihn und seine Freunde so übel behandelt hatten, zu rächen sehnte, schmiedete beständig neue Plane, die auf diesen Entzweck abzielten. Endlich ereignete sich eine Gelegenheit, die für die Stillung seiner Rachbegierde die erwünschteste von der Welt war. Es fand sich nemlich ein Gesandter aus Konstantinopel an dem Hofe Karl des Sechsten ein, der den König um Hülfe bat, und ihm zugleich auf das dringendste vorstellte, daß, wenn er sich nicht entschliessen sollte, sein Heer mit der Macht der Venetianer, Genueser und der Ritter von Rhodis zu vereinigen, um die Ueberbleibsel des griechischen Reichs zu retten, solches ohnfehlbar zertrümmert werden, und die Kayserkrone des Orients in die Hände der Ungläubigen gerathen wurde. Die Rede des Abgesandten, den Mamerot Catocuseur, der Verfasser von Boucicauts Lebensgeschichte Catocuseno und andre Schriftsteller Cantacuzeno nennen, machte viel Eindruck auf den König. Er entschloß sich ohne Anstand, ein beträchtliches Corps Truppen dem unterdrückten griechischen Monarchen (es war Emanuel Patäologus, den die gleichzeitigen Schriftsteller, wir wissen nicht warum, immer

mer

mer Carmanoli zu nennen pflegen) zur Hülfe zu schicken und es dem Commando unsers braven Marschalls zu übergeben. Boucicaut nahm diesen ehrenvollen Auftrag, der zugleich seiner eignen Privatrache so sehr schmeichelte, mit Freuden an, und die Gesandten der beyden oben erwehnten Republiken sowohl, als des Rhodiser Ritterordens, versprachen ihm, daß er von ihrer Seite auf das kräftigste unterstützt werden sollte.

In kurzer Zeit hatte er unter seinem Pannier eine beträchtliche Anzahl Ritter und gemeiner Soldaten versammlet, mit welchen er sich zu Marseille einschifte. Zu Savona stiessen noch einige genuesische Galeren, die Truppen dieser Republick an Bord hatten, zu ihm, und im Vorbeygehen unternahm er auch noch einige Versuche auf den Küsten von Neapel und Sicilien, zum Besten Ludwigs von Anjou. Erst nahe bey Konstantinopel traf er die Venetianer an, mit welchen und den griechischen Truppen nun vereinigt, er verschiedene Angriffe auf die Türken that, die am Einfluß des schwarzen Meeres Posto gefaßt hatten. Fast immer war das Glück seinen Unternehmungen günstig: Nikomedien wurde zweymal hinter einander von ihm gestürmt, und ob es ihm gleich nicht gelung, diesen Ort mit dem Degen in der Faust wegzunehmen, so zwang er doch durch diese wiederholten Angriffe die Türken, diese Stadt selbst in Brand zu stecken und zu verlassen.

Die Muhamedaner, die bisher bis an die Thore von Konstantinopel ihre Streiffereyen getrieben hatten, wurden zwar durch die Siege des tapfern Marschalls von Boucicaut geschwächt und zurückgetrieben, und er selbst hatte den Vorzüglichsten Entzweck seiner Sendung erfüllt, indem er die Hauptstadt des griechischen Reichs, wenigstens vor der Hand,

vor

vor ihren Angriffen gesichert hatte; aber damit war lange noch nicht alles gethan. Das schwerste war noch zurück: denn um die Trümmer des christlichen Kayserthrons im Orient zu retten, mußten diese gefährlichen Nachbaren vollends ausser Stand gesetzt werden, einen neuen vielleicht noch weit schlimmern Angrif zu wagen. Hiezu waren nun die vorhandenen Truppen bey weitem nicht hinlänglich. Es wurde daher beschlossen, Kayser Emanuel sollte in eigner Person, in Begleitung des Marschalls, nach Europa reisen, um die zu jenem grossen Entzweck benöthigten Völker desto leichter und geschwinder zu erhalten. Bis zu ihrer Zurückkunft blieben ein Theil derjenigen Krieger, die der Marschall nach Griechenland geführt hatte, nebst vier genuesischen und eben so viel venetianischen Galeeren zur Besatzung und Vertheidigung von Konstantinopel zurück. Der Herr von Chateaumorant, ein eben so tapferer als erfahrner Officier, wurde zum Kommandanten dieser Garnison ernannt.

Der Kayser und unser Marschall waren drey ganzer Jahre lang abwesend, während welcher Zeit der französische Gouverneur von Konstantinopel mit eben so vielem Muth als Geschicklichkeit seinen wichtigen Posten verwaltete. Die Galeeren brachten öfters türkische Prisen ein, wodurch die Hauptstadt mit Geld und Lebensmitteln hinlänglich versorgt wurde. Aber während dem Emanuel Paläologus die europäischen Mächte vergebens um Beystand anrief, erweckte ihm der Himmel einen weit nähern Rächer, der den Kayser Bajazeth verhinderte, an den Umsturz des griechischen Reichs ferner zu denken.

Dieser Rächer der Griechen war kein andrer als der bekannte tartarische Groß-Kahn Tamerlan oder Timur-Khan. An der Spitze seines immer siegreichen Heeres hatte er

er sich bereits einen beträchtlichen Theil von Asien unterworfen, und nun drang er wie ein reissender Strom, der unaufhaltsam Damm und Ufer durchbricht, mit seinen Tatarn in Bajazeths Staaten ein. Vergebens bediente sich der Groß-Sultan der Türken aller nur ersinnlichen politischen Kunstgriffe, um einen so gefährlichen Feind, einen so furchtbaren Eroberer von seinen Gränzen zu entfernen. Timur war einmal gegen ihn eingenommen und bestand darauf, daß Bajazeth sein Reich von ihm zum Lehen annehmen, und überdem noch einen jährlichen Tribut zahlen sollte, der ausser, daß er an und für sich schon beträchtlich genug war, auch für den Stolz des Sultans äusserst erniedrigend seyn mußte. Es blieb ihm also keine Wahl weiter übrig, als sein Schicksal auf das Glück der Waffen ankommen zu lassen. Aber Timur, des Sieges noch weit gewohnter als sein Gegner, schlug die Türken aufs Haupt. Bajazeth selbst fiel in seine Hände und wurde mit der äussersten Härte und Verachtung begegnet. In einem eisern Käfig eingesperrt, mußte er dem Sieger auf allen seinen Zügen folgen. Ausserdem bediente sich auch der Groß-Khan der Tatarn des Rückens seines Gefangenen, statt eines Schemmels, um sich desto leichter aufs Pferd zu schwingen, und bey allen feyerlichen Festgelagen mußte der unglückliche Monarch unter den Tisch kriechen, und die Brodsamen essen, die ihm, gleich einem Hunde, zugeworfen wurden. *)

Der

*) Als Bajazeth nach einer tapfern Gegenwehr gefangen und in diesem Zustande vor den Sieger gebracht wurde, fing Timur zu lachen an. Du verhönst mich! rief Bajazeth — Nein — erwiderte der Groß Khan — ich lache nur daß der Himmel heute das Schicksal der Welt zwischen einem Einäugigen wie du, und einem Hinkenden wie

ich

Der Kayser Emanuel und der Marschall von Boucicaut vernahmen bey ihrer Ankunft zu Konstantinopel diese für sie eben so fröhliche, als für das türkische Reich verzweiflungsvolle Neuigkeiten. Da also die Haupstadt der Griechen, wenigstens vor der Hand, vor allen Angriffen der Türken gesichert war; so schifte sich der Marschall mit seinen Truppen auf den genuesischen und venetianischen Schiffen wieder ein, und kehrte mit Ruhm und Ehre beladen in sein Vaterland zurück. Indessen war dieses doch nicht der letzte Feldzug, den der Marschall von Boucicaut und die Franzosen gegen die Muhamedaner unternahmen; da aber die Expedition, von welcher wir noch zu reden haben, mit der Lebensgeschichte des Marschalls auf das genauste verbunden ist, so wollen wir mit einer kurzen Nachricht von seinem Leben und Thaten, die aus oben erwehnter alten Histoire du Maréchal de Boucicaut gezogen ist, diesen Artikel beschliessen.

In seiner frühesten Jugend that Boucicaut in Gesellschaft seines Freundes, des berühmten Johann de Saintré, eines der mannlichsten Ritter seiner Zeit, *) eine Art von

Kreuzzug

ich auf die Waage legte. — Beyde Fürsten hatten in der That diese körperlichen Gebrechen. Uebrigens aber behandelte Timur den gefangenen Sultan beständig mit vielem Anstande, ob er ihn gleich freylich sehr enge verwahrt hielt, und alles, was oben von der schlechten Begegnung des Gefangenen erwehnt worden, ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Volksmährchen der damaligen Zeit und völlig ungegründet.

*) Hoffentlich werden die mehresten unsrer Leser diesen braven Ritter und Schön Mühmchen, die Dame seines Herzens aus dem treflichen Auszug seiner Lebensgeschichte im sechsten Bande der deutschen Bibliothek der Romane kennen.

Kreuzzug gegen die heidnischen Einwohner von Preussen. Er brachte verschiedene Jahre in diesem Lande zu und hielt sich so brav in diesen seinen ersten Feldzügen, daß er bey seiner Rückkehr von jedermann als ein Held verehrt wurde. Ohngeachtet seiner Jugend wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt, eine Ehrenstelle, die sich sein Vater nur durch vieljährige wichtige Dienste hatte erwerben können. In seinen eben erzählten Feldzügen nach Ungarn und Konstantinopel gab er neue Beweise von seinen grossen militärischen Talenten. Nachdem er vom letztgedachten Feldzuge im Jahr 1399 nach Frankreich zurückgekommen war, hielt er sich eine Zeitlang bey Hofe auf, und stiftete daselbst einen neuen Ritterorden, den er den Orden der weissen Dame auf dem grünen Schild nannte. (L'ordre de la Dame blanche à l'écuvert.) Die Ritter dieses Ordens trugen statt des Ordenszeichens blos einen simpeln oder grünen Schild, auf welchem sich eine silberne oder weisse Dame zeigte. Es waren ihrer nicht mehr als Dreyzehn, und zu ihrer Stiftung gab folgender Umstand Veranlassung.

Boucicaut liebte das schöne Geschlecht; aber nicht der Geist der ausgearteten heutigen, sondern jener hochachtungswürdigen Galanterie der alten Ritter, von welcher man besonders in den Romanen des mittlern Zeitalters so viele Beweise antrift, beseelte ihn. Weit entfernt, die Gunstbezeugungen irgend einer Dame sich zu erzwingen, hofte er immer von der Liebe Alles, nichts von der Gewalt. Bey jeder Gelegenheit machte er es sich zur Pflicht, das Leben, Vermögen und die Ehre der Damen, wenn sie anders letztere nicht selbst freywillig aufopfern wollten, zu vertheidigen. Bey allen diesen der alten Chevalerie so würdigen Gesinnungen bemerkte aber Boucicaut doch bald, daß nicht jeder Ritter so bider wie er dachte, daß niemand mehr die

Parthie der Damen verfocht, und daß diese selbst auf die Gerechtigkeit des Monarchen nur mit genauer Noth Anspruch machen durften, wenn sie mit ihren Klagen an den Hof gingen. Diejenigen, die keine körperlichen Reize besaßen oder nicht mehr jung waren, wurden weder geachtet noch gehört; den Schönen hingegen suchte man oft nur neue Beleidigungen zuzufügen, anstatt ihre Klagen anzuhören und das Unrecht, worüber sie seufzten, wieder gut zu machen. Boucicaut, dem der hülflose Zustand der Damen äusserst zu Herzen ging, überredete daher zwölf andre Ritter von gleicher Denkungsart, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und die Vertheidigung des ganzen weiblichen Geschlechts zu übernehmen. Alle Dreyzehn thaten nun einmüthig die zu diesem Entzweck erforderlichen Gelübde und Schwüre. Sie unterzeichneten hierauf sämmtlich die in neun Artikeln abgefaßten Statuten und Regeln des Ordens, welchen zufolge sich jedes Ordensglied zum Beystand, Schirm und Rächer aller unterdrükten, oder an ihrem Vermögen und ihrer Ehre gekränkten Damen verpflichtete. Desgleichen machten sie sich anheischig, Fürbitten für die, so sie in ihren Schutz genommen hatten, einzulegen, und ihr Geld, besonders aber die Kraft ihrer Waffen für sie bey jeder Gelegenheit zu verwenden.

Die Geschichte hat uns die Namen der Mitglieder dieses neuen zum Schutz des Schönen Geschlechts gestifteten Ritterordens aufbehalten. Zuerst wird der Herr von Albret genannt; er war Connetable von Frankreich und ein Cousin des Königs, daher Boucicaut auch ihm den ersten Platz überließ und sich selbst nur mit dem zweyten begnügte. Die übrigen Eilfe waren nach ihrer Rangordnung folgende: Manigre de Boucicaut, ein Bruder des Marschalls und Gouverneur der Dauphiné und die Herrn d' Aubissecourt; de Lignieres; de Chambrillac; de Castebayac; de Gaucourt;

de Chateau-

de Chateaumorant; de Betas; de Bonnebeau; de Colleville; und de Torsay. Die Unruhen, wovon Frankreich in den letzten Regierungsjahren Karl des Sechsten zerrüttet wurde, waren Ursache, daß dieser Ritterorden bald nach seiner Entstehung wieder einging.

Einige Zeit nachher erschienen abermals Gesandten aus Genua an dem Hof zu Paris, die den König anflehten, ihr unterdrücktes Vaterland von der Tyranney des Herzogs von Mayland zu erlösen. Karl der Sechste war überzeugt, daß er ihnen zum Gouverneur keinen tapferern und weisern Mann als unsern guten Marschall würde geben können. Boucicaut brach also auf königlichen Befehl mit einem beträchtlichen Corps französischer Soldaten auf, und hielt im Jahr 1401 seinen feyerlichen Einzug zu Genua. Da ihm in keinem Stücke die Hände gebunden waren, so herrschte er in dieser Stadt nach eigner Willkühr wie unumschränkter Herr. Er führte die genaueste und strengste Polizey ein, und vermehrte die Festungswerke der Stadt durch vier neue Forts, die er sowohl von der See= als von der Landseite anlegen ließ. Die Genueser trieben damals einen sehr grossen und ausgebreiteten Handel, auch hatten sie, ausser dem was ihnen in Italien gehörte, auswärts wichtige Besitzungen, die zum Theil entfernt genug von ihrer Stadt lagen; z. B. Caffa in der kleinen Tatarey, am schwarzen Meer; die Insel Chio im Archipelagus; Famagusta in Cypern, und selbst Pera, eine Vorstadt von Konstantinopel. Der Marschall kehrte also auch in Rücksicht hierauf alle nöthige Vertheidigungsanstalten vor, woferne diese Besitzungen der Genueser von einem Feinde angegriffen werden sollten; ein Fall, der, wie wir gleich melden werden, sich bald genug ereignete. Indessen wurde Boucicaut in seinem Gouvernement von männiglich geschätzt und geliebt. Er ließ

seine

seine Gemahlin aus Frankreich zu sich kommen, die bey ihrer Ankunft in Genua vom Adel sowohl als vom Volk mit den größten Ehrenbezeugungen als eine Königin empfangen wurde. Die Marschallin hieß Antoinette von Beaufort — Turenne, und war eine Tochter Raimunds, Vicomte von Turenne in Auvergne und Grafen von Beaufort in Anjou. Diese Vicomté fiel ihr durch ihre Mutter zu, die aus dem Hause de Comingés war. Antoinette war die einzige Tochter; durch die Vermählung mit ihr erhielt der Marschall den Genuß dieser Herrschaft, in deren Besitz er auch bis an seinen Tod blieb; da aber beyde ohne Kinder starben, so fiel solche nachher in andre Hände.

Wir haben schon oben gezeigt, wie unumschränkt die Achtung war, die der Marschall für das schöne Geschlecht hegte; während seiner Stadthalterschaft von Genua gab er folgenden neuen Beweis davon. Eines Tages begegnete er auf der Straße drey sehr zierlich und wohlanständig gekleideten Frauenzimmern, die sich höflich vor ihm verneigten, und deren Gruß er auch nicht minder freundlich und ehrfurchtsvoll erwiederte. Sein Stallmeister, der vor ihm herging, bemerkte es, und kehrte sich also mit folgenden Worten zu ihm um. „Gnädiger Herr, Sie kennen vermuthlich die Frauenzimmer nicht, die sie so eben gegrüßt haben; es sind öffentliche Mädchen, und Sie irrten sich blos wegen ihres Anzuges, der doch nichts als eins der Werkzeuge zu ihrem Gewerbe ist. „ — „Daran liegt wenig, antwortete Boucicaut, ich will lieber meine Höflichkeit bey zehn öffentlichen Mädchen unrecht verschwenden, als es nur einmal an der Ehrerbietung fehlen lassen, die ich einer Dame oder einem ehrbaren Frauenzimmer schuldig bin. „ —

Gleich

Gleich zu Anfang des Jahres 1403 vernahm man zu Genua, daß der König von Cypern Famagusta belagerte. Boucicaut schickte sogleich einen Gesandten an diesen kleinen Monarchen, um ihn zu bewegen, von seinen Ansprüchen auf diese Stadt abzustehen und sich nicht durch Beharrung darauf den Zorn eines so mächtigen Fürsten, als der König von Frankreich wäre, unter dessen Schutz sich gegenwärtig Genua befände, zuzuziehen. Da aber der König von Cypern eine genügliche Antwort zu geben zögerte, und seine Feindseeligkeiten gegen Famagusta beständig fortsetzte, so ging der Marschall selbst mit acht wohlbemannten Galeeren von Genua ab, und ließ während seiner Abwesenheit den Sire de la Vieuville, seinen Generallieutenant, als Commandanten daselbst zurück.

Boucicaut langte glücklich zu Rhodis an, wo der Großmeister es über sich nahm, dem König von Cypern friedlichere Gesinnungen einzuflößen und ihn zu bewegen, auf den Besitz von Famagusta Verzicht zu thun. Während dieser Vermittelung wandte sich der Marschall nach Konstantinopel, welche Stadt von neuem von den Türken eingeschlossen und seiner Hülfe sehr bedürftig war. Der Kayser, der damals abwesend war, um den Beystand der europäischen Mächte sich zu erbitten, konnte nur mit genauer Noth in seine von allen Seiten belagerte Haupstadt hinein kommen. Boucicaut escortirte ihn mit seinen genuesischen und einigen venetianischen Galeeren, brachte ihn glücklich nach Konstantinopel, landete hierauf an der Spitze seiner tapfern Gefährten, grif die Türken an, schlug sie, und verschafte den geängstigten Griechen aufs neue wieder Luft.

Während dieser Zeit war der Friede zwischen dem König von Cypern und dem genuesischen Staat glücklich wieder-

herge-

hergestellt worden; aber der Marschall wünschte sehnlich, bevor er in sein Gouvernement wieder zurück reisete, noch einen Versuch anzustellen, ob er den Muhamedanern noch auf irgend eine Weise Abbruch zufügen könnte. In dieser Absicht entschloß er sich Alexandria zu belagern. Diese Unternehmung war schwer und die Reise übers Meer dahin weit genug; indessen langte er doch mit seinen genuesischen Galeeren, zu welchen noch einige rhodische und cyprische Schiffe gestossen waren, in wenig Tagen glücklich daselbst an. Da er aber zu viel Schwierigkeiten vorfand, sich dieser Stadt gehörig zu nähern, so seegelte er nach Tripoli in Syrien und landete im Angesicht dieses Orts. Die Muhamedaner waren bereits von seinem Vorhaben durch die Venetianer, welche sich geweigert hatten, diesen Zug mit zu thun, unterrichtet worden; sie hatten daher das ganze Ufer besetzt, um seine Landung zu verhindern. Unter ihnen befanden sich auch einige tatarische Truppen, die unter dem siegreichen Timur Khan gedient hatten und von bewährter Tapferkeit waren. Aber doch vermochten sie nicht Boucicauts muthigen Kriegern zu widerstehn, und wurden bis in die Gärten, welche die Stadt Tripoli umgaben, mit Verlust zurückgetrieben. Hiebey kamen den Christen sehr einige Kanonen, die sie bey sich führten, zu statten; ein Geschütz, welches in Europa nur vor kurzem erfunden, und den Türken damals noch größtentheils unbekannt war.

Ohngeachtet dieses glücklichen Erfolgs aber war Tripoli doch eine zu grosse und zu feste Stadt, als daß sie sogleich zur Uebergabe hätte gezwungen werden können. Boucicaut sahe sich daher genöthiget, von der Belagerung derselben, die sich doch nur in die Länge würde gezogen haben, und bey welcher er auch, besonders wenn ein Entsatz anlangte, nicht mit Truppen genug versorgt war, abzustehen, und seine

Waffen

Waffen gegen schwächere und weniger befestigte Oerter zu wenden. Die erste Stadt, die er wegnahm, hieß Botton, ein ofner aber sehr reicher Ort. Von da marschirte er nach Baruth, welche Stadt zwar fester, aber sich doch eben so wenig wie die vorige zu vertheidigen im Stande war. Hierauf durchzog er Palästina und Egypten, bemächtigte sich verschiedener Städte, und schlug mit seinem kleinem Heere zwey ungeheure feindliche Armeen in die Flucht, die sich seinem weitern Vordringen entgegen zu setzen suchten. Die Annäherung des Winters bewog ihn endlich, nach Europa zurückzukehren. Der Großmeister von Rhodis und verschiedene Ritter dieses Ordens, die ihm auf diesem Zuge gefolgt waren, verließen ihn nicht eher als bis im Angesicht ihrer Insel, wo sie den freundschaftlichsten Abschied von ihm nahmen. Boucicaut hingegen setzte nun mit seinen eignen Schiffen, auf welchen sich eine Menge Kranke und Verwundete befanden, den Weg nach seinem Gouvernement allein und unbesorgt fort.

Wirklich dachte auch wohl unser brave Marschall an nichts weniger, als in einem so freundschaftlichen Meere, wie das Mittländische, neue Feinde anzutreffen. Aber kaum war er in der Gegend von Modon in Morea angelangt, als er sich plötzlich von einer venetianischen Flotte angegriffen sahe. Die Eifersucht dieser Republikaner, welche fürchteten, daß der Marschall festen Fuß im Namen der Genueser in Palästina fassen möchte, war lediglich an diesem wunderlichen Benehmen Schuld. Indessen war Boucicaut gezwungen sich zu wehren. Er büßte eine von seinen Galeeren ein, auf welcher sich zu seinem grossen Leidwesen sein tapferer Kriegsgefährte Chateaumorant befand. Die Venetianer verloren gleichfalls viele Leute, und eine beträchtliche Anzahl Gefangene fielen dem Marschall in die Hände. Die Auswechselung ging daher bald vor sich, aber der beyderseitige

Groll

Groll gegen einander dauerte desto länger. Boucicaut kehrte bey seiner Ankunft zu Genua alle Anstalten zum Kriege gegen die Republik Venedig vor, und diese sahe sich genöthiget eine Gesandtschaft nach Frankreich zu senden, und den König, von dem sie fürchteten, daß er Parthey nehmen würde, bitten zu lassen, daß er dem Gouverneur von Genua befehlen möchte, alle fernere Feindseligkeiten gegen sie einzustellen.

Boucicaut gehorchte dem Willen seines Monarchen; in seinen Briefen aber, die er an diese stolze und damals in der That mächtige Republik schrieb, beobachtete er weit weniger Mäßigung, und ließ seinem Unwillen freyen Lauf. Wir wollen hier den Anfang und das Ende von diesen Briefen einrücken, in welchen er sich gegen die Vorwürfe rechtfertigte, daß er bey der Einnahme von Baruth und Sayette die Handlungshäuser und Waarenmagazins der Venetianer hätte plündern lassen.

„In Namen Gottes, der alle Menschen erschaffen hat, „der ihre Herzen alle kennt, und der über alles die Wahrheit liebt und die Lügen haßet, thue ich, Johann le Maingre, genannt Boucicaut, Marschall von Frankreich, „und Stadthalter zu Genua, Euch Michael Zeno, Doge „von Venedig, zu wissen: Was maßen mir eine Abschrift des „Briefes zu Händen gekommen, der von Euch an den König, meinen Herrn, abgelassen worden, und über dessen „Inhalt ich mich höchlich gewundert haben würde, da er voller Lügen und Unwahrheiten ist, wenn ich nicht wüßte, „daß solches immer Euer und Eurer Vorfahren Gebrauch „und Sitte gewesen ist. Demohngeachtet will ich Euch solchen Punkt für Punkt beantworten, wie folget:„ — —

Nachdem der Marschall eine Menge Gründe zu seiner Rechtfertigung angeführt, schließt er endlich diese Vertheidigungs-

digungsschrift, oder vielmehr Fehdebrief mit folgenden Worten:

„Sobald ich Eure Antwort mit Hülfe Gottes, Unsrer „lieben Frauen, und des heiligen Ritters George gelesen „haben werde, so erkläre ich mich, bereit zu seyn, alles, was „Ihr wollt, zu erfüllen, und damit ich zeige, daß ich dieses „wissentlich und mit reinem Willen verspreche, und daß ich „gänzliche Gewalt und die vollkommenste Begierde habe, sol„ches nach meiner rechtmäßigen Gewalt zu erfüllen, so habe „ich diesen Brief mit meinem Wappen untersiegelt. Gege„ben und geschrieben im Königlichen Pallast zu Genua, den „sechsten Tag des Junymonats 1404.„ —

Boucicaut blieb noch verschiedene Jahre zu Genua, während welcher Zeit er theils mit dem jungen Visconti, Herzogen von Mailand, Krieg führte, theils auch die Anerkennung des rechtmäßigen Pabstes während der damaligen Kirchentrennung zu bewirken und den Frieden der Kirche also wieder herzustellen suchte. Die Pisaner machten ihm aus Furcht vor den Florentinern, ihren Nachbaren und Feinden, die Hofnung, daß sie sich dem König von Frankreich unterwerfen wollten; aber Boucicaut entdeckte bey Zeiten ihre Hinterlist und Falschheit, und ward es müde, sich länger von ihnen äffen zu lassen. Indessen wurde er doch deswegen bey Hofe getadelt und kurz nachher hatte er noch anderweitigen Verdruß. Er wollte nemlich noch einmal einen Versuch, Alexandria wegzunehmen, wagen, und suchte den König von Cypern zu überreden, ihm hiebey hülfliche Hand zu leisten. Aber das Unternehmen scheiterte und lief blos darauf hinaus, daß die Stadt Famagusta für einen ziemlich theuren Preiß der Krone Cypern überlassen wurde. Man beschuldigte den Marschall, das aus diesem Verkauf gelösete Geld weder an den König, noch an Genua, ausge-

zahlt

zahlt zu haben. Boucicaut konnte sich nur mit genauer Mühe bey einer so schweren Anklage rechtfertigen. Alles, was er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, bestand darin, daß er sich des besagten Geldes zur Bezahlung seiner Truppen hätte bedienen müssen. Ausserdem klagte man ihn auch wegen Gelderpressungen und andrer Drangsalen an, womit er die Bürger von Genua während seines Gouvernements belegt haben sollte. So sittsam und gefällig der gute Marschall sich auch immer gegen das Frauenzimmer betragen hatte, so waren doch seine Soldaten dafür desto ausgelassener, worüber denn die Genueser die bittersten Beschwerden führten und diese üblen Gäste ferne von ihren Mauren wegwünschten. Endlich beschuldigte man den Marschall auch noch der bludürstigsten Grausamkeit, weil er den Gabriel Maria Visconti, einen natürlichen Sohn des Herzogs von Mailand, welcher unglücklicher Weise in seine Hände gerathen war, und von dem er argwohnte, daß er sich heimlich der Stadt Genüa bemächtigen wollte, so wie er es vordem schon mit Pisa gemacht hatte, auf öffentlichem Markt den Kopf abschlagen ließ.

Da die innerlichen Unruhen in Frankreich immer mehr zunahmen, so wurde Boucicaut zurückgerufen und gezwungen, Genua im Jahr 1409 zu verlassen. Er befand sich bey der unglücklichen Schlacht bey Azincourt im Jahr 1415 gegenwärtig, und ob er gleich an diesem eben so denkwürdigen, als für sein Vaterland betrübten Tage Wunder der Tapferkeit that; so hatte er doch das Unglück, nebst verschiedenen der vornehmsten Prinzen und dem Kern des französischen Adels in die Gefangenschaft der Engländer zu gerathen. Seit diesem unglücklichen Vorfall blieb er bis an seinen Tod, der 1421 erfolgte, in England. Muße und Langeweile fachten seinen Geschmack für die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften, die er immer geliebt hatte, von neuem wieder

der

der an, und so verfertigte er denn, so wie sein erlauchter Freund und Mitgefangener, der Herzog Karl von Orleans, verschiedene Balladen und Rondeaux.

Boucicaut starb ohne Kinder, und seine Neffen, die sein Vermögen erbten, starben gleichfalls, ohne das Glück genossen zu haben, sich Väter nennen zu hören. Der letzte von ihnen setzte den Aimard, Herrn von Poitiers, und von Sanct Vallier, seinen Schwiegersohn, zu seinem Universal-Erben ein, doch mit dem Beding, daß er den Namen Boucicaut dem seinigen beyfügen sollte. Das erlauchte Haus von Poitiers ist erst in unsern Tagen erloschen.

Der sechste Band der Mélanges tirées d'une grande Bibliotheque liefert, ausser den bereits angeführten, auch noch Nachrichten und Auszüge von verschiedenen andern seltnen Büchern des funfzehnten Jahrhunderts, die sowohl auf die Kreuz- und Heerzüge der Christen in Asien, als auch auf die Geschichte und Kenntnis des gelobten Landes Bezug haben. Da aber diese Bücher von weit weniger Belang als diejenigen sind, mit deren Auszügen wir so eben unsre Leser unterhalten haben, so wollen wir uns nur auf eine kurze, größtentheils litterarische Anzeige derselben einschränken, und damit diesen Aufsatz, der schon so weitläuftiger geworden ist, als wir anfänglich glaubten, vollends beschließen.

Zuförderst giebt unsre obengenannte Quelle einen sehr umständlichen Auszug von einem alten, merkwürdigen und seltenen historischen Roman, welcher den Titel führt: Histoire miraculeuse du Chevalier au cyne (aux cignes), fils du puissant Roy Oriant, du quel est issu Godefroy de Billon (Bouillon); avec les faits de ce Roy & de plusieurs autres Princes & Barons chrestiens. Dieser Roman wurde ursprünglich, wie die mehresten alten Ritterbücher der

Franzo-

Franzosen, in Versen geschrieben, nachher aber in Prosa übertragen, und im Jahr 1499 zum erstenmal gedruckt. Peter Desrai, der Herausgeber desselben, führt die Geschichte der Nachkommenschaft Gottfrieds von Bouillon bis auf die letzten Kreuzzüge fort; dahingegen die Handschriften dieses Werks sich mit der Regierung Balduins, dem Thronfolger und Bruder des Eroberers von Jerusalem, endigen. Das Buch ist in zwey Theile von sehr verschiedenem Gehalt eingetheilt. Der erste enthält das abgeschmackteste und unsinnigste Mährchen von der Welt, und der zweyte die mit einer Menge Fabeln verbrämte Lebensgeschichte Gottfrieds, ersten christlichen Königs von Jerusalem; dessen Herkommen man hier mit den ausschweifendsten Erdichtungen zu verschönern gesucht hat.

Das zweyte hieher gehörige Werk ist betitelt: le Directoire & Addressement du passages d'outre mer. Der Verfasser war ein Predigermönch und hieß Bruder Richard der Teutsche (l'allemand); er überreichte sein Buch im Jahr 1332 dem König Philip von Valois. Es ist eigentlich weder eine Reisebeschreibung noch eine Geschichte des Königreichs Jerusalem, sondern blos eine Ermahnung an die Christen seiner Zeit zu einem neuen Kreuzzuge. Das Werk ist in zwölf Abschnitte eingetheilt, in welchen die Mittel und Wege angegeben sind, die die Europäer, nach Meinung des Verfassers, einschlagen sollten, um dieses grosse, für die Ehre der Christenheit so erspriesliche, und leider bisher nur zu sehr verfehlte Unternehmen glücklich auszuführen.

Endlich bleiben uns noch zwey Reisebeschreibungen, oder Pilgerfahrten ins heilige Land anzuführen übrig, die beyde im funfzehnten Jahrhundert, die erste 1488 und die andre 1489 gedruckt wurden. Die erste enthält die Wanderschaften des Pater Hue, eines Karmelitermönchs, der im Jahr

1487

1487 von Chartres ausreisete, und nur ein einziges Jahr auf seiner Pilgerschaft zubrachte. Das andre Buch ist die Reise eines deutschen vornehmen Geistlichen. Er hieß Bernhard von Breitenbach und war Kanonikus und Dechand zu Mainz. Sein von ihm selbst ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebenes Werk wurde vom Pater Hersin, einem Augustinermönch, ins Französische übertragen, und, wie wir bereits oben erwehnt haben, 1489 gedruckt: wir können aber nicht angeben, ob es auch jemals ins Deutsche übersetzt worden ist. Der Verfasser reisete 1483 nach Palästina und brachte fünf ganze Jahre auf seiner Reise zu, denn er kehrte nicht eher als im Jahr 1488 nach Europa zurück. Beyde Reisebeschreibungen sind nur wenig von einander verschieden und bey nahe von gleichem Inhalt; man trift in der einen, so wie in der andern, die nemlichen Bemerkungen, Beschreibungen und Geschichten an. Beyde Verfasser haben auch ihren Reisegeschichten zwey kleine historische Relationen, von zwey denkwürdigen Begebenheiten, die sich im funfzehnten Jahrhundert zutrugen, beygefügt. Die erste betrift die Eroberung von Konstantinopel durch den türkischen Kayser Muhamed den Zweyten im Jahr 1453, und die andre die Wegnahme der Insel Negroponte, welche durch eben diesen Monarchen 1471 den Venetianern entrißen wurde. Endlich liefern auch noch beyde Wanderer verschiedene Recepte gegen mancherley Krankheiten und Zufälle, die einem Pilger auf einer solchen weiten Reise leicht zustossen können.

F.

VI.

VI.

General Washington auf der Reise. Eine ganz neue Anecdote.

Washington, der vielleicht von allen Feldherrn seit 2000 Jahren am würdigsten ist, mit dem grossen Fabius Cunctator verglichen zu werden, ist jetzo ganz in den Character des Cincinnatus übergegangen. Dieser ausserordentliche Mann, der noch kürzlich an der Spitze der americanischen Kriegsheere stand, und im eigentlichen Verstande die vornehmste Person dieses neuen Freystaats war, hat nunmehr die Kleidung und Sitten eines gemeinen virginischen Pflanzers angenommen. Er machte im vorigen September (1784.) eine kleine Reise zu Pferde, von niemand begleitet. Auf dem Wege von Philadelphia nach Baltimore wurde er von einem heftigen Regen überfallen, der ihn nöthigte abzusteigen und in ein Haus zu treten. Er blieb aber hier nicht lange, weil er bald nachher eine Landkutsche erblickte, in welcher er unter den gemeinen Passagieren seinen Sitz nahm. In dieser Gesellschaft langte er bey einem Gasthause an, wo die Pferde gewechselt wurden. Der Gastwirth, der seinen vornehmen Gast kannte, bot ihm sogleich sein bestes Zimmer an, wo er ihm ein von den andern abgesondertes Mittagsmahl auftischen wollte. „Nein, sagte dieser Held, es ist gewöhnlich für „Leute, die in der Landkutsche zusammen reisen, daß sie auch zu„sammen essen, ich will meine Reisegefährten nicht verlas„sen.„ Worauf er sich niedersetzte und mit allen Anwesenden, zum Theil sehr gemeinem Leuten, in dem schlechtesten Zimmer des Hauses seine Mahlzeit verzehrte.

v. A.

Litteratur und Völkerkunde.

III.

Merz. 1785.

I.

Historische Betrachtungen über die Nationalindustrie verschiedener Völker.

Die Lage ist es vorzüglich, wodurch der Flor eines Landes gehindert oder befördert wird. Ist diese sehr mangelhaft, so kann alle menschliche Industrie, wenn sie gleich mit noch so viel Beharrlichkeit ausgeübt ist, nur schwach dem Uebel abhelfen. Um dieses zu beweisen, darf man nur diejenigen Länder betrachten, wo dieses Nachtheilige und dessen Folgen am sichtbarsten sind.

Der ungeheure Erdstrich zwischen dem caspischen Meere und den Grenzen von China, der von Kalmucken und so vielen tatarischen Völkerschaften bewohnt wird, macht mehr als den achten Theil von ganz Asien aus. Das Land ist an vielen Orten ungemein angenehm und fruchtbar, welches auch nicht anders seyn kann, da das Clima dieser Regionen zu den vortreflichsten auf unsrer Erde gehört; weil es aber tief im Lande liegt, und nur eine kleine Anzahl unbeträchtlicher

Flüsse hat, so ist es fast allenthalben rauh und unkultivirt. Man findet hier sehr wenig Städte, und diese sind in Vergleich mit den europäischen höchst unbedeutend; ihre Bewohner leben noch gewissermaassen im Stande der Natur, sind wild und ungesellig, ja sie haben nicht einmal den Wunsch, ihre Lebensart zu verbessern. Diese Lebensart ist so viel Jahrhunderte ihr Loos gewesen, und dürfte auch noch sehr lange unabgeändert bleiben. Das Land ist auch reich an vortreflichen Producten, und erzeugt in einigen Gegenden Gold, Muscus, kostbare Steine u. s. w. Es fehlt den Einwohnern nicht an Verstand, noch weniger an körperlicher Stärke und Thätigkeit; nur allein der Umstand, in ihrem Lande eingeschlossen, und von der Gemeinschaft mit cultivirten Nationen ausgeschlossen zu seyn, hindert sie an der Aufklärung und Verfeinerung ihrer Sitten. Dieses Urtheil wird durch die Eroberungen bestätigt, die diese kriegerische Nationen ehemals gemacht haben, da sie gewöhnlich sich in den eroberten Ländern niederliessen, und gröstentheils die Gesetze, Sitten und Gebräuche der alten Landesbewohner annahmen, als wir in Persien, Indien und China sehn. Aus eben dieser Ursache und der steigenden Cultur der benachbarten Völker sind ihre feindlichen Einfälle nicht mehr so wie in vorigen Zeiten zu fürchten; vielmehr sind diese cultivirte Völker ihnen furchtbar geworden, als besonders in Ansehung der Russen geschehn ist, von denen es nur abhängt, ganz ihre Herren zu werden. Durch diese Veränderungen sind sie nur noch mehr in ihrem weitläuftigen Lande eingeschlossen worden, wo sie ihre alte irrende Lebensart führen, auf welche sie, wie alle barbarische Völker, sehr stolz sind. Sie vergnügen sich an täuschenden Ideen von Freyheit und Unabhängigkeit, leiden Ungemächlichkeiten, denen sie abhelfen, und verlieren Bequemlichkeiten, die sie erlangen könnten. Denn ohngeachtet ihrer sehr nach-

theis

theiligen Lage vermehren sie solche noch durch ihre Blindheit und Halsstarrigkeit.

Der ganze innere Theil von Africa ist aus derselben Ursache in der nemlichen Lage; daher man behaupten kann, daß deshalb ein Erdraum, worin so viele grosse, fruchtbare und bevölkerte Regionen sind, in Dunkelheit begraben liegt, so vortrefliche Producte auch hier gefunden werden. Wir wissen wenig von ihren Einwohnern, und dieses wenige blos durch ihr Elend, da sie von dem Mittelpunct dieses großen Landes von einer Völkerschaft zur andern verkauft, und so endlich nach der Küste gebracht werden, wo sie in der Europäer Hände fallen. Man muß erstaunen, daß in unsern Tagen, wo die Wissenschaften so sehr erweitert worden sind, wir dennoch vom innern Africa weniger wie die Alten wissen. Alles, was uns indessen von ihnen bekannt ist, giebt uns einen traurigen Begrif von diesen Nationen, die von der übrigen Welt gleichsam abgesondert sind. Dies ist jedoch mehr ihr eigner Fehler, als man bey den Tatarn sagen kann, weil sich hier viele grosse und schifbare Flüsse befinden, die zur Gemeinschaft mit den entlegensten Völkern einladen.

In dem unermeßlichen America fand man bey der Entdeckung nicht mehr wie zwey cultivirte Länder, Mexico und Peru. Das erstere hatte eine glückliche Lage zwischen zwey Meeren, und eine regelmäßige Regierung; das letztere lag längst dem Südmeer, und wurde von der Landseite durch eine lange Reihe von Bergen beschützt. Die Peruaner waren glücklich unter ihren Incas, die die Cultur ihrer Unterthanen nach Möglichkeit beförderten, und sie lehrten, alle Vortheile zu nutzen, die ihnen ein sehr fruchtbarer Boden und ein schönes Clima darbot. In dem innern Theil des Landes aber, in den Gebürgen und Wäldern, waren die Einwohner,

ner so rauh und wild wie ihre Gegenden, wobey die Jagd ihr vornehmster Unterhalt war; der Müßiggang, den man fälschlich für Glückseligkeit hielt, machte sie gegen die Wünsche von Eigenthum gleichgültig, die die Grundlage einer vernünftigen Politik ist. Hierin ist die Ursache zu suchen, daß dieser Welttheil in einer so sonderbaren politischen Lage ist, daß man nicht eine einzige Regierung hier antrift, die von den Eingebohrnen verwaltet wird, sondern alles sich in den Händen der Europäer befindet, und wo diese nicht sind, ist Land und Einwohner wild und barbarisch. Dies ist allein hinreichend, den erhabenen Nutzen der Wissenschaften und eines civilisirten Zustandes zu zeigen.

Den grösten Beweis aber von den Schwierigkeiten, womit eine Nation zu kämpfen hat, die durch eine nachtheilige Lage von der Welt gewissermassen abgesondert, und, ohngeachtet ihrer politischen Macht und Landesschätze, sich doch nicht verhältnißweise emporschwingen kann, giebt das große russische Reich, das sich vom nördlichen Ocean bis zum schwarzen Meer, und vom baltischen bis zum japanischen Meer erstreckt. Man kann sagen, daß dieses Reich erst im 16ten Jahrhundert, und also weit später als America entdeckt wurde. Die eine Entdeckung hatte viel Einfluß auf die andere. Columbus machte die seinige 1492, und es war 1553, daß Richard Chancellor, ein Engländer, in Kolmogrod ohnweit Archangel anlangte, wodurch eine Communication zwischen dem russischen Reich und andern Nationen eröfnet wurde. Die Lage hätte jedoch an dieser Einschränkung der Russen weniger Schuld, als die Politik der Schweden und der Lübecker, die alle nur mögliche Vorsicht brauchten, daß dieses mächtige Volk seine eigne Kräfte nicht kennen lernen sollte. Der Plan war daher gemacht, die Russen in einem Zustand von Abhängigkeit zu erhalten, weil man wohl vorher sahe, welche grosse Ver-

än-

änderungen daraus entstehn würden, wenn sie jemals dahin gelangen sollten, sich ihrer Stärke zu bedienen, und aus der Barbarey herauszutreten, die die Wirkung ihrer nachtheiligen Lage war. Auf diese Entdeckung Chancellors gründeten sich die großen Handlungsprivilegien, die den Engländern in Rußland bewilligt wurden.

Diejenigen Länder, die eine glückliche Lage haben, ob sie gleich nicht ausgeschlossen sind von solchen Revolutionen, die als das Loos der Menschheit die mächtigsten Staaten erschüttern und umstürzen, haben dennoch diesen eigenthümlichen Vorzug, daß sie früher oder später aus ihren Ruinen wieder emporsteigen.

Die Halbinsel von Arabien ist hievon das gröste Beyspiel. Sie war vielleicht der früheste Sitz der Indüstrie und des Reichthums, die beyde von da aus sich in der Welt verbreiteten, wie biblische und Profanschriftsteller bezeugen, als Moses, Ezechiel, Herodot und Diodorus. Konnte dieses Land sich gleich keiner grossen Fruchtbarkeit rühmen, so war doch keines in alten Zeiten in Ansehung der Lage mit Arabien zu vergleichen. Auf der einen Seite war der persianische Meerbusen, und auf der andern das rothe Meer dem indischen Ocean im Gesicht, und die schönsten Provinzen von Asien im Rücken. Hiedurch wurden die Einwohner fähig gemacht, einen ausgebreiteten Handel zur See und zu Lande zu treiben. Die Producte, die ihre Schiffe einbrachten, führten sie zu Lande nach Phönicien, Syrien, Mesopotamien; ja selbst bis an die Küsten des schwarzen Meeres, und nahmen dagegen die kostbaren Manufacturwaaren dieser Länder mit zurück. Der unermeßliche Vortheil, den ein solcher Handel erzeugte, hatte die Folge, daß die Halbinsel reich und bevölkert wurde; die Arbeit ersetzte den Ueberfluß, und die Künste

unterstützten die Pracht. Häfen, die an sich nicht bequem waren, wurden nun sicher und geräumig; ihre Städte groß und wohlbewohnt; ihre öffentlichen Gebäude im höchsten Grade prächtig, und das Land zierlich bearbeitet, und trotz der Natur fruchtbar gemacht. Diese Vortheile wurden so hoch getrieben, daß Alexander der Große dadurch zu dem Entschluß veranlaßt wurde, hier den Sitz seines Reichs aufzuschlagen, das keine andere Grenzen als die Welt haben sollte. Sobald Augustus Herr von Egypten geworden war, schickte er den Aelius Gallus ab, sich Arabien unterwürfig zu machen, welches auch geschah; und da nachher die Einwohner das römische Joch wieder abschütteln wollten, wurden sie von neuem durch Trajan zum Gehorsam gebracht. Diese Unterwürfigkeit vernichtete auch nach und nach die Industrie; an deren Stelle kam Armuth, Trägheit und Barbarey. Dennoch war der mercantilische Geist zu Muhameds Zeiten nicht ganz verloren gegangen; diesen Umstand nutzte dieser grosse Mann, den Muth seiner Landsleute zu beleben, andre Länder zu erobern. Ja noch heut zu Tage, unter den beyden stolzen Nationen, den Türken und Arabern, zeigt diese Halbinsel Spuren von dem, was sie ehemals war. Judda und Zibet sind 2 Häfen, wo viel Handel getrieben wird. Mocka, der Stapelplatz des Caffeehandels, ist sehr ansehnlich; auch Aden, das im Alterthume so berühmt war, wird noch stark besucht. Nach der Seite des indischen Oceans sind noch kleine Häfen offen, und gegen Persien zu liegt Muscat, ein beträchtlicher Handelsplatz, der vormals in den Händen der Portugiesen, jetzo aber im Besitz der Araber ist.

Phönicien ist nur ein sehr kleines Land; gegen Osten und Süden gränzt es an Palästina, gegen Norden an Syrien und gegen Westen ans mitländische Meer. Es ist so eingeschränkt, daß es in Deutschland nur als ein unbeträchtliches

Für-

Fürstenthum angesehn werden würde; dennoch macht kein Land in der alten Geschichte eine größere Figur, und kein Land konnte so viel grosse und reiche Städte, so viele bequeme und so sehr besuchte Häfen in einem so kleinen Bezirk aufweisen. Unter diesen war Sidon die älteste, in einer sehr fruchtbaren Gegend gelegen, auf der einen Seite durch das Meer, und auf der andern durch den Berg Libanon beschützt. Diese Gegend diente zum Muster einer vortreflichen Cultur; sie erzeugte Korn, Oel und Seide im Ueberfluß. Die Einwohner waren bey den Griechen theils als die Erfinder, theils als die Verbesserer aller nützlichen Künste und Wissenschaften gerühmt. Sie machten die Astronomie fürs menschliche Geschlecht nutzbar; sie brachten die Schiffahrtskunde in ein System; sie vervollkommten die Kunst Schiffe zu bauen; sie erfanden das Glas; sie führten das Färben ein, und so sehr waren sie in der Baukunst erfahren, daß Salomo sich an sie oder an ihre Nachkommen, die Tyrer, wandte, um seinen Tempel zu bauen. Dieser Ruhm, der über die ältesten Prosanscribenten hinausgeht, wurde von den Griechen noch weiter verbreitet, da Phönicien ein Gegenstand der Bewundrung war, und dessen Einwohner Wissenschaften, Manufacturen und Handel nach den Abendländern brachten. Egypten war im Besitz des morgenländischen Handels, der die Industrie ihrer Einwohner hinlänglich beschäftigte, aber die Phönicier handelten sowohl nach dem Orient als nach Egypten; sie häuften bey sich die reichen Producte dieser Länder auf, verbesserten sie durch ihre eigene Manufacturen, und schickten sie sodann zu den entlegensten Nationen. Dieses Volk war das erste, das den Handel als eine Wissenschaft ansah und in Regeln brachte. Sie entwarfen den glorreichen Plan, die Menschen einander nützlich zu machen, so verschieden auch ihre Sitten, und so groß auch ihre Entfernung immer seyn möchte. Sie wusten, daß alle Länder von Natur reich wären, oder

es

es doch durch Industrie und Kunst werden könnten; daher besuchten sie nicht allein entlegene Regionen, um mit Barbaren Handel zu treiben, sondern auch unter ihnen Vernunft, Aufklärung und angenehme Sitten zu verbreiten. In dieser Absicht schickten sie Colonien nach Africa und Spanien, die auch nicht wenig zur Verfeinerung der westlichen Welt beytrugen. Von diesem so florissanten und mit Städten angefülltem Lande, deren manche ein Königreich allein ausmachten; ein Land, das seine Grösse unter allen vier alten Monarchien erhalten hatte, ist jetzo nichts mehr als einige Schutthaufen unter der türkischen Herrschaft übrig. Die fortgepflanzte Industrie der Eingebohrnen, die dennoch eine grosse Menge Seide und andre Waaren beständig verhandeln, hält indessen den Hafen zu Sidon offen, so schlecht auch dessen Zustand ist; Tripolis aber, das seinen Namen daher hat, weil es auf gemeinschaftliche Kosten der Sidonier, Tyrer und Aradier gebaut wurde, ist noch ein beträchtlicher Ort, da es der Hafen von Aleppo ist. Das diesen Hafen umringende Land zeigt noch sehr deutliche Spuren von der Arbeitsamkeit, der Geschicklichkeit, dem Geschmack, der Pracht und den Reichthümern der alten Einwohner.

Carthago war eine von den phönicischen Colonien, da sie die Tochter von Tyrus war, so wie diese Stadt von Sidon ihren Ursprung hatte. Viele Ursachen vereinigen sich, zu erwarten, daß eine Colonie eine bessere Lage haben muß, als diese Mutterstadt, weil der Zufall oft die Anlegung von der einen veranlaßt hat, dahingegen die andre mit Ueberlegung bestimmt wird. Carthago war hievon ein grosses Beyspiel. Es wurde auf der Küste von Africa in einem sehr fruchtbaren Boden erbaut, und zwar in einer gleichen Entfernung von den Gränzen des mitländischen Meeres; ihre Einwohner waren mäßig und arbeitsam, berühmt durch ihre Künste

und

und ihre Waffen. Das schöne Land wurde von ihnen nach Möglichkeit benutzt, und dieser vortrefliche Anbau nach allen Seiten zu ausgedehnet. Sie dieneten zum Muster in Ansehung der klugen Wahl bey Anlegung und Befestigung neuer Städte, in der grossen Sorgfalt, die sie für ihre Hauptstadt anwandten; in der Schiffahrt übertrafen sie alle andre Nationen; sie legten sich zugleich auf Manufacturen und Handel, waren unermüdet, Entdeckungen zu machen, und dachten beständig darauf, neue Colonien zu gründen, deren Flor sie auf alle Weise bemüht waren zu befördern; vorsichtig in Regierungssachen, exact in der Kriegsdisciplin, und bewundernswürdig eine Seemacht zu schaffen, und so zu unterhalten, daß sie eine Zeitlang Herren des Meers waren. In ihrem größten Flor hatten sie 700,000 Einwohner in ihrer Hauptstadt, die zugleich die festeste, die schönste und bequemste der damaligen Zeit war. Das Land, das sie besaßen, nahm an den Küsten eine Strecke von 600 deutschen Meilen ein, worin 300 ansehnliche Städte waren, ausser ihren Eroberungen in Spanien und Sicilien, und was sie sonst noch in der atlantischen Insel besaßen, die so viel gelehrte Streitigkeiten veranlaßt hat. Alle diese grosse Vortheile waren die Frucht einer beständigen Beharrlichkeit an weisen Grundsätzen, in einem Zeitraum von mehr als 700 Jahren.

Nach drey langen und blutigen Kriegen mit den Römern ward dieses große Reich erobert und Carthago selbst von ihnen zerstört, die ihrer vortreflichen Lage dadurch das beste Zeugniß gaben, daß sie sich nicht sicher glaubten, so lange diese rivalirende Stadt noch vorhanden war. Sie wusten, von welchem kleinen Anfang es zu der erstaunungswürdigen Grösse gestiegen war, daher schienen alle ihre Siege nur erst dann vollkommen zu seyn, als es in Ruinen lag. Die sterbenden Anstrengungen der Carthaginenser waren ganz ausserordentlich;

lich; ihrer Flotte und ihres Hafens beraubt, kämpften sie noch immer für die Erhaltung ihrer Stadt, und durch Verzweiflung angetrieben, gruben sie einen neuen Hafen, aus welchem sie eine Flotte von 120 bewafneten Schiffen ausschickten, die alle erst in zwey Monat gebauet waren. Rom selbst, als es Zeit hatte, darüber nachzudenken, bereuete diese That, und einer der Gracchen schickte eine Colonie von 6000 Menschen dahin, um eine neue Stadt aus den Trümmern der alten zu errichten. Dieses Vorhaben aber wurde durch Zufälle verhindert, die bey den abergläubischen Römern für böse Anzeigen galten. Nachher faßte Julius Cäsar diesen Entschluß, Carthago wieder herzustellen; seine Ermordung aber kam der Vollziehung zuvor. Augustus fand den schriftlichen Plan davon unter seinen hinterlassenen Papieren, und befolgte ihn etwas über 100 Jahr nach der Zerstörung von Scipio. Es blieb lange Zeit berühmt unter mancherley Herren, bis es in die Hände der Sarazenen fiel. Nunmehr ist die Stadt ein bloßer Schutthaufen, und an ihrer Stelle hat Tunis, das nahe dabey liegt, sich erhoben, welches nebst den andern seeräuberischen Staaten an dieser Küste so viel rauhe Denkmäler eines Reichs sind, das ehemals die gröste Seemacht in der Welt war, und in bessern Händen wieder furchtbar gemacht werden könnte.

Man kann aus diesen Bemerkungen wahrnehmen, wie starke und oft unübersteigliche Hindernisse natürliche Unvollkommenheiten dem Flor eines Landes im Wege stehen, und auf der andern Seite, wie sehr natürliche Vortheile ein Volk aufmuntern, davon durch Anwendung und Industrie allen nur möglichen Nutzen zu ziehn. Wir können auch dabey Betrachtungen über die Fortschritte der nützlichen Kentnisse, und der zum cultivirten Leben erforderlichen Künste machen, da diese durch keine Schranken begrenzt, oder nur

für

für gewisse Climate bestimmt sind, sondern vielmehr allenthalben verbreitet werden können, wo Muth, Thätigkeit, Weisheit und Tugend unter den Menschen anzutreffen sind.

II.

Ueber die Romane.

Von allen den zahlreichen Producten, womit die Anstrengung des Genies, oder die brodsuchende Industrie die Welt überschwemmt haben, wird nichts mit solcher Begierde und mit allgemeinerm Beyfall gelesen, als die Erzählung erdichteter Begebenheiten, Beschreibungen von eingebildeten Scenen, und Zeichnungen idealischer Charactere. Die Berühmtheit andrer Schriftsteller ist in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Der Mathematiker, der Theolog, der Alterthumsforscher und Kunstrichter, so auszeichnend auch bey einer durchaus zugestandenen Vortreflichkeit er auch immer seyn mag, kann nur allein hoffen, denen zu gefallen, die durch übereinstimmende Neigungen auch diese Fächer zu ihrem Studiren erwählt haben; von der ganzen übrigen Welt muß er zufrieden seyn, gar nicht gekannt zu werden, die ihn mit Gleichgültigkeit, ja oft mit Verachtung ansieht. Der Schneckensammler und der Insectenzergliederer sind nicht sehr geneigt, sich in theologische Streitigkeiten einzulassen; der Gottesgelehrte wird die langweiligen Berechnungen des Astronomen nicht leicht mit einer grossen Verehrung ansehn; der Mann, dessen gelehrtes Leben allein zum Zweck hat, die verschiedenen Meynungen der Philologen passend zu machen,

oder

oder die Gelehrsamkeit des Alterthums darzustellen, ist unfähig, seine Gedanken hinreichend auf neuere Vorfälle zu richten, oder sich mit Vergnügen für die in seinen Augen unbedeutende Geschichte seiner Zeitgenossen zu interessiren. Diejenigen Menschenklassen aber, die sich mit der Beschäftigung ihres Geistes gar nicht befassen, sondern nur für die Nahrung ihres Leibes besorgt sind, oder diejenigen, die nur das Zusammenscharren des Geldes zur Absicht haben, und kein grösser Vergnügen kennen, als ihren Luxus zu zeigen; alle diese besitzen Herzen, die sowohl gegen Argumente als Einbildungskraft, gegen alle Batterien des Syllogismus und gegen die Pfeile des Witzes verschlossen sind. Nur allein dem Schriftsteller, der Fictionen vorträgt, ist jedes Ohr offen, und jede Zunge ihn zu loben bereit. Man liest die Neugierde in allen Augen, und die Theilnehmung schwillt in jedem Busen.

Es ist indessen nicht schwer, die Ursache dieser Bezauberung anzugeben. Um eine Kette von Vernunftschlüssen zu zergliedern, mit kritischem Blick das Luftgebäude der Systeme zu betrachten, das Gewebe von Sophistereyen aufzulösen, oder das Verdienst zweyer gerade entgegengesetzten Hypothesen gegen einander abzuwiegen, hiezu wird Scharfsinn und Gelehrsamkeit erfordert. Daher sind Werke dieser Art nicht so wohl gemacht für den grossen Haufen der Leser, als die Behandlung von gemeinen Gegenständen in Erzählungen und Dialogen; denn wenige können beurtheilen, aber alle können fühlen, und viele, die nicht ein Argument hervorbringen können, mögen doch einer Erzählung zuhören. Der Romanschreiber hat sogar den Vorzug vor denjenigen, die blos durch die Einbildungskraft gefallen wollen, die von der zufälligen Collision unähnlicher Ideen Witzfunken hervorbringen, oder durch die Glut der dichterischen Fantasie mit

ide:

idealischen Farben die Einbildungskraft vergnügen. Die Anziehungskraft des Magnets wird nur durch ähnliche Partikel bewirkt, daher man auch, um die Schönheiten des Homers zu empfinden, etwas von seinem Feuer haben muß. Hingegen kann ein jeder den Schriftsteller verstehn, der Scenen aus dem gemeinen Leben darstellt, weil ein jeder sich die Originale denken kann, von denen die Ideen zur Schilderung genommen sind. Er erzählt Vorfälle, die uns alle betreffen können, und spricht von Leidenschaften, die wir alle gefühlt haben. Das Traurige der Einsamkeit, das Schmachtende der Unthätigkeit, der Verdruß bey widrigen Zufällen, und das Mühsame bey langem Nachdenken, brachte die Menschen dahin, von dem rauhen Pfad des Lebens abzugehn, und in das Feenland der Fantasie zu wandern, wo jeder Steinhaufen mit Blumen bestreut ist, und jeder Wind Wohlgerüche mit sich führt; wo jeder Vorfall einen Helden darstellt, und jede Hütte von einer Grazie bewohnt wird. Durch diese schmeichelhafte Scenen eingeladen, verläßt der Studirende die Forschung nach Wahrheit, wobey er vielleicht nicht weniger Falsches gefunden hat, um seinen Geist mit neuen und angenehmern Ideen zu unterhalten, die überdem leichter zu fassen sind. Die Geschäftigen wollen ihre Aufmerksamkeit von ihren Arbeiten ablenken, und ihren angestrengten unruhigen Geist durch Bilder von Friede, Ruhe und Vergnügen wieder in Ordnung bringen. Die Müßiggänger und die Lustigen erleichtern sich dadurch die schwere Bürde der Zeit, und machen ihr Leben durch die Vorstellung angenehmer, welche erstaunenswürdige Dinge sich ereignen können; und der nachdenkende Einsame füllt dadurch das Leere seines Herzens aus, daß er sich für das Glück und Unglück eingebildeter Weesen interessirt, und sich Ideale schaft, um sich mit ihnen gelegentlich zu verbinden.

Es ist in der That eben nicht zu verwundern, daß der menschliche Geist durch die Fantasie gereizt und durch das Vergnügen angezogen werden sollte; daß wir aber das Stöhnen und die Seufzer des Elends mit Aufmerksamkeit anhören und ein Vergnügen an dem Jammer von aufgehäufter Seelenangst finden; daß wir freywillig wählen; den Busen mit eingebildeter Furcht anzufüllen, und die Augen wegen eines fingirten Schmerzes überfliessend zu machen, scheint ein Paradox des menschlichen Herzens zu seyn, und könnte nicht geglaubt werden, wenn es nicht allgemein gefühlt würde. Man hat zu mannigfaltigen Hypothesen seine Zuflucht genommen, um die Ursache aufzufinden, daß der Geist sich an dieser Gattung von Vergnügen laben kann. Einige sind der Meynung, daß wir dahin gebracht werden, mit größerer Geduld unser eigen Schicksal zu ertragen, wenn wir Gemälde des Lebens sehn, die von uns ungefühlte Greuel enthalten, und mit den grausamsten Unglücksfällen beladen sind, die wir nicht zu befürchten haben; so wie, wenn ein Mensch aus einem ganz dunkeln Zimmer geschwinde herausgeht, die schwache Dämmerung des sinkenden Tages in seinen Augen durch den Contrast einen Glanz erhält. Andre speculiren hierüber noch tiefsinniger, und glauben, daß wir diese Last von Kummer und Elend auf uns nehmen, um uns an dem Bewußtseyn unserer eignen Tugend zu vergnügen. Wir bemitleiden andre, sagen sie, damit wir uns selbst Beyfall zuklatschen können, und der Seufzer der leidenden Sympathie hat immer den Glückwunsch der selbst gefallenden Achtung zur Folge. Es ist aber wohl kein Zweifel, daß diejenigen, die auf diese Weise das sympathetische Gefühl des Mitleidens in ein System von verfeinerter Selbstliebe verwandeln wollen, sehr übel die Bewegungen des menschlichen Herzens beobachtet haben. Es würde mich aber zu weit führen, wenn ich diese Meynungen hier zergliedern wollte, deren

Ungrund sich von selbst zeigt. Indessen ist es gewiß, daß wir mehr Vergnügen an solchen Scenen finden, die unsere Leidenschaften interessiren, oder unsre Neugierde stillen, als an denen, die blos unsre Fantasie belustigen, und daß wir weit entfernt sind, das Elend andrer ohne den vorerwehnten Vergleich gleichgültig anzusehn, sondern vielmehr zu der nemlichen Zeit ganz unsern eignen Zustand vergessen. Es ist daher zu wünschen, daß diejenigen, die durch Alter abgekühlte Leidenschaften, und Verschiedenheit von Neigungen anders gesinnet sind, nicht mit Bitterkeit Werke des Geistes tadeln mögen, deren Entzweck ist, die Einbildungskraft zu vergnügen, und das Herz zu interessiren. Sie lehren uns dadurch denken, daß sie uns angewöhnen zu fühlen; sie dienen durch die schleunigen Ausbrüche der Leidenschaften dem Geist gleichsam zu einem Ventilator, wenn ich mich so ausdrücken darf, und verhindern die Stockung der Gedanken durch frische Zuflüsse unähnlicher Ideen.

T.

III.

Biographische Fragmente berühmter französischer Krieger des 16ten Jahrhunderts.

Ludwig von Bourbon.

Ludwig von Bourbon, gebohren 1530, war der siebente Sohn Carls von Bourbon, Herzogs von Vendome, der

13 Kinder hinterließ. Ludwig war nur 7 Jahr alt, da sein Vater starb. Man nannte ihn gewöhnlich M. de Vendome. Unter diesem Namen wurde er in der Liste der königlichen Kammerjunker mit einem Gehalt von 1200 Livres eingeschrieben. Sowohl der Posten als die Einkünfte würden heut zu Tage sehr verächtlich angesehen werden; beydes war ihm aber damals nöthig, weil die Familie so zahlreich war. Er that seinen ersten Feldzug 1549, wo er Heinrich II. nach den nordlichen Küsten von Frankreich begleitete, wo er einige Forts wegnahm. Da im folgenden Jahr der Friede erfolgte, so wurde der Unterricht des jungen Prinzen in der practischen Kriegskunst unterbrochen. Im Jahr 1551 heyrathete er, vermittelst einer Hofintrigue, Eleonore de Roye, Nichte des Connetable de Montmorenci, und Verwandtin der Chatillons, die durch diese Verbindung mit dem Hause Bourbon ihr Bündniß wider die lotheringischen Prinzen verstärken wollten. Bey dieser Vermählung nahm Ludwig den Namen Prinz von Conde an, und begab sich bald nachher nach Piemont, wo er unter dem Marschall von Villars sich sehr hervorthat. Im Jahr 1553 schloß er sich in Metz ein, das von Carl V. belagert, und vom Herzog von Guise vertheidigt wurde. Im Jahr 1554 befand er sich bey der Schlacht von Renti. Im folgenden Jahr, da sein ältester Bruder König von Navarra und Gouverneur von Guienne geworden war, brachten es die Guisen bey dem Könige von Frankreich dahin, daß dem König von Navarra das Gouvernement der Picardie genommen wurde, unter dem Vorwand, daß er deren nicht mehr als eins besitzen könnte. Der Prinz von Conde bat daher darum, allein es wurde ihm abgeschlagen, und dem Admiral von Coligni gegeben. Conde befand sich 1557 bey der Schlacht von St. Quentin, woselbst der Herzog von Enguien, sein Bruder, umkam; der Prinz aber rettete sich,

und

und nahm mit dem Herzog von Nevers die besten Maasregeln, um die Feinde zu verhindern, nicht bis nach Paris zu dringen. Im Jahr 1559 starb der König Heinrich II., da denn Conde unter der folgenden Regierung in grösseres Ansehen kam. Er hatte mehr wie eine Ursache, um an den Cabalen wider die Guisen Theil zu nehmen. Sie waren unter Franciscus II., der sich mit ihrer Nichte vermählt hatte, Herren des Königreichs geworden. Sie waren Feinde des Connetable und seiner Familie; auch waren alle Prinzen vom Geblüte, die sich verdrängt sahen, wider sie aufgebracht. Ausserdem aber war Conde der reformirten Religionsmeynung zugethan, die er von seinem Bruder, dem König von Navarra, und dieser wieder von seiner Gemahlin, Johanna von Albret, her hatte, und auch standhaft dabey blieb.

Sein Haß wider die Guisen wurde noch durch die geringe Achtung vermehrt, die diese gegen ihn bezeigten, und durch ihre Kunstgriffe, ihn vom Hofe zu entfernen. Sie konnten aber mit ihm nichts ausrichten, denn er war immer standhaft, edel und ohne Kunst in seinen Betragen und Grundsätzen. Es geschah endlich eine Zusammenkunft bey dem König von Navarra in Vendome, wo die Feinde der Guisen über ihre künftige Maasregeln berathschlagten. Conde schlug vor, die Waffen zu ergreifen, und sie öffentlich zu bekriegen, allein andre dachten feiner und weniger edel, daher der Plan einer geheimen Verschwörung vorgezogen wurde Conde war das stumme Oberhaupt derselben, wie ihn alle damaligen Geschichtschreiber nannten, la Renaudie aber das handelnde. Dieser reiste im ganzen Königreich herum, um die Hugenotten zu ermuntern, die Waffen zu ergreifen. Obgleich er viel Mühe hatte, das Geheimniß eines so ausgedehnten Anschlags zu erhalten, so fehlte doch wenig, daß nicht alles geglückt hätte. Ein Zufall aber veranlaßte die Entdeckung, und la

Renaudie wurde in dem Augenblick ermordet, da er schon nahe bey Amboise war, woselbst sich damals der Hof befand. Man zweifelte nicht, daß der Prinz von Conde einer von den Anführern der Verschwörung sey, allein dennoch wurde er nicht gleich in Verhaft genommen, ja er war selbst in Amboise bey der Hinrichtung vieler Verschwornen gegenwärtig. Endlich aber wurde er auch eingezogen, allein unter der Bedingung losgelassen, wenn er im öffentlichen Conseil erklären könnte, daß er nichts wider die Person des Königs habe vornehmen wollen. Er that es, und trug an, sich mit seinen Anklägern zu schlagen. Der Herzog von Guise trieb die Politik so weit, daß er sich ihm als Secundanten anbot, und ihn allenthalben rechtfertigte. Um zu beweisen, wie sehr man ihn unschuldig glaubte, ließ man ihn ruhig nach Bearn reisen, wohin er sich zum König, seinem Bruder, verfügte. Dieser Abwesenheit bedienten sich die Guisen, in Vereinigung mit der Königin Catharina von Medicis ihre fernern Anschläge zu schmieden. Die Stände des Reichs wurden im Namen des jungen Königs nach Orleans berufen, wohin man auch den König von Navarra und den Prinzen von Conde zu ziehen wuste. Sie thaten diese Reise ohngeachtet der dringenden Bitten der Prinzeßin von Conde, und der Vorstellungen ihrer getreuesten Diener. Kaum aber waren sie angekommen, als man sie in Verhaft nahm. Der König von Navarra bekam Hausarrest, Conde aber wurde wirklich ins Gefängniß geführt. Brantome, ein Augenzeuge dieses Vorfalls, berichtet uns, daß, als die beyden Prinzen in Orleans eintrafen, der König von Navarra, der groß und wohlgebildet war, mit einer stolzen und ernsten Miene erschien, und daß der Prinz von Conde wegen seiner kleinen Statur nicht so in die Augen fiel, allein sich doch durch ein freundliches Betragen alle Herzen eigen machte. Sobald sie aber in Verhaft genommen waren, änderten beyde ihre Manieren. Der König von Navarra,

voller

voller Bestürzung und Unruhe, ließ sich gegen den Cardinal von Lothringen bis aufs äusserste herab, während daß der Prinz von Conde in seinem Gefängniß die gröste Gemüthsruhe zeigte, und durch sein heiteres Gesicht und standhaften Ton jedermann in Verwunderung setzte.

Man ernannte Commissarien, dem Prinzen den Proceß zu machen, an deren Spitze der Kanzler de l'Hopital und der Präsident de Thou waren. Conde verwarf sie aber, und verlangte das ganze Parlament zu seinem Tribunal. Diese Bittschrift ward jedoch nicht angenommen. Man versammlete einen ausserordentlichen Staatsrath, der aus Pairs, grossen Kronbeamten, Ordensrittern, Präsidenten und Räthen zusammengesetzt war, um über diesen wichtigen Proceß zu entscheiden. Da dieses lauter ausgesuchte Personen waren, auf die man sich verlassen konnte, so verdammten sie ohne Bedenken den Prinzen von Conde zum Tode; nur der Kanzler und der Präsident de Thou hielten die Unterzeichnung und Vollziehung des Urtheils noch auf. In dieser Zwischenzeit wurde Franciscus II. krank, und starb kurz darauf. Dieser Tod rettete dem Prinzen das Leben. Die Königin sahe nun die Nothwendigkeit ein, sich unter diesen Umständen mit dem König von Navarra zu versöhnen. Sie wandte dazu so viel Künste an, daß es ihr endlich gelang, wo denn natürlich die erste Vergleichsbedingung die Freyheit des Prinzen von Conde war. Man erlaubte ihm, sich im versammleten Conseil zu rechtfertigen. Er that es mit dem nemlichen Erfolg, als im vorigen Jahre; auch versöhnte man ihn mit dem Herzog von Guise. Indessen sahe Conde wohl ein, daß er beständig gegen seine alten Feinde auf seiner Huth seyn müste. Der König von Navarra hingegen nahm diese falsche Versöhnung für aufrichtig an. Man gab ihm den Titel Generallieutenant des Königreichs. Er folgte dem Hof zur Belagerung von

Rouen, woselbst er todt geschossen wurde, und hinterließ einen Sohn, der damals noch ein Kind war, und hernach als Heinrich IV. sich unsterblich gemacht hat. Conde sahe nun die Gelegenheit ab, öffentlich das Triumvirat anzugreifen, das aus dem Herzog von Guise, dem Connetable von Montmorency und dem Marschall von St. Andre bestand. Er näherte sich Paris mit seinen Truppen, wurde aber zurückgeschlagen; er machte Manifeste bekannt, und schrieb ans Parlament, erhielt aber Antworten, mit denen er nicht zufrieden seyn konnte. Hierauf bemächtigte er sich Orleans; es erfolgten Negociationen und Conferenzen, die aber alle vergeblich waren. Endlich geschahe die Schlacht von Dreux, die der Herzog von Guise gewann; Conde aber, wie auch der Connetable wurden dabey zu Gefangenen gemacht. Dieser Vorfall rettete dem Prinzen abermals das Leben, da Montmorency als Geissel für den Conde angesehen wurde. Während der Zeit man über die Auslieferung dieser vornehmen Gefangenen negocirte, wurde Orleans belagert, und der Herzog von Guise bey derselben meuchelmörderisch umgebracht. Dieser Tod beschleunigte den Frieden, und die Hugenotten genossen eine Zeitlang einer scheinbaren Ruhe. Sie folgten sogar dem Hof zur Eroberung von Havre; ein Ort, den Catharina von Medicis den Engländern abnähm, bey welcher Gelegenheit Carl IX. in seinem 14ten Jahr majorenn erklärt wurde. Conde hatte damals persönliche Ursachen, nicht den Hof der Catharina von Medicis zu verlassen; er war nemlich verliebt in die schöne Limeuil, Hofdame dieser Königin. Das Schicksal dieses liebenswürdigen Mädgens war sehr unglücklich. Um nur blos dasjenige anzuführen, was den Prinzen von Conde betrift, so muß man wissen, daß Catharina, der alle Mittel gleich gut waren, wenn sie nur ihrer abscheulichen Politik dienen konnten, die erste war, ihr zu rathen, dem Prinzen Gehör zu geben, und alles anzuwenden, seine Leidenschaft

zu

zu vermehren; ja sich sogar ihm zu überlassen, wenn es nöthig wäre, um ihn dadurch bey Hofe zu erhalten, und die Geheimnisse seiner Parthey zu erforschen. Die schöne Limeuil gehorchte diesem Auftrag mit Vergnügen, und so dauerte es ein Jahr lang. Die Prinzeßin von Conde, die diese Liebschaft ihres Gemahls erfuhr, fiel aus Kummer in eine große Krankheit, von der sie sich zwar wieder erholte, jedoch so unvollkommen, daß sie mit einem nahen Tode bedroht wurde. Der Prinz schien davon gerührt zu seyn, und verließ Mademoiselle de Limeuil. Die Königin glaubte, diese unglückliche Dame nicht mehr menagiren zu dürfen, weil sie ihr nicht länger nützlich seyn konnte. Sie that noch mehr, sie opferte sie öffentlich auf; denn da der ganze Hof den Zustand gewahr wurde, in welchen ihre Schwäche für den Prinzen sie gesetzt hatte, so ließ Catharina, vermuthlich um zu zeigen, daß sie keinen Antheil an diesem Liebesgeschäfte gehabt habe, sie mit vielem Aufsehn in Verhaft nehmen, und den Rest ihres Lebens in ein Kloster einsperren.

Kaum war die Prinzeßin von Conde tod, als der Prinz eine neue Liebesintrigue mit einer Wittwe anfieng, die, durch Ehrgeiz angefeuert, den Entwurf machte, ihn zu heyrathen. Dieses war Margaretha von Lustrac, Wittwe des Marschall von St. Andre, der in der Schlacht von Dreux 1562 geblieben war. Man muß sich wundern, daß diese Dame so wenig Erfahrung hatte, um nicht zu wissen, daß man sich die Menschen mehr durch die Hofnung von Wohlthaten, als durch die Wohlthaten selbst geneigt machen könne. Da sie ein großes Vermögen besaß, so machte sie dem Prinzen ein Geschenk mit einem vortreflichen Rittergut, wozu ein Schloß mit den kostbarsten Möblen gehörte; dieses war Vallery in Bourgogne. Conde nahm es an, aber bald nachher verspottete er die Frau Marschallin, und heyrathete Mademoiselle de Longueville,

gueville, die noch reicher war. Um sich zu trösten, heyrathete die verlassene Dido einen jungen Edelmann aus Gascogne.

Der Krieg gieng 1566 von neuem an; der Prinz von Conde und der Admiral von Coligni vereinigten sich abermals, um mit bewafneter Hand die Hugenotten zu vertheidigen. Conde wurde dazu noch desto mehr angefeuert, weil er mit dem Herzog von Anjou, Bruder Carls IX., einen sehr heftigen Streit hatte. Der Gegenstand desselben war die Oberbefehlshaberstelle aller Armeen des Königreichs.

Anjou, der nachher unter dem Namen Heinrich III. König wurde, verlangte diesen Posten für sich zu haben, und sprach deshalb mit dem Prinzen in einem sehr stolzen Tone, den Conde nie vergessen konnte. Ein erklärter Aufruhr war die Folge davon. Conde und Coligni versuchten, den König auf dem Wege von Meaux nach Paris aufzuheben, wo ihn die Schweizer noch mit vieler Mühe retteten. Sie erkühnten sich nachher, die Hauptstadt zu belagern; um sie nun davon zu entfernen, gab der Connetable die Schlacht von St. Denis, in welcher er tödtlich blessirt wurde. Der offenbare Krieg dauerte immer fort, und damals war es, daß die Hugenotten zu Ehren ihrer Anführer die beleidigende Medaille schlagen liessen, auf welcher Conde mit der Krone auf dem Haupt vorgestellt wurde, mit der Inschrift: „Ludwig XIII. erster christlicher König von Frankreich.„ Endlich wurden sie doch gezwungen, sich jenseit der Loire zurückzuziehen, wohin man sie aber verfolgte. Der nemliche Herzog von Anjou, Todfeind des Prinzen von Conde, lieferte ihm sodann die Schlacht bey Jarnac 1569, worin der Prinz verwundet, gefangen genommen, und endlich ermordet wurde, und zwar, nach dem Brantome, auf Befehl des Anjou; denn es war der

Haupt-

Hauptmann von der Leibwacht dieses Prinzen, der in dem Augenblick, wo man sich bemühte, seine Wunden zu verbinden, ihm mit einem Pistolenschuß das Gehirn zerschmetterte. Die Freude des Herzogs von Anjou bey der Nachricht von diesem Tode, und die Zufriedenheit, womit er den Leichnam betrachtete, bestätigten diesen Verdacht.

Der Verlust des Prinzen von Conde war für die Hugenotten so groß, als der Tod des Herzogs von Guise für die Catholiken gewesen war. Beyde hatten die Gabe zu gefallen, und das Talent, diejenigen zu verführen, die sie gewinnen wollten. Sie waren beyde freygebig, sanftmüthig, herablassend und beredt. In Ansehung des Muths gaben sie ihren untergebenen Kriegern die besten Beyspiele. Guise war ein grösserer Feldherr und Staatsmann als Conde; das Vertrauen aber, das man gegen diesen leztern hatte, war fester gegründet. Da er von den französischen Königen abstammte; so waren ihm die Herzen der Nation mehr ergeben, als dem Herzog von Guise, der als ein Fremder angesehn wurde.

Marschall von St. Andre.

Ohne hier die Thaten des Marschalls von St. Andre zu erzählen, ist es genug zu sagen, daß er sehr tapfer war und den Krieg wohl verstand. Er gab hievon vornemlich Proben in der Schlacht von Cerisolles. Damals war er noch sehr jung, allein schon bey Hofe wohl bekannt, da sein Vater eine Zeitlang Gouverneur des Dauphins gewesen war. Der Graf von Enguien führte St Andre nach Piemont, und hier ge-

schahe

schahe es, daß er die Feinde bey der vorerwähnten Schlacht mit einem ausserordentlichen Eifer verfolgte. Sein Beyspiel feuerte den Grafen an, ein Gleiches zu thun, und da man ihm deshalb Vorstellungen that, so antwortete dieser General: „Nun so macht, daß sich St. Andre zurückzieht.„ Man war also genöthigt, das Feuer des jungen Officiers zu mässigen, um den Prinzen aufzuhalten.

In der Schlacht bey Renti, da er schon einen ansehnlichen Posten bey der Armee hatte, zeichnete er sich sehr aus, besonders bey dem Rückzug, der dem Treffen folgte, wobey er die Arrieregarde commandirte. Er sahe sich durch ein Corps von 6000 Mann kayserlicher Cavallerie sehr gedrängt, welches ihm den Gedanken einer sehr klugen Disposition eingab, den er auch sofort ausübte. Er stellte nemlich dem Feinde eine grosse Fronte von Büchsenschützen und Carabiniers entgegen, die nur aus 2000 Mann bestand, allein vermöge einer künstlichen Ausdehnung weit zahlreicher schien. Während der Zeit diese den Feind aufhielten, ließ der Marschall hinter ihnen seine übrigen Truppen defiliren, die auf diese Art bedeckt einen Bach paßirten, ohne daß die Feinde es gewahr wurden. Nachher zog er sich auch mit seinen Carabiniers herüber unter dem Schutz der Truppen, die sich bereits am andern Ufer befanden.

Er wurde in der Schlacht bey St. Quentin 1557 mit dem Connetable von Montmorenci zum Gefangenen gemacht, allein in der Schlacht bey Dreux blieb er selbst. Zu diesem Treffen entwarf er den Plan, den der Herzog von Guise und der Connetable bewunderten und annahmen. Die catholische Armee sollte den Angrif in einem halben Mond gestellt machen, um die feindliche zu umzingeln, die nicht so zahlreich war. Diese Anordnung entschied die Schlacht.

Bran-

Brantome versichert, daß der Marschall von St. Andre nicht grausam war; eine Eigenschaft, die unter den Kriegern der damaligen Zeit sehr gewöhnlich gefunden wurde. Man weiß im Gegentheil von ihm viele Züge von Menschenliebe, auch war in seiner Figur nichts, was Härte oder Barbarey bezeichnet hätte. Er war wohlgebildet, redte sehr gut, und hatte viel Verstand. Mit den kriegerischen Talenten vereinigte er Hof- und politische Talente in einem nicht gemeinen Grade. Von den letztern gab er einen Beweis, da er als Ambassadeur nach England geschickt wurde. Er hatte den Auftrag, den Michaels Orden dem jungen König Eduard VI. zu überbringen. Sein einschmeichelndes Betragen bewirkte, daß dieser Monarch ihn selbst mit dem Hosenband Orden beschenkte, den er nachher beständig trug. „Er wuste „sehr gut, sagt Brantome, seine Kenntnisse in den Hofkün„sten geltend zu machen; denn kaum war Heinrich II. Kö„nig geworden, so machte er ihn zu seinem ersten Kammer„junker, welches eine der vornehmsten Ehrenstellen bey der „königlichen Hofstaat ist, zu deren Vorrechten gehört, in des „Königs Zimmer zu schlafen, und immer um ihn zu seyn; „daher er beständig sein Ohr hatte. Dieses wuste er wohl „zu nutzen, sowohl in Ansehung der grossen Würden als der „Güter, die er haufenweise erlangte. Er wurde zum Mar„schall von Frankreich an die Stelle des Marschalls von Biez „gemacht; da sich denn der Hof wunderte, wie er diesen „Posten so jung bekam, der nur gewöhnlich den ältesten Rit„tern gegeben wurde.„

Der Marschall hatte sich zu den verschiednen Talenten, die er für den Krieg, fürs Cabinet und für den Hof besaß, eine sehr passende Devise erwählt. Dieses war der gordianische Knoten des Alexanders mit den Worten: Nodos virtute resolvo. „Ich löse die Knoten durch meine Fähigkeiten.„ Er ge-

gehörte zu dem Triumvirat, das sich in Frankreich unter der Regierung Carls IX. formirte. Doch war dabey seine Rolle nur untergeordnet, so wie des Crassus seine bey dem großen römischen Triumvirat des Cäsar und Pompejus war. Indessen diente seine Beredsamkeit oft, den Connetable und den Herzog von Guise zu vereinigen. Er gab beyden sehr gute Rathschläge. Glücklich wären sie gewesen, wenn sie solche befolgt hätten. Der catholischen Religion war er aufrichtig ergeben, seine Gemahlin aber war eine Hugenottin.

Er hinterließ große Reichthümer. Brantome sagt: „Der „Verkauf seiner kostbaren Effecten dauerte so lange, daß man „kein Ende sehn konnte. Unter andern verkaufte man eine „Tapete, die die Schlacht von Pharsale vorstellte. Der Mar„schall von Vieilleville kaufte solche, und zierte damit sein „Schloß von Duretal aus. Sie konnte mit den kostbarsten „Tapeten des Königs verglichen werden, die gar nicht zu „schätzen sind. Es waren auch zwey persianische Tapeten dabey, ganz von Gold.„ Man warf überhaupt dem Marschall vor, daß er ein sehr weichliches und wollüstiges Leben führte. „Er war, sagt Brantome, der erste seiner Zeit, „der bey Hofe die Leckereyen sowohl in Fisch- als in Fleischspei„sen und andre Tafelpracht einführte.„

Marschall von Bourdillon.

Das Schicksal des Marschalls von Bourdillon war ziemlich sonderbar. Er war anfangs Stallmeister des Dauphins, der nachher als Heinrich II. regierte. Hiedurch wurde er diesem Prinzen bekannt, dem er gefiel, weil er wirklich liebens-

würdige

würdige Eigenschaften hatte. Er wurde nachher Lieutenant bey der Compagnie des Herzogs von Nevers, und stieg endlich bis zu dem Posten als Untergouverneur von Champagne. Er hielt sich sehr wohl bey vielen Kriegsvorfällen. Da der Friede 1559 geschlossen wurde, so setzte man fest, daß Piemont seinem rechten Souverain zurück gegeben würde, sechs Plätze ausgenommen, die Frankreich behalten sollte, bis der Herzog von Savoyen von seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter Franciscus I., Kinder bekommen würde. Es war mit vielem Wiederwillen, daß sich der Marschall von Brissac entschloß, ein Land zu räumen, wo er mehrere Jahre commandirt hatte; da es aber geschehen muste, so übergab er dem Bourdillon das Commando über die vorerwähnten sechs Plätze. Dieser Posten war sehr ansehlich, er dauerte aber nicht lange, denn die Wiedergabezeit erschien bald. Die Herzogin von Savoyen kam mit einem Sohn nieder, da denn der Herzog, indem er dieses Kind dem König, seinem Neveu, meldete, zu gleicher Zeit sich auf das Versprechen bezog, das ihm bey seiner Vermählung geschehn war. Brantome versichert uns, daß man im königlichen Conseil ernsthaft berathschlagte, ob man diese Clausul erfüllen wollte. Auf der einen Seite war die Versprechung feyerlich geschehn, weil die Wiedergabe von Piemont eigentlich der Brautschatz der französischen Prinzessin gewesen war, und es daher durchaus für nöthig gehalten wurde, ihn zu bezahlen. Auf der andern Seite fehlte es nicht an Ministern und Generalen, die da vorstellten, daß, wenn man so alle Barriereplätze der Alpen einem Prinzen übergäbe, dessen der König doch nicht beständig versichert seyn könnte, so würde man dadurch Frankreich der Gefahr aussetzen, daß der Eingang von Italien nach dem Herzogthum von Savoyen verschlossen würde; dadurch würde man auf ewig auf die Eroberung der schönen italienischen Provinzen renunciiren müssen, von welchen Frankreich sodann mehr durch

Berge,

Berge, als Spanien durch Meere getrennt seyn würde; nachdem man lange hierüber zu Rathe gegangen war, siegte endlich die Rechtschaffenheit über die Politik, und es ward beschlossen, daß man dem Herzog Turin und seine andern Plätze übergeben sollte, wobey sich der König blos Pignorol und Savilan vorbehielt.

Es war aber mit dieser Wiedergabe eine Schwierigkeit verknüpft, nemlich, sie vollziehen zu lassen; denn in jenen unglücklichen Zeiten der bürgerlichen Kriege thaten die Befehlshaber der Armeen und Festungen mehrentheils was sie für gut fanden, man muste mit ihnen Unterhandlungen pflegen und capituliren. Es war schwer, sie aus ihren Posten zu ziehn, und man konnte immer fürchten, daß sie mit den Feinden des Staats tractiren würden, wenn man sie nicht befriedigte. Man glaubte, daß Bourdillon ähnliche Schwierigkeiten machen dürfte. Es war daher nöthig, einen geschickten Mann zu ihm zu schicken, um den Entschluß des Conseils vollziehen zu lassen. Die Wahl traf den Staatssecretairt Robertet Alluye; dieser muste noch überdem persönliche Bewegungsgründe haben, die Commission zu übernehmen. Er war verliebt in Mademoiselle de Pienne, der nemlichen, an welche der Marschall von Montmorency sechs Jahr zuvor ein Heyrathsversprechen gegeben, worauf aber diese Demoiselle wieder Verzicht gethan hatte. Ihre Geburt und ihre Reichthümer machten sie zu einer glänzenden Parthie, und Alluye stillte zu gleicher Zeit seine Liebe und seinen Ehrgeiz, wenn er dahin gelangen konnte, sie zu heyrathen. Der König von Navarra, dem man damals den grösten Theil seines Königreichs entrissen hatte, glaubte, daß seine Vortheile die Räumung von Piemont verlangten, weil man ihm Hofnung gemacht hatte, daß er zur Schadloshaltung von Navarra Sardinien erlangen könnte. Nun war noch blos von den Vor-

thei-

theilen des Bourdillon die Rede; dafür war aber auch gesorgt, denn Alluye brachte ihm die Versicherung, daß er Marschall von Frankreich werden sollte. Dieses war eigentlich mehr als zu viel, um die Wiedergabe eines Landes an seinen rechtmäßigen Souverain zu bewirken. Bourdillon glaubte jedoch, einige Umstände machen zu müssen. Er hatte vor der Ankunft des Alluye öffentlich erklärt, daß er die piemontesischen Plätze nicht herausgeben würde; daß der König einen solchen Entschluß nicht fassen könnte, weil er noch minderjährig sey, und daß dieses die Vollmachten sowohl der Königin Mutter als Regentin, wie auch des Königs von Navarra überstiege. Selbst da Alluye schon eingetroffen war, schrieb er noch nach Hofe, um Vorstellungen zu machen. Der Staatssecretair schickte diese Briefe ab, indessen waren ihre Absichten blos, die Bestätigung des Versprechens zu erhalten, das man ihm gemacht hatte. Alles wurde bewilligt. Man belohnte noch überdem Rene de Birague, der Generalintendant in Piemont war, und die Plätze wurden übergeben. Da aber der König von Navarra in eben diesem Jahre 1562 das Leben verlor, so wurden auch alle Anschläge auf Sardinien aufgegeben.

Bourdillon, Alluye und Birague kamen mit Geschenken und Reichthümern beladen nach Frankreich zurück, die vielen Stof zu Spöttereyen gaben, weshalb sie sich aber leicht trösteten. Alluye heyrathete Mademoiselle de Pienne, und Bourdillon erhielt den versprochenen Marschallsstab. Er war der letzte von seiner Familie und starb 1567. Birague machte ein glänzendes Glück, das er auch gewissermaßen verdiente; denn alles, was er unternahm, wurde mit vieler Geschicklichkeit und Klugheit ausgeführt. Seine Familie war aus Mayland, hatte es mit den Franzosen gehalten, und

war

war deshalb aus dem Lande getrieben worden. Birague hatte dabey alle seine Güter verloren; um ihn nun dafür zu entschädigen, hatte man ihm die Administration der Finanzen und der Justiz in Piemont übergeben; da er so viel Muth besaß, hatte er auch persönlich den Belagerungen mehrerer Plätze im Mayländischen beygewohnet, weil er allenthalben Verständnisse unterhielt. Oft commandirte er auch selbst die Truppen in Abwesenheit der Generale. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich gab ihm Catharina von Medicis das Gouvernement von Lyon; da 1570 der Kanzler de l'Hopital exilirt wurde, erhielt er die Siegel, und nach dem Tode des de l'Hopital 1573 wurde er zum Kanzler von Frankreich erklärt. Im Jahre 1578 resignirte er zwar die Siegel zum Vortheil seines Freundes Huraut de Chiverny, er blieb aber doch Kanzler, und ward überdem Bischof von Lavaur, erhielt mehrere reiche Abteyen, und wurde endlich gar zum Cardinal gemacht. Er scheute sich nicht öffentlich zu behaupten, daß diese bischöfliche und Cardinalswürden ihm wider seinen Willen ertheilt wären; daher er auch scherzhaft zu sagen pflegte, daß er von geistlichen Ceremonien und Artigkeiten nichts verstünde. Da damals der heilige Geist Orden gestiftet wurde, so wurde er sogleich zum Commandeur desselben ernannt. Obgleich er Kanzler war, so fehlten ihm doch die nöthigen Kenntnisse der französischen Gesetze und Formalitäten; selbst die französische Sprache, die ihm doch in seinem hohen Posten unentbehrlich war, redte er sehr übel, doch wuste er vermittelst seines Verstandes und seiner italienischen Künste sich in allen Fächern zu schmiegen. Durch dieses Verdienst erwarb er sich die Gunst der Königin Catharina von Medicis in einem so hohen Grade. Er hatte in Piemont geheyrathet. Aus dieser Ehe bekam er zwey Töchter, davon die älteste die Marschallin von Bourdillon war; Söhne aber hatte er gar nicht. Die Familie von

Bi-

Birague ist noch in verschiedenen Zweigen vorhanden, die von dem Bruder des Kanzlers abstammen; einer dieser Zweige befindet sich in Frankreich, die andern aber sind in Piemont.

T.

IV.

Rhapsodische Fragmente.

Das ist ja alles in einer scheuslichen Unordnung, sagte ich, als mir die Papiere und Handschriften des alten Gerichtshalters in das Haus gebracht wurden, um darüber zum Trost und zur Erbauung der Nachwelt einen schriftlichen Aufsatz seines Lebens zu machen. In der That, es gehört ein tüchtiger und gescheuter Kopf dazu, um die Sache in ein gutes Licht zu setzen, denn da bringt Ihr mir mehr, als etliche tausend kleine und große Stücke; was meynet Ihr wohl, würde sich das ehrsame Publicum nicht beschweren, wenn man die Sache, so wie sie vorkommt, ohne Wahl, ohne Zeitrechnung, ohne Ordnung und Zusammenhang hinschreiben wollte? Doch das mag wohl seyn, sagte der alte einäugigte Actuarius, der dabey über den Stolz der Welt fluchte, und heftig auf die Großen schalt, daß sie nach ihrem Tode, den rechtmäßigen Erben und andern Vermächtnissen ad pias causas zum Nachtheile, ihre Lobredner oder moderne Historienschreiber, welches seiner Meynung nach oft auf eins hinausliefe, mit vielem und schwerem Gelde bezahlen liessen. Die

Tho-

Thoren, setzte er hinzu: bey ihrer Lebzeit würde sie ein aufrichtiges und von der vereinigten Stimme ihrer Welt gezolltes Lob mit Recht vergnügen, wenn sie im Stande wären, sich nur zu überreden, daß sie eben deswegen da sind, um den ungeheuchelten Beyfall, und das redliche Wohlmeynen aller ihrer kleinen und großen Unterthanen, oder derjenigen, gegen die sie auf irgend eine Art Pflichten und Verbindlichkeiten haben, zu verdienen. Nun, da ihnen der Tod mit einem kalten Hauch diesen lodernden Funken der Ruhmbegierde, der Liebe, des Verlangens ausgelöschet hat, was nutzet es ihnen, wenn man alle unrühmliche und verabscheuungswürdige Thaten ihres Lebens mit diesen eitlen Rauchkörnern überstreuet, deren wohlriechende Duft sich doch endlich so in den Lüften auflöset, daß man keine Spuren mehr davon siehet? Das ist recht schön gesprochen, Herr Actuarius, sagte ich, und es kann wohl seyn, dachte ich dabey, daß der gute Mann mit einem Auge mehr siehet, als viele mit ihren beyden. Schön oder nicht schön, erwiederte er, es ist wahr, und wenn ich dabey Ausdrücke gebraucht habe, die Ihnen ungewöhnlich vorkommen, so ist es deswegen, weil es mich ungewöhnlich verdriest, daß so viele nichtswürdige elende Lappen oder schändliche Bösewichter nach ihrem Tode fast unter die Götter gesetzt werden, welche, da sie lebten, kaum verdieneten, als Menschen gekannt zu werden, und Feuer und Unglück und alle egyptische Plagen müssen über die niederträchtigen Schurken kommen, deren zweyzüngiger Mund ihrem Herzen widersprechen kann, die unverschämt genug sind, um der Welt aufbinden zu wollen, daß sie mit ihren guten und gesunden Augen nicht gesehen und mit ihren beyden Ohren nicht recht gehört habe; denen jeder Dienst, jede Handlung, jedes Wort um das Geld feil ist, und die also nicht ihrem Vaterlande, nicht der Welt, nicht dem Ruhm, nicht der Wahrheit dienen, sondern der Flasche Wein,

oder

oder dem niedlichen Gerüchte, oder der falschen Liebe, die sie sich wiederum für diesen Lohn ihrer Niederträchtigkeit erkaufen, mithin ihre völlige Bestimmung in sich selbst setzen; was ist ein solcher Mensch anderst, als ein unedles Thier, geschaffen, um den Maden ein gutes Gastgelag vorzusetzen, wenn es sich selbst zu Tode gefuttert hat? Bey allem dem bitte ich Sie um Vergebung, es giebt Augenblicke, wo man sich selbst vergißt; was mich angehet, so habe ich nicht Ursache, der Sache einen guten Pinselstrich zu geben. Mit Ihnen ist es ein anders, Sie haben sich in allen Ehren und Würden bis zu dem Rang eines guten Historienschreibers emporgeschwungen, für Ihre Sache lasse ich Sie selbst sorgen. Das wollte ich mir auch verbeten haben; damit wir aber die Zeit nicht ganz umsonst zubringen, und damit Sie auch ein bischen wissen mögen, was zu einem guten Historienschreiber gehört, sagen Sie mir doch, war wohl das Pferd, dessen Wiehern einsmal bey dem Aufgang der Sonne Persien einen König gab, ein Schimmel, ein Rappe, ein Schweißfuchs oder Mohrenkopf, und, wenn es eines von diesen vier Arten oder von einer andern Art war, hat es Darius um baares Geld gekauft, oder gegen ein anderes Pferd vertauscht, oder in einer Schlacht als Beute erobert, oder durch die Verlassenschaft seines Vater an sich gebracht? war es dem Darius sein ordentliches Leibpferd, oder ein guter Handklepper zur Abwechslung, wie viel Jahre war es alt, gieng es einen guten Trapp, oder lief es einen bessern Galopp? war es zu Zeiten nicht stutzig und colerisch? Was meynen Sie zu allen diesen Fragen? Wir, die wir das Amt eines Historienschreibers auf uns haben, müssen aus den Trümmern der alten Zeit ganze Palläste mit Gängen, Säulen, Vertiefungen, Höfen und Vorhöfen, Sälen, Zimmern und Galerien so eigentlich und so ordentlich darzustellen wissen, daß sie sagen sollen: er war dabey, er hat es mit seinen Augen gesehen. Das ist viel, sagte der Actuarius, rumpfte seine Nase, nahm die Thür in

in die Hand und sagte mit einer tiefen Verbeugung: ich bin Ihr Diener.

Ich habe in meinem Leben nicht zwey Worte mit dem Manne gesprochen, und so viel ich ihn kenne, ist er ein Gerichtsschreiber und weiter nichts; das ist wahrlich nicht viel, und er mag es sich einfallen lassen, mir in mein Amt einen Eingrif zu thun, mir, einem Manne, der seine Nase am rechten Ort sitzen hat. Das ist ein verzweifelter unbesonnener Kerl. Ich bin grau geworden wie ein Esel über dem Bücherlesen, Bücherschreiben, Bücher citiren, Bücher vergleichen und conciliiren, und was das immer für Namen haben mag. O wäre ich nicht so aufrichtig, und wäre der Gerichtsschreiber keine so schwarze Seele; wahrlich nicht ein Wort sollte die Nachwelt von diesem kleinen Zweykampf erfahren. Aber daß der Kerl nur ein Auge hat, das macht ihn schon verdächtig, denn entweder ist er so mit einem Auge gebohren worden, und denn hat ihn die Natur schon ausgezeichnet; dieses einzige Auge heist eben so viel, als: diese Misgeburt, dieser elende Tropf war nur ein Auge werth, und nicht mehr, es ist ein so schlechter Körper, daß man das andere nicht anbringen konnte; oder er hat es versoffen oder verbuhlt, oder in einem Gefechte verloren und dergleichen mehr. Als Criticus und Historienschreiber könnte ich noch 100 dergleichen Ursachen anbringen, wenn meine lieben Landsleute nicht ohnehin wüsten, und bey einer jeden Gelegenheit zu sagen und nachzusagen, und recht schön, so wie vieles andere schöne Zeug zu behalten wüsten, daß man sich vor Gezeichneten hüten soll; der verteufelte Kerl hat mich in eine verfluchte Gährung gebracht. Ich werde wenigstens heute in dieser wichtigen und höchst interessanten Geschichte der ruhmvollen Thaten und Sentimens des weiland wohlgebohrnen und rechtshochgelahrten Herrn Herrn Gerichtshalters in N. N. einige Kapitel weniger

schrei-

schreiben können, und wenn denn mich ein frühzeitiger Tod von dieser Welt absorderte, gerade wenn noch die 2 letzten Kapitel dieses Buches müssen geliefert werden, so bitte ich in aller möglichen Bescheidenheit, und mit geziemender Submission in diesem 2ten Kapitel zum voraus, das ehrsame Publikum möge sich hierüber an den Gerichtsschreiber halten und ihn dafür gebührend zu Rede stellen; denn ich möchte nicht gern haben, daß man mir eine menschliche Schwachheit auf meine Rechnung schriebe, woran nicht andre misliebige Menschen, derer sich der Satan manchmal als Werkzeuge, oder der Himmel zur Probe unserer Gedult bedient, den grösten Theil hätten. Ich werde überdieses noch Gelegenheit bekommen, den einäugigten Gerichtsschreiber, wegen der besondern Verbindlichkeit, in welcher er mit dem Herrn Gerichtshalter, in Kraft seines Amtes, denn sonst ist er ein völliger Mysanthrop, gestanden, der Welt genau bekannt zu machen, wo sie mir es denn hoffentlich zu gute halten wird, daß ich mich über ihn erzürnet habe. —

Was die Wahrheit betrift, so ist sie eine sehr paradoxe und wunderliche Dame. Sie ist nicht gar groß von Statur, das versteht sich, denn sie ist eine schöne Dame; aber sie hat in ihrem Anblick etwas Magisches, etwas ganz Verrückendes, daß ihr eurem grossen Gott schwöret, sie sey wenigstens etliche Köpfe größer, und sobald ihr dieses thut, hält sie euch gleich eine Art von Zauberspiegeln vor; da sehet ihr Götter, die wie die Menschen aussehen; Affen und Esel, die schöne moralische Reden halten, wenn ihr ihnen das Fell ein bischen ausklopfet, eine Menge Geister und Erscheinungen, die euch und diese ganze Unterwelt für Narren halten; Drachen und Crocodillen, die euch verschlingen, wenn ihr euch nicht entschliesset, auf dem Kopfe zu gehen, oder zum wenigsten steif und feste zu glauben, daß ihr gar keinen Kopf habt. Kurz,

es ist um euch geschehen, wenn nur schon dieser verführende Blick, mit so vieler Majestät und Anstand vermischt, nicht den rechten Eindruck über eure Seelen macht. Gelingt es euch aber ja, daß ihr diese schöne und mächtige Dame recht zu Gesicht fasset, so seyd ihr gerade deswegen noch nicht der Gefahr entgangen; sie hat tausend und 2 mal tausend Reize, die euch aber alle gefährlich sind, wenn euer Herz und Busen zu schwach ist, sie, so wie sie sind, und nicht anderst zu empfinden. Sie ist freundlich, dabey aber auch ernsthaft, denn sie ist eine Ehrendame der göttlichen Weisheit, bey welcher sie mit keinem unanständigen Scherz aufgezogen kommen darf; dieser Ernst und diese Freundlichkeit ruhet auf ihrer unbewölkten Stirne, wenn ihr zu furchtsam und zu schüchtern seyd, so schlägt sie euch auf einmal so nieder, daß ihr glaubt, mitten in dem Sommer einen Pelz zu tragen, und mitten in dem Winter halbnackend und mit blossem Haupte und bloßen Füssen unter dem freyen Himmel die Sterne zu zählen; und alle Nächte in einem Orte, wo ihr vor Frost zittert und bebet, die sybillischen Weissagungen zu singen oder zu beten, sey eben die vollkommene Lebensart, die ihr der Wahrheit an der Mine abgesehen habet. Seyd ihr aber ein wenig kühn, dreist und verwegen, so glaubet ihr, es habe eben mit der Sprödigkeit dieser guten Dame nicht gar zu viel zu bedeuten, sie werde sich endlich noch eben so wie eure Phillis gewinnen lassen, und nicht immer so kostbar thun; ihr trinket auf ihre Gesundheit, und ihr trinket so viel, bis endlich für euch keine Wahrheit mehr ist, und das Wahre von der Sache ist, daß euch die Wahrheit selbst, die eine viel zu edle Dame ist, als daß sie Gaukelspiele sollte treiben lassen, mit Verachtung straft; ihr habt sie in eurem Leben nur einmal ein wenig durch ihr Strahlengewand gesehen, ihr habt sie nicht genug verehrt und geliebt, sie zeigt sich euch nicht mehr wieder. Was seyd aber ihr, meine lieben alten und jungen, klein und grosbär-

tigen,

tigen, kurz und langröckigten lieben Mitarbeiter, deren drey oder vier Ellen langen Titel und Namen ich mit aller nur möglichen Verehrung ausspreche, was seyd ihr, die das von dieser schönen Dame abstrahlende himmlische Licht verblendet, ihr, die ihr euch so viele Mühe gebet, ihr ein Gewand zu verfertigen, welches ihr eben deswegen nicht anpasset, weil eure schwachen und blöden Augen durch ihren göttlichen Glanz ihre rechte Proportion nie gesehen haben, und nie sehen werden? O ihr, ihr seyd die wichtigen Leute, die die Welt in Bewegung und Athem erhalten müssen; denn ohne euch wäre das Räthsel gleich aufgelöset, daß die Wahrheit hier kein Gewand vonnöthen hat, daß auf der ganzen nackten Oberfläche ihres Körpers eine himmlische Schönheit wallet, die Verwunderung und Ehrfurcht einprägt, und dann hätten wir nichts mehr zu thun. Dank sey also euren schwachen Augen!

Das heißt Tiefsinn mit vieler Beurtheilungskraft verbunden, ihr meine lieben Leser, die ihr eben oft alles leset, ohne zu wissen, wie ihr lesen, warum ihr lesen, was ihr lesen und was ihr nicht lesen sollt, und die ihr deswegen, so lange euch der Himmel das Leben vergönnet, nichts als Leser bleibt; ihr werdet bey dem ersten Anblicke der Sache fast so wähnen wie ich, denn in der That zu eurem Ruhme muß man es sagen, viele unter euch sind so gutherzige und ehrliche Leute, daß sie eben das, was sie nicht verstehen und nicht verstehen können, für recht schön, recht gelehrt, recht tiefgedacht und weit hergeholt halten, und ihr habt in der That nicht so groß Unrecht; denn wer kann es euch zumuthen, daß ihr alle Sachen von forne an wissen sollet, daß ihr ein jedes gelehrtes oder gelehrtscheinendes Phänomen erkläret und in dieser Entwickelung alle feinen und groben Schlacken, alle heterogenische Materie, die sich manchesmal durch eine wunderliche Anziehungskraft mit in das Gedränge zu machen pflegt, sorg-

fältig

fältig absondert? Das wäre in der That zu viel von euch gefordert. Ihr denket so geradezu, wie es Mode ist, und weil ihr alle nach eurer Art merket, so wisset ihr aus der Ausführung, daß ihr ganz gut damit auskommet. Wahrhaftig, Trotz allen Tadlern, ihr seyd gute Leute, was diesen Punct angehet. Für das übrige sorget der Himmel. Bey allem diesem, weil wir doch einmal so vertraulich mit einander gesprochen haben, so will ich euch mit sehr vieler Bescheidenheit eröfnen, daß ich, alles wohl überlegt und behutsam gegen einander abgewogen, ganz gute Gründe habe, in meine Geschicklichkeit und Talente eben so viel Zutrauen zu setzen, als irgend ein Critiker oder Historienschreiber, oder andrer Schreiber in der Welt, der sich hinsetzt, und schreibt, was man eben nicht wissen muß, und nicht zu wissen verlangt, um mit seinem bischen guten Menschenverstand ganz schlechtweg die Haushaltung zu führen; ich will euch dahero den Schlüssel zu dem obigen Gewäsche geben, nicht zweifelnd, daß ihr alsdenn selbst das Zimmer aufmachen, und hinein tappen werdet. Kurz von der Sache zu reden, so ist es eine Allegorie, aber wahrhaftig von der ganzen Zeit an, als die muthwillige Jungfer Tochter dieser buntschäckigten Fee die bezauberten Gefilde Orients verlassen, und in unsern frostigen nordischen Gegenden auch bisweilen an unserm Ofenfeuer sich wärmet, und einem armen Dichter an dem Geburtstag seiner Frau Muhme, an dem Vermählungstag eines ziemlich beleibten und fetten Wollenhändlers, an dem Sterbetag eines wohlverdienten Herrn Pastors, der etliche Duzzend Bauern und Bäuerinnen als Hämmel und Schafe von der Hand des Herrn empfangen hat, und als Hämmel und Schafe getreulich wiederum zurück liefert, auch so etwas in die Ohren geblasen, daß kein gesunder Kopf unter der Sonne es sonst würde begreifen können, wie sie auf einen solchen blitzblauen, grasegrünen, goldfärbigten oder silberfahlen Einfall hätten kommen können, von dieser ganzen Zeit an sage die jämmer-

merlichste und unbequemste Allegorie, die jemahlen dich, o lichtvoller Vater des Tages, hat begrüßen dürfen, so eine arme, kahle, steife, ungeschminkte, ungeputzte Allegorie, daß ich tausendmal froh bin, meinen ehr- und wahrheitsliebenden Lesern mit allem Bestand der Wahrheit sagen zu dürfen, daß ich es als die größte Unbilde von der Welt ansehen, auch heut oder morgen denjenigen puncto injuriarum belangen würde, der es sich würde einfallen lassen, mich als den Vater derselben anzugeben; denn viel lieber sollte in meiner Augenhöle das bischen sehende Licht zu einer schwarzen Kohle verbrennen, ehe ich mich bereden wollte, durch vielfärbige Brillengläser zu schauen, und also euch Dinge vorzumahlen, die da nicht sind. Es ist eine Rhapsodie, die ich so eben unter den Papieren des Herrn Gerichtshalters hervorgezogen habe; noch zur Zeit kenne ich den Verfasser derselbigen nicht; so wahr ich aber ein Criticus bin, und bey allen Ehrenwürden, er wird meiner Peitsche nicht entgehen, so bald er mir nur zu Gesichte kommt; denn wir andern Critiker critisiren das wenigstemal die Werke um der Werke, sondern blos um der Person willen; wir haben unsere Absichten dabey, die es eben nicht rathsam ist, gleich vor aller Welt bekannt zu machen. Mit der Zeit, und wenn ich mich in allem Ernst auf eure Freundschaft verlassen könnte, so möchte ich wohl noch etwas aus diesen Geheimnissen schwatzen, dagegen aber würde ich mir von euch und gegen euch zu Gunsten aller meiner lieben Mitbrüder, die aus beyden, entweder an euren Werken, die mögen nun gereimt oder ungereimt, scherzhaft oder ernsthaft, allegorisch oder ganz plattweg geschrieben seyn, wie eine Made an dem Holze oder an dem sogenannten Hungertuche zu nagen, sich eines, und um grösserer Bequemlichkeit willen das erste gewählt haben, quævis competentia vorbehalten. Doch was gehet uns das an! Die schöne Königin der Nacht, die hellscheinende Cynthia, hielt mit allen ihren

un-

unzählbaren Hofdamen, die in ungemein hellen und durchsichtigen Gewanden gekleidet waren, um durch die sichtbaren künstlichen Bewegungen ihrer glänzenden ätherischen Sonne, ihrer strahlenreichen und nur mit einem leichten silberflornen Schleyer bedeckten Königin, alle nur mögliche Ehre zu machen, bey der stillen und heisen Sphärenmusik einen Ball paré, als die leichtsinnigen Amoretten, auf rosenfarbenen Schwingen daher flatternd, das zärtliche Herz der jungen Galathee mit ihren schlauen Pfeilen getroffen und schmerzliche Wunden verursacht haben.

V.

Nachricht von dem sehr merkwürdigen Leben des John Lilburne, eines der vornehmsten Levelle3 *)

Zur Geschichte der bürgerlichen Kriege in England gehörig.

Wir geben hier einen kurzen Auszug aus der Geschichte eines Mannes, der sich unter der berühmten Catastrophe mit Cromvel in England sehr bekannt gemacht hat.

John Lilburne war aus einer alten Familie, war 1618. zu Thikney Punchardon, in der Grafschaft Durham, gebohren

*) So nannte man die eifrigen Republicaner, die theils während dem bürgerlichen Kriege unter der Regierung Carls I., theils unter dem Protectorat eine allgemeine Gleichheit in England einführen wollten.

ren. Schon zeitig verrieth er Spuren eines lebhaften aber auch unruhigen Geistes; weil er der jüngste Sohn war, so brachte ihn sein Vater ohne einigen weitern Schul-Unterricht, in seinem zwölftem Jahre, bey einem berühmten Tuchhändler in London in die Lehre. Er war noch nicht lange hier, als er schon seinen Herrn bey der Obrigkeit wegen übler Behandlung verklagte, und da diese Sache zu seinem Vortheile ausschlug; so war es gewissermaßen Nahrung für seinen zänkischen Character.

Er wendete einen Theil seiner Zeit dazu an solche Bücher zu lesen, die gegen die eingeführte Kirchen-Verfassung von denen Puritanern, unter welchen er erzogen worden, geschrieben waren, und dies vermehrte seinen Widerwillen, den er schon vermöge der Grundsätze seiner Erziehung gegen die Bischöfe hatte. Er bekam auch unter seiner Sekte, selbst noch als Lehrbursche, ein so grosses Ansehen, daß er bey ihren wichtigsten Unternehmungen zu Rathe gezogen, und endlich gar als ein Inspirirter betrachtet wurde. Unter andern bemerkte einer von denen Lehrern unter ihnen die brauchbaren Talente dieses jungen Menschen, und verschafte ihm 1636. die Bekanntschaft des Doktor Bastwik's, der damals gefangen saß. Als er diesen einstens besuchte, unterhielt ihn der Gefangne mit einer Vorlesung aus seiner sehr lustigen Litaney, ein Libell, worinn der Stolz, der unreine Lebenswandel, und überhaupt die schlechte aber geheime Aufführung der Praelaten seiner Meynung nach aufgedeckt wurde; diese Gesinnungen, die so sehr mit der Meynung des jungen Lilburne übereinstimmten, gefielen ihm so, daß er das Manuscript mit Bewilligung seines Verfassers nach Holland brachte, wo er es drucken ließ. Nach einem Aufenthalte von etlichen Monaten daselbst, die er damit zubrachte, ebenfalls gegen die bischöfliche Kirche allerhand

Schmäh-

Schmähschriften zu schreiben, kam er zurück, und setzte nunmehr, jedoch ins geheim, diese Beschäftigung fort; allein da er nicht lange darnach von seimem Mithelfer verrathen ward, bemächtigte man sich seiner und brachte ihn vor Gericht; dies übergab selbigen der Star-Chamber, von welcher er, nach verschiednen Verhören, am 13ten Febr. 1637. überwiesen wurde, verschiedne Schmäh-Schriften und Aufruhr lehrende Bücher, zum Drucke und zur Bekanntmachung, besonders eines unter dem Titel, „Neuigkeiten aus Ipswich, befördert zu haben. Da er bey allen Verhören sich denen dabey gewöhnlichen Formalitäten schlechterdings, unter dem Vorwande, daß sie einem freygebohrnen Engländer unanständig wären, nicht unterwerfen wollte, so erwarb er sich hierdurch den Spottnahmen, „des freygebohrnen Johns; und da er zu einer harten Strafe, die auch mit aller Strenge an ihm vollzogen wurde, verdammt worden, so hielt er selbige mit so vieler Hartnäckigkeit aus, daß ihn alle Enthusiasten einen Heiligen nannten. Er empfing über 500. Hiebe mit knotigen Stricken, wobey er wie gewöhnlich an einem Karren gebunden, durch verschiedene Strassen der Stadt geführt, und alsdenn auf zwey Stunden an den Pranger gestellt ward; allein demohngeachtet streuete er verschiedne Schriften, da man ihm die Hände frey gelaßen, unter das Volk aus, und schimpfte auf die Tyranney der Bischöfe; und als er auf Befehl des Gerichts deswegen einen Knebel in den Mund bekam, so stampfte er doch wenigstens mit den Füßen. Da alles dies nichts half, wurde er mit Eisen an Händen und Füßen in eins von den Gefängnißen, wo die allerschlechtesten und ärgsten Mißethäter in der Fleet zu sitzen pflegen, auf die Erde lang hingelegt; demohngeachtet fand er Mittel, eine Schrift unter dem Titel, „der Prozeß eines Christen, von seiner eignen Feder, in dem nehmlichen Jahre drucken zu lassen.

Als

Als kurz darauf nicht weit von seinem Kerker Feuer in der Fleet auskam, und jedermann glaubte, er habe aus Verzweiflung, und um seinem Elende ein Ende zu machen, es selbst angelegt, so schrien alle Nachbarn, und selbst die übrigen Gefangnen, man solle ihn loslaßen, sonst müßten sie alle umkommen, und nöthigten hierdurch die Aufseher, ihn aus diesem Behältniße heraus zu nehmen; nachdem das Feuer gelöscht war, brachte man ihn in ein bessers. Hier gab er neue Beweise von einer halsstarrigen Wildheit, die den eigentlichen Character der mehresten Schwärmer auszeichnet, und ihn zum Abgotte seiner Sekte machte; denn es wurden ihm bey dem beständigen Handgemenge, in welchem er mit seinen Aufsehern war, zwey Finger völlig zerquetscht, und für sein ganzes Leben unbrauchbar gemacht. Ausser der schon angeführten verfertigte er während seiner Gefangenschaft noch verschiedne andre kleine Schriften als 1) Gehe aus von ihr, mein Volk. 2) Klagen des betrübten Mannes. 3) Ein Ruf nach Gerechtigkeit. 4) Epistel an die Lehrjungen in London. 5) Verschiedene Episteln an die Aufseher der Fleet. 6) Neun Argumente gegen die Bischöfe.

Er blieb bis zur Versammlung des langen Parlaments vom 3ten November 1640. Gefangner, wo er durch seine Bitte an die Kammer der Gemeinen die nehmliche Freyheit wie die übrigen Gefangnen der Fleet, und ein beßres Zimmer erhielt. Diese misbrauchte er aber; denn bald darnach zeigte er sich als einen der vornehmsten Anführer des versammelten und bewafneten Pöbels, der am 3ten May 1641. zu West-Minster Gerechtigkeit gegen den Grafen von Strafford verlangte; und da er bey dieser Gelegenheit den Degen gegen den Obersten Lunsford zog, ward er wegen Hochverraths den andern Tag vor das Haus der Lords gebracht, aber wieder entlassen; den folgenden Tag, am 4ten May, ward

im

im Unterhause festgesetzt, daß, „der Spruch der Star-„Chamber gegen Lilburne ungerecht, barbarisch, blutig, „tyrannisch, und denen Gesetzen zuwider sey; daß man ihm, „für sein erlittenes Gefängnis, harte Behandlung, und „verursachten Schaden, Vergütung und Genugthuung ge-„ben müsse, auch sollte die Committe so wohl diesen Fall, „als auch die Prozesse des Bastwik, Leighton, Burton, und „Prynne, an das Haus der Lords zu übergeben, sich bereit „machen.

So bald das Parlament wegen einer Armee votirt hatte, nahm unser Held Dienste als Freywilliger bey derselben; und war bey der Schlacht von Edgen Hill am 23ten Octobr. 1642. als Hauptmann beym Fußvolke; zeichnete sich auch bey dem am 12ten November darauf folgenden Gefechte bey Brentford sehr aus, wo er aber von denen königlichen Truppen gefangen, nach Oxford gebracht, und wegen Hochverraths angeklagt wurde. Er berichtet selbst, daß während seiner Gefangenschaft in Oxford-Castle die Lords Dunsmore, Maltravers, Newark, und Andere zu ihm gekommen, und unter andern gesagt hätten, er werde als ein Verräther vorgefordert werden, weil er der Führer der Londner Lehrburschen sey, die nach Westminster und Whitehall gekommen, das Haus der Pairs mit Gewalt erbrochen, und den König von seinem Parlamente weggetrieben, wodurch der Krieg eigentlich entstanden. Allein er entschuldigte sich gut, und berief sich darauf, daß er wegen dieser Beschuldigungen, vor dem Hause der Pairs, wobey er sich erinnere, die eben genannten Lords alle als seine Richter gesehn zu haben, frey gesprochen worden.

Gleich bey seinem erstem Verhör zu Oxford befreyte ihn der Richter Heath auf seine Bitte nicht allein vom en-

gen

gen Arrest, sondern erlaubte ihm auch Dinte, Federn, Papier, und eine Woche Frist, sich mit einem Rechts-Consulenten zu besprechen. Er wendete diese Zeit dazu an, in Gesellschaft seiner beyden Mitgefangnen Vivers und Catesby, zwey Briefe zu schreiben, einen an den Sprecher des Unterhauses, und den andern an den jungen Sir Henry Vane, worin er ihnen Nachricht von dem Verfahren gegen sie gab. Diese Schreiben wurden seiner Frau mit gehöriger Instruction nach London überschickt, welche auch die Sache so betrieb, daß sie noch zwey Tage vorher, ehe die Gefangnen wieder vor Gericht erscheinen mußten, eine Antwort von dem Sprecher dem Richter Heath überlieferte, worinn ein kurzer Auszug der Parlaments Declaration von 17ten December 1642. zu Lilburnes Vortheile enthalten war, worauf auch so gleich die fernere Untersuchung eingestellt ward; denn Frau Lilburne hatte selbst gehört, daß der Richter bey Durchlesung des erwehnten Briefes zu denen übrigen Anwesenden gesagt, „der Gefangne selbst sey zwar nicht einmal den „Strick werth, allein man müße auf das Leben der Lords „und Herren, die dem Könige gedient, und jetzt in der „Verwahrung derer von Westminster wären, Rücksicht nehmen.„ Nicht lange darnach fand Lilburne, der von seinen Freunden mit Gelde unterstützt wurde, Gelegenheit, durch Bestechung des Aufsehers, wie Lord Clarendon sagt, aus seinem Gefängniße zu entfliehen; er hingegen behauptete in der Folge, er sey vom Parlamente ausgewechselt worden, und habe während seines Arrests 5 bis 600 Pfund Sterl. von seinem eignen Vermögen eingebüßt, beklagte sich auch sehr über das grausame Verfahren des Kerkermeisters gegen ihn.

Seine Rückkunft bey seiner Parthey war gleichsam ein triumphirender Einzug für ihn; auch wurde er von dem Grafen

sen von Essex, zur Belohnung seiner Tapferkeit, mit 300 Pf. Sterl. belohnt; verschiedene Vornehme boten sogar seiner Frau eine sehr ehrenvolle und jährlich 1000 Pf. Sterl. eintragende Stelle für ihn an; allein er verwarf sie, und versicherte ihr, er müsse, bis die Freyheit und der Friede in England wieder hergestellt sey, des Tages für acht Pence fechten, was es auch kosten möchte. Er verließ aber diese Armee, weil der Graf von Essex anfieng, ihnen den schottischen Covenant *) aufzudringen, und begab sich zu der, unter dem Grafen von Manchester 1643 neuerrichteten, wo er von diesem am 7ten Oktober d. J. ein Patent als Major bey einem Infanterieregimente, welches zu Boston in Lincolnshire, und unter dem Commando des Obersten Edward King stand, erhielt. Der neue Major bewieß sich sehr thätig, um diesen Platz in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen; kam aber bey der Entsetzung von Newark in die gröste Lebensgefahr. Schon seit einiger Zeit hatte er beständige Streitigkeiten mit seinem Obristen gehabt, und selbigen oft bey dem commandirenden General verklagt; dieser nahm ihn deswegen von Boston weg, und stellte denselben am 16ten May 1644 bey seinem eignen Dragonerregimente an. Er betrug sich bey der Bataille von Marstone-Moor im Amfange des July d. J. mit ausserordentlicher Tapferkeit, und da diese von Cromwell und Fairfax bemerkt worden, so trugen sie ihm eine sehr gute Stelle bey der Armee an, als selbige im April 1645 auf eine neue Art eingerichtet wurde. Allein sein Gewissen schwoll nun eben so sehr gegen den Covenant, wie ehedem gegen die Bischöfe; er entschloß sich deswegen die Dienste zu verlassen, und

*) Covenant war ein schriftliches und festgesetztes Religionssystem, welches auch dem Könige Carl I. vorgelegt wurde, und eigentlich die Hauptursache seines Unglücks war, da er sich weigerte, es zu unterschreiben.

A. d. Ue.

und übergab am letzten Tage des Monats seine Stelle in die Hände des Obersten John Okely bey Abingdon. Er versichert selbst, daß die ihm angebotne Stelle sehr einträglich gewesen seyn würde, allein er habe sich nicht entschliessen können, länger zu dienen, da er die gefährlichsten Maasregeln gegen das arme Volk Gottes wahrgenommen; die Gesetze und Gerechtigkeit des Reichs wären in einer so traurigen Verfassung gewesen, daß er unmöglich länger zu dieser allgemeinen Vernichtung etwas habe beytragen können. Ich sagte Cromvelln freymüthig, setzt er hinzu, „ich wollte lieber Kraut „pflanzen, als zum Besten einer Macht fechten, die mich „am Ende selbst zum Sklaven machen würde, ob er es gleich „nicht gut aufnahm.„ Lord Clarendon aber erzehlt die Sache so; Lilburne habe seit seiner Rückkunft zur Armee Cromvells ganzes Vertrauen besessen, und sey ihm bey seiner Streitigkeit mit dem Parlamente sehr nützlich gewesen; allein endlich wäre Cromvell dennoch seines unruhigen Temperaments bey der Armee, wo er in großem Ansehn gestanden, überdrüßig geworden; hauptsächlich weil er in Religionssachen viel zu zeitig gegen die Presbyterianer verfahren habe, und ihn deswegen nach London geschickt, wo er ihn besser zu nutzen glaubte. Hier nun erregte der Schwärmer durch seine Schriften neue Händel, worüber auch endlich das Parlament sich beleidigt fand; Cromvell aber nahm dies übel auf, „und beschwerete „sich in einem Briefe an das Parlament, daß sie die Armee, „die doch für sie fechten müsse, um sie aus den Ketten der Bi„schöfe zu befreyen, dadurch mißvergnügt machten, daß sie „einen der angesehensten Offiziers derselben wegen seiner Mey„nungen in Gewissenssachen beunruhigte„, worauf auch sogleich alle Untersuchungen gegen Lilburne eingestellt wurden.

Kaum hatte Lilburne die kriegerischen Waffen niedergelegt, so ergrif er seine gewöhnlichen, die Feder, gegen die neue aufste-

hende

hende Macht, und grif sogleich seinen alten Gefährten Prynne in einer unterm 7ten Juny 1645 gedruckten Epistel an; desgleichen beschuldigte er auch den Sprecher in einem andern Schreiben, 60000 Pf. Sterl. öffentliche Gelder verschwendet zu haben; deswegen ward durch den Obersten King und den Dr. Bastwik beym Unterhause eine Klage gegen ihn eingegeben, und er kam deswegen am 19ten July wieder in Arrest unter der Aufsicht des Sergeant at Arms; hier schrieb er aber wieder ein Werkgen, unter dem Titel „Epistel an einen Freund, das ihm am 19ten August vollends nach Newgate half; es wurden Befehle zu seinem Prozesse gegeben, während dieser Zeit ließ er eine Nachricht von seinem Falle drucken, die nicht allein an seine Richter, sondern an die ganze Welt gerichtet war; dies wirkte so viel, daß sich keine bestimmte Klagen gegen ihn fanden und er ohne Prozeß, auf einen Befehl vom 14ten Oktober von dem Unterhause, wieder losgelassen wurde.

So wenig auf einer Seite sein Betragen auch zu entschuldigen ist, so ists doch auch auf der andern eben so gewiß, daß die Obrigkeit bey den verschiedenen Versuchen, ihn zur Ruhe zu bringen, nicht den gehörigen Ernst anwendete. Als er eben in Newgate saß, wurde ein Befehl gegeben, in seinem Hause nachzusuchen, und sich der noch übrigen Exemplare seines Buchs zu bemächtigen; die Gerichtsdiener, die diesen Auftrag hatten, aber begnügten sich, verschiedne Stücke feine Wäsche bey dieser Visitation mitzunehmen.

Da Lilburne in der oben angeführten Epistel an einen Freund den Prynne heftig angegriffen hatte, so schrieb dieser nun seine Antwort, unter dem Titel, „der beschämte Lügner,„ worin er dem Lilburne Schuld gab, er habe sich mit den Separatisten und Anabaptisten vereinigt, alle Glieder des ge-

gen-

genwärtigen Parlaments nach und nach auszurotten, wobey sie bey dem Sprecher den Anfang machen würden, und sollte ihnen dies nicht gelingen, so wollten sie selbiges durch die Gewalt der Waffen unterdrücken, um alsdann ein neues nach ihrem Gutdünken zu errichten. Hierauf nun antwortete unser Autor in einer Schrift, betitelt „Unschuld und Wahrheit gerechtfertigt ꝛc.„, worin er Prynnen als die Hauptursache aller seiner Verfolgungen angiebt; in der Epistel an einen Freund war Dr. Bastwik auch heftig beleidigt worden, diesen vertheidigte Prynne wieder in einer andern Schrift „Ge„rechte Vertheidigung des John Bastwik, Dr. der Medicin, „gegen die Verläumdungen des John Lilburne; hauptsächlich suchte er folgende Worte, deren sich Bastwick bedient hatte, zu entschuldigen. „So wie es keine Familie gäbe, sie sey „auch noch so angesehen und geehrt, in welcher man nicht ein liederliches Weib oder einen Schurken fände, so wäre es auch „unmöglich, daß in einer so zahlreichen Versammlung, wie „das Parlament, nicht auch einige unwürdige Mitglieder, de„ren Einsichten nicht weiter als bis an das Ende ihrer Na„sen reichten, seyn sollen. Dieses Libell wurde wieder durch ein andres beantwortet, in welchem sogar der Sprecher, Sir John Lenthal, mit den gröbsten Schimpfreden belegt wurde. Aus diesem Gefängniß zu Newgate scheint er, wie angeführtermaßen Lord Clarendon behauptet, durch den scharfen Brief von Cromveln an das Parlament befreyet worden zu seyn, auch ist es wahrscheinlich, daß ihm selbst während seiner jetzigen Gefangenschaft 100 Pfund Sterl. als ein Theil seiner rückständigen Forderungen ausgezahlt worden.

Am 10ten November 1645 wurde die Bittschrift wegen seiner Rückstände, welche er kurz nach dem Abgange von der Armee eingereicht hatte, im Unterhause vorgelesen, da er aber der Committee, die selbige durchsehn sollte, den Eyd und andre

Versicherungen, die selbige wegen der einzelnen Umstände dabey, verlangte, verweigerte, so erfolgte kein Befehl zur Auszahlung. Unterdessen, da alle diese Dinge, die jetzt kürzlich angeführt worden sind, vorgiengen, war Lilburne in einer andern Sache vor dem Hause der Lords beschäftigt; denn er hatte hier eben-falls eine Bittschrift wegen Ersatz seines erlittenen Schadens und üblen Begegnung von der Star Chambre übergeben; am 13ten Februar ward seine Sache daselbst aufs neue vorgenommen, und wenig Tage darauf das alte Decret von 1640., wodurch das Verfahren der Star Chamber schon verworfen worden, aufs neue bestätigt, und am 5ten Merz erhielt er eine Verordnung und die Anweisung auf 2000 Pf. Sterl. wurde am 27sten April in das Unterhaus zur Genehmigung geschickt; allein zu Anfange dieses nemlichen Monats wurde von der Rechnungscommittee eine Anforderung von 2000 Pf. Sterl. im Namen des Staats an ihn gemacht, er selbst auch kurz darauf auf Anhalten des Obersten King für die nemliche Summe von dem Court of Common-Pleas festgehalten, weil er diesen Officier einen Verräther genannt.

Lilburne war heftig über diesen Zufall aufgebracht, der ihn hinderte, seine Angelegenheiten im Hause der Lords zu einem guten Ausgange zu bringen, und nachdem er eine außerordentliche Bürgschaft geleistet hatte, so übergab er zuerst dem Unterhause ein Memorial, worin er bat, den Obersten wegen der angebrachten Beschuldigung zu verhören; da er aber hier keine Genugthuung erhielt, so schrieb er eine Epistel in dem Tone einer Apellation an den Richter in der Court of Common-Pleas Reeve unter dem Titel, „Rechtferti-„gung des gerechten Mannes.„ Beym Eingange sagte er: „er habe vorher mit dem Richter über diese Sache gesprochen, „und sey durch dessen gütiges und offenes Betragen angereizt worden, diesen Brief zu schreiben.„ Hierauf leugnet er,

nach

nach verschiedenen Angriffen auf die hieher gehörigen Gesetze, schlechterdings, daß er sich in dem gegenwärtigem Falle der Court of Common-Pleas unterwerfen müsse, indem er vom Parlamente abhänge; er weigert sich auch, irgend eine Rechtfertigung bey dem Gerichtshofe of Common-Pleas einzureichen, dessen Verfassung und Gesetze er nicht kenne; er fährt hierauf in sehr soldatischen Ausdrücken folgendermaßen fort:

„Nachdem ich mich nun schon seit sieben Jahren mit allen Arten von Leuten, die mich vernichten wollten, herumgestritten, und oft im Felde unter Kugeln und Schwerdtern befunden habe, um die allgemeine englische Freyheit gegen alle öffentlich bekannte Verräther aufrecht zu erhalten, und durch die Gnade Gottes mancher Gefahr entgangen bin, so stehe ich nun aufs neue am Rande des Verderbens, durch eine Art Waffen, die noch weit verächtlicher als die Scheere eines Schneiders ist, nemlich eine Formalität, ein Punctilio in den Gesetzen; dies hat mich aber auch so weit gebracht, daß ich es auf eine, einem Soldaten anständige, aber sehr kurze und ungewöhnliche Art abthun werde.„ Wir müssen noch zu mehrerer Verständlichkeit dieser Schrift hinzufügen, daß er mit Cromveln nach Oxford gieng, welches damals von der Parlamentsarmee belagert wurde, zu versuchen, ob er mit dem Obersten Ireton und andern von seinen dortigen Freunden etwas ausrichten könne, um seinen Prozeß so lange abzuwenden, bis des Obersten Kings Verhör im Parlamente vorbey seyn würde; allein seine Reise war vergebens, weil ihn Cromvel, der ihn erst verleitete, den Obersten King anzuklagen, und versprochen hatte beyzustehn, stecken ließ. Er wurde nunmehr, weil er in der angeführten Schrift das ganze Verfahren als ungerecht und tyrannisch geschildert, auch einige Ausfälle auf den Grafen von Manchester, der Spre-

cher im Oberhause war, vor dasselbe gerufen, und als ihn dieser über verschiedne Artikel, erwähnte Schrift betreffend, vernehmen wollte, weigerte er sich zu antworten, und protestirte gegen alle Jurisdiction über ihn in diesem gegenwärtigen Falle. Hierauf ward er nach Newgate gebracht, von wo er am 16ten eine Appellation an das Unterhaus sendete, und da diese angenommen wurde, so fuhr er fort, die gröste Verachtung gegen das Oberhaus zu zeigen; er ward deswegen am 23sten in engeres Gefängniß zu Newgate, und kurz darauf in den Tower, als eine sichrere Verwahrung, gesetzt, weil eine Vorstellung, von einigen Tausenden unterschrieben, zu seinem Vortheil eingereicht worden war. Vor dieser Vorstellung, worin gedrohet wurde, das Gefängniß zu erbrechen, und den Gefangnen mit Gewalt zu befreyen, war sein Kopf hinter einem eisernen Gitterfenster in Kupfer gestochen, mit folgender Unterschrift „Johannes Lilburne ætat. suæ 23) 1641. Drüber stand, „die Freyheit eines freygebohrnen Engländers, „ihm verliehen vom Hause der Lords 1646. Auf der rechten Hand war sein Familienwappen. Es ist wahrscheinlich, daß dies Kupfer bey der Befreyung aus der Fleet 1641. gestochen wurde.

Im Tower wurde ihm der Gebrauch des Schreibens untersagt und niemand zu ihm gelassen; demohngeachtet fand er Mittel, eine andre Schrift herauszugeben, worin er seine Appellation an das Unterhaus wiederholte, und da diese am 23sten von seiner Frau übergeben ward, so wurde eine Committee niedergesetzt, um seine Klagen und Anbringen gegen die Lords zu untersuchen. Sir Henry Martin hatte bey derselben den Vorsitz, und in den letzten Tagen des Oktobers brachte er vor diesem seine erste Klage an; am 6ten November wurde er zum zweytenmale vor sie gerufen, da aber dem Hause kein Bericht davon erstattet war, so schickte er eine Abschrift seines zweyten Anbringens an Sir Henry Martin,

und

und ließ diese in der Folge unter dem Titel „Zergliede-„rung der Tyranney der Lords„ drucken. Noch nicht zufrieden mit dieser Genugthuung, die er sich selbst verschaft hatte, gab er kurz darauf ein andres Buch mit dem Titel heraus, „Des unterdrückten Mannes Bedrückungen, aufgedeckt ꝛc.„ worin er sich über die Ungerechtigkeiten des Unterhauses gegen ihn beschweret, indem sie sich nicht willig genug seiner Sache angenommen hätten; droht zugleich, das Volk aufzuwiegeln, und giebt ihnen noch überdies Schuld, daß sie nicht allein seit einigen Jahren nichts zum allgemeinen Besten beygetragen, sondern sogar verschiedne offenbar ungerechte und bedrückende Befehle hätten ergehn lassen.

Wir müssen uns seiner eignen Worte bedienen, um die verschiedenen Beschuldigungen, die er ihnen zur Last legte, deutlich zu machen. Nachdem er erklärt, er habe alle redliche Mittel versucht, damit seine Sache dem Unterhause vorgetragen werden und er Gehör erlangen möchte, auch nichts verlangt, als ein ordentliches Verhör, so fährt er folgendermaßen fort: „wenn sie so fortfahren, mich nicht zu hören, son-„dern hier zu halten, so will ich mit Gottes Hülfe, ehe einige „Monate vergehen, ihnen hinlängliche Ursachen geben, mich „von hier wegzunehmen; denn wenn es irgend möglich ist, so „will ich nicht hier eines langsamen Todes sterben, und wenn sie „auch mich in kleine Stücke zerschnitten. Ich habe mit großer „Ueberlegung meine Frau und Kinder dem Schutze Gottes „anvertrauet, der mich nun schon in sieben grossen Verfolgun-„gen so sichtlich beschützt, und mich schon vom Anfange mei-„ner Streitigkeiten mit den Bischöfen in den Zustand versetzt „hat, mein Leben gleichsam in meiner Hand zu tragen, und „es ihm nach einer nur eine Viertelstunde vorhergegangenen „Warnung allezeit übergeben zu können, weil ich weiß, daß „er unendliche Freuden und Herrlichkeit in Zukunft für mich „aufbewahrt. Deswegen bin ich entschlossen, mit Gottes

„Hülfe,

„Hülfe, wenn ich nicht bald die Gerechtigkeit erhalte, welche „mir nach den englischen Gesetzen zukommt, förmlich an das „ganze Königreich England und Wales zu appelliren, und „meinen ganzen Credit daran zu setzen, um so viel Geld zu bekommen, daß ich 20000 Exemplare davon drucken lassen und „sie in alle Grasschaften des Reichs unentgeltlich schicken „kann. Der Inhalt davon soll aus der Erklärung bestehn, „die es gegen den König herausgegeben, die ich aber nun „gegen sie selbst und ihre Handlungen wenden werde; ferner „in einer Nachricht von dem, was ich bey der Star Chamber „habe leiden müssen; den Beschluß soll endlich eine richtige „Darstellung von dem eigentlichen Zwecke eines Parlaments, „der darin besteht, Beschwerden abzuhelfen, nicht selbige „zu vermehren, machen. Er fordert sie endlich auf, ihm seit dem Anfange des Krieges nur eine einzige Akte zu zeigen, die zum Besten des Volkes in England, welches doch eigentlich die ganze Last tragen müsse, gemacht sey; er giebt ihnen vielmehr Schuld, daß sie deren verschiedene gemacht, wodurch Monopolien eingeführt worden, (so wie z. E. gewisse Leute ein ausschliessendes Privilegium hatten, Tücher nach den Niederlanden zu schicken, wodurch er genöthigt ward, seinen Handel aufzugeben) und beweißt, daß sie durch ihr Verfahren die Magna Charta und alles Recht umstiessen.

Die Folgen dieser Drohungen war die Confiscation des ganzen Buchs, und der Autor wurde am 8ten Februar wegen Ausbreitung schädlicher Schriften vor die Committee gebracht. Bey dem hier folgenden Verfahren kommt auch ein Auftritt vor, der den Character seiner Frau in ein so helles Licht setzt, daß wir ihn unmöglich übergehn können. Diese merkwürdige Gehülfin ihres Gatten ward durch einen besondern Befehl vor die Committee geholt, weil sie der Ausbreitung der Libellen beschuldigt wurde; Herr Corbett hatte damals den Vorsitz. Lilburne erklarte mit seiner gewöhnlichen

Ver-

Verwegenheit: ehe diese Committee oder irgend ein Gerichtshof in England ihm die Frucht aller seiner Bemühungen Reisen und Gefahren rauben sollte, (die eigentlich in nichts, als dem Genuße der Freyheiten, die nach den Gesetzen bestimmt wären, bestände) so wollte er seinen letzten Tropfen Blut eher dran wagen. „Ja, fuhr er fort, und wenn ich „eine ganze Million Leben hätte, so wollte ich sie gegen Euch „anwenden, und da ich weiß, daß Ihr alle zu Gott geschworen habt, so verlange ich, um eures eigenen guten Namens „willen, mich so zu behandeln, damit ich keine gegründete „Ursache habe, Euch ins Angesicht zu sagen, daß Ihr gottlose „und ungerechte Bösewichter seyd, und Euch als solche dem „ganzen Lande zeige.„ Hierauf sagte Herr Weaver, Mitglied von Stamford, „Herr Corbett, so unehrerbietige und „beleidigende Ausdrücke sind nicht auszustehn, und wir „sind, zu Ehren unsers Ansehns, und als Mitglieder des „Hauses, zu welchem wir gehören, genöthigt, sie zu ahnden.„ Der Gefangene machte hierauf einige Entschuldigungen dessen was er gesagt, und fügte am Ende hinzu, er bäte Herrn Corbett, ihn zu erinnern, wenn er zu laut würde. Allein seine Frau, theils über die Anmerkung des Herrn Weavers aufgebracht, theils weil sie befürchtete, ihr Mann möchte dennoch durch diese Drohungen kleinmüthig gemacht werden, wendete sich zu ihm und sprach mit lauter Stimme: „habe ich dir nicht schon lange vorher gesagt, daß du vom „Parlamente am Ende zur Belohnung deiner Dienste den „Galgen erhalten würdest? Sagte ich dir nicht, du würdest „endlich lauter ungerechte Richter an ihnen finden, die nur „ihren eignen Vortheil suchen, und sich um das allgemeine „Beste und den Nutzen derjenigen, die ihr Leben für sie gewagt haben, wenig bekümmern.„ Wir sind nicht vermögend gewesen, den Familiennamen dieser heroischdenkenden Frau ausfindig zu machen, allein man sieht aus dieser angeführ-

führten Stelle deutlich, wie sehr beyde übereinstimmend dachten; wir finden in Lilburnes Schriften, daß er, nachdem er schon sieben Jahr verheyrathet gewesen, selbst erklärt, sie sey bey allen Verfolgungen, die er ausgestanden, immer noch sein einziger Trost gewesen.

Bey diesem Verhöre befahl der Präsident, die Thüren zu öfnen, gegen die Gewohnheit, Committeen bey solchen Gelegenheiten allezeit bey verschloßnen Thüren zu halten; Lilburne bekannte sich hier freymüthig als den Verfasser des Buchs, allein die Sache ward nicht weiter getrieben. Da er aber diesmal von seiner Gewohnheit abgegangen war, nie auf Fragen zu antworten, die gegen ihn waren, und seine Freunde deswegen unruhig schienen, so schrieb er, um allen übeln Folgen vorzubeugen, und jene wieder zu beruhigen, eine Schrift, die am 30ten April 1647 unter dem Titel herauskam; „Des entschloßnen Mannes Entschliessung, mit seinem „letzten Tropfen Blut die Freyheiten, die ihm durch die guten „und billigen englischen Gesetze gehören, aufrecht zu erhalten, „und nicht eher zu ruhen, so lange er eine Zunge zum Sprechen oder eine Hand zum Schreiben hat, bis er seine Gegner, das Haus der Pairs und ihre willkührlichen Helfer im „Unterhause genöthigt hat, ihm Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen, oder ihn nach Tyburn, wofür er sich gar nicht „fürchtet, zu schicken, denn er zweifelt nicht, ihnen, wie ehemals Simson, mehr Schaden durch seinen Tod, als während seines ganzen Lebens zu thun. Alles dieses ist in der „beyfolgenden Epistel deutlich aus einander gesetzt, von dem „Obristlieutenant Lilburne, Gefangener im Tower zu London, an einen Freund in London. April 1647.

Da unser Autor überzeugt zu seyn glaubte, daß der alte Sir Henry Vane, einer von den vornehmsten Gehülfen der Lords im Unterhause, gegen ihn sey, redet er unter andern in dieser

Schrift

Schrift folgendermaßen von ihm: „Der alte Fuchs sey ent-„schlossen, ihn aus dem Wege zu schaffen, es möchte nun „durch hängen, verbrennen, ersäufen, erwürgen, vergiften, „verhungern, in Stücken zerschneiden, oder auf irgend eine „andre Art seyn. Ja, fährt er fort, wenn es mich gleich „ins Verderben bringt, so muß ich doch den Generallieutenant „Cromvel unter diese Classe mit setzen.„ Hierauf beschuldigt er den Sir Henry Vane, daß er Monopolien unterstütze, und noch einer Menge andrer Dinge mehr; zuletzt beschließt er endlich seine Anmerkungen über ihn und seine Familie, indem er sagt, daß verschiedne und besonders die regierenden Glieder des Parlaments ebenfalls der grösten Verbrechen schuldig wären; am Ende bricht er in folgende Klagen aus: „O „England, England! wehe dir, wenn deine eigentlichen „Beschützer deine grösten Verderber sind, und, statt deinen „Beschwerden abzuhelfen, diejenigen, die dich kränken, be-„schützen; Du siehest und weißt es, und bist dennoch wie eine „einfältige Taube ohne Herzhaftigkeit; du darfst deinen Mund „nicht öfnen, um dir zu helfen. Sicherlich ist der Körper, „welcher nicht mehr fähig ist, seine Excremente von sich zu „geben, sehr nahe seinen Geist aufzugeben, oder so voll Bla-„sen und Geschwüre zu werden, daß er ein Greuel des An-„blicks und des Gestanks für alle, die ihn sehn, wird.„ Er ermahnt auch seine Freunde in dieser nemlichen Schrift, dem Parlamente mit Vorstellungen und Petitionen heftig zuzuse-tzen, und meynt, es sey am besten, das gegenwärtige gar aufzuheben, zur Rechenschaft zu fordern, und ein neues zu erwählen. Zugleich giebt er zu verstehn, daß, wenn diese Mittel nicht hülfen, so habe er willens, sich an die Armee zu wenden. Da diese Faction kurz darauf einen deutlichen Beweis gab, daß sie die höchste Gewalt in ihre Hände gespielt hatten, so finden wir, daß unser Gefangener mit den Agitatoren überlegte, wie dieser Umstand zu seinem Nutzen ein-

eingerichtet werden könnte; und als er von seinen Freunden erfuhr, daß alle ihre Maasregeln zu seinem Vortheil durch die commandirenden Offiziers, hauptsächlich aber durch Cromveln vereitelt wurden, so schrieb er ihm einen drohenden Brief am 13ten August, worin er diesem General Absichten auf die Souverainität Schuld giebt. Hier folgt er:

Sir,

„Ich bin unglücklich, seit einiger Zeit beynahe vernichtet „durch Leute geworden, deren Aussenseiten vergoldet waren, „und unter diesen sehe ich mich genöthigt, Sie hauptsächlich „zu zählen, werde auch dieses, wenn Sie mir die Erlaubniß „auswürken wollen, zu Ihnen kommen zu dürfen, Ihnen „ins Gesicht sagen; jedoch mit derjenigen Mäßigung, die „sich für einen Mann schickt, welcher Rechtschaffenheit und „Güte des Herzens überall, wo er sie findet, zu schätzen weiß, „aber auch Niederträchtigkeit und Verstellung an jedem, er „sey wer er wolle, haßt. Ich habe alle mögliche Mittel ver„sucht, um Ihnen mündlich meine Gedanken als ein Freund „mitzutheilen, allein Sie haben alles unwirksam gemacht. „Letztlich noch schickte ich Ihnen eine freundschaftliche Both„schaft durch Capitain John White; erhielt aber durch den „nemlichen eine verächtliche Antwort. Jetzt schicke ich ihm „durch den Herrn Villars eine Abschrift von beyliegendem „Papiere, mit der Nachricht, daß ich überzeugt bin, diese „Beylage mit einer kleinen Vorrede, die ich sehr leicht dazu „machen kann, werde Sie, wenn selbige gedruckt wird, un„geachtet Ihrer eingebildeten Größe, ehe drey Monat verge„hen, eben so klein machen, als ich jetzt bin. Ich habe „Sie geehrt, und meine gute Meynung ist noch nicht gänz-

lich

„lich verschwunden, ob ich gleich gestehn muß, daß sie sehr
„geschwächt worden ist. Ich bitte Sie sehr ernstlich, Sir,
„es so einzurichten, daß ich entweder binnen einer Woche zu
„Ihnen kommen kann, oder Sie zu mir, um über dieses mit
„einander zu sprechen, weil es sonst gewiß im Publico er=
„scheint. Diesen Brief schicke ich Ihnen offen durch den
„Herrn Hunt (der große Achtung für Sie hat, damit selbi=
„ger, wenn er es für gut befindet, noch einige Zusätze dazu
„machen kann, und Sie alsdenn keine Entschuldigung weiter
„haben, im Fall Sie dieses Schreiben, so wie meine vo=
„rigen, verachten; ich bin

Sir,

Auf meiner Schildwache im
Wachthurm im Tower zu Lon=
don, den 13ten August 1647

Ihr wahrer Freund, wie ich ehedem
gewesen bin, wenn Sie zeigen wer=
den, daß Sie sich weniger mit Ihrer
eignen nichtigen Größe, und nicht mit
Cabalen, aber mit dem allgemeinen
Besten Ihres Vaterlandes, beschäf=
tigen.

John Lilburne,

der nie Niederträchtigkeit liebt, noch
Größe fürchtet.

Hier

Hier folgt das oben angeführte Papier,

Die Familie des Generallieutenants Cromvel, bey der Armee.

Zuerst er selbst, Generallieutenant und Oberster der Cavallerie; 2) einer von seinen Söhnen, Capitain bey des Generals Leibgarde, 3) der andere, Capitain einer Compagnie Cavallerie, in Oberst Harrisons Regimente; beyde junge, rauhe und unerfahrne Soldaten, 4) sein Schwager Desborow, Oberster bey des Generals Cavallerieregiment, 5) sein Schwiegersohn Ireton, Generalcommissar und Oberster von der Cavallerie, 6) dessen Bruder Ireton, Generalmajor von der Cavallerie und Capitain einer Compagnie, 7) sein Vetter Whaley, Oberster der Cavallerie, und 8) sein Bruder, der kürzlich Judge = Advokat geworden ist. Alle diese sind des Generals Creaturen, und völlig zu seinem Befehle; überdies ist noch sein geheimer Rath; dieser besteht hauptsächlich aus dem Obersten Robert Hoornmon, Ob. Nathanael Rich, Ob. Harrison, und Scout=master=General Watson; wie es heißt, so setzen der Commissar Stanies, und Madam Cromvel die Officiers im Tower ein oder ab; sie sollen Robert Spavin, des Generallieutenants Bedienten, ihren Liebling, zum Aufseher über die Waffen, an die Stelle des bisherigen Herrn Antony Nichols, einen von den eilf angeklagten Mitgliedern, ernannt haben. Es ist hieraus klar und deutlich, daß des Generals Hauptabsicht nicht das Beste des Landes, und die Unterstützung der Gerechtigkeit, sondern seine und seiner Familie Erhöhung ist, wodurch er unfehlbar, wenn er nicht bald seinen Plan ändert, sich unglücklich machen wird. Denn da die gröste Gewalt des Reichs wirklich in seinen, (und nicht, wie man glaubt, in des commandirenden Generals, oder der Agitators) Händen ist,

so

so werden ihm alle die großen Bedrückungen und Hemmungen der Gerechtigkeit nothwendig zur Last gelegt werden, da man weiß, daß er Macht genug hat, ihnen, wenn er will, abzuhelfen. — Diesen Brief, sagt er, ließ ich Cromveln zu Kingston überreichen.

Er schrieb auch am 29sten an den commandirenden General Fairfax, um jenes Schreiben zu unterstützen, und schickte an dem nemlichen Tage einen dritten Brief an die Versammlung der Agitators. — Hier folgt die Abschrift von dem an Fairfax.

Seiner Excellenz Sir Thomas Fairfax, commandirenden General aller Armeen in England, in seinem Haupt-Quartier zu Putury.

Ew. Excellenz erlauben mir, Sie zu benachrichrigen, daß ich Ihnen vergangenen Sonntag einen langen Brief schickte, worin ich bat, meinetwegen keine Adresse an die Lords zu machen; heute aber habe ich auf Anregung einiger von den Agitatoren denselben völlige Auskunft von dem was ich verlange, gegeben; die Hauptsache besteht darin, ihre Bemühungen dahin anzuwenden, daß das Unterhaus vom Herrn Henry Martin, der schon vor einigen Monaten nebst der ganzen Committee mich wegen meiner Sache verhört hat, den Bericht abfordere, und nach diesem mich entweder verdamme oder rechtfertige, weil ich gegen die Jurisdiction der Lords über die Kammer der Gemeinen, die meine gesetzmäßigen Vorgesetzten, und meines Gleichen zur Beschützung gegen jene sind, protestirt habe. Allein die Hauptursache, weswegen ich mich gegenwärtig an Ew. Excellenz wende, ist die Nachricht, daß beständig sehr harte Reden gegen mich im Haupt-

Hauptquartier geführt werden, weil ich mich dem General-Lieutenant Cromvel widersetze; ich befürchte deswegen, daß meine Entlassung dadurch sehr verzögert wird. Erlauben Sie mir deswegen, Ihnen vorzuschlagen, daß, wenn der Generallieutenant oder sonst jemand bey der Armee glaubt, ich habe ihm Unrecht gethan, er sich zwey ehrliche Männer, welches ich von meiner Seite auch thun will, wähle, die es untersuchen, und Ewr. Excellenz sollen entscheiden; ich unterwerfe mich auf jeden Fall Ihrem Ausspruche. Ich bitte Ew. Excellenz nochmals wegen der Freyheit, womit ich Ihnen beschwerlich falle, um Verzeihung, und empfehle Sie, so wie meine eigne Seele, in den Schutz des Allerhöchsten rc.

John Lilburne.

Aus meiner ungerechten Gefangenschaft im Tower zu London; am 26sten August 1647.

Lilburne hatte vom Anfange an, als er Cromveln zu hassen anfieng, sich ein Geschäft daraus gemacht, Widerwillen und Meuterey gegen ihn zu errichten; und da er sahe, daß es durch eine förmliche und zu Newmarket-heath am 5ten July des nemlichen Jahres unterzeichnete Verbindung zu einigem Ansehn zu kommen anfieng, so schmeichelte er sich mit der Erfüllung seiner liebsten Wünsche. Der nothwendigste Schritt für ihn war die Erlangung seiner Freyheit; er beschloß deswegen, mit den Vornehmsten der Mißvergnügten einen Aufsatz von seiner Sache zu machen, und selbigen mit einer dazu gehörigen Bittschrift an ihre Versammlung zu schicken; diese

woll-

wollten ihn dem großen Kriegsrathe bey der Armee überge- ben, und selbigen aus allen Kräften unterstützen, auch wo möglich den Generallieutenant ganz damit niederschlagen; da sie aber vorhersahen, daß dies nicht so leicht gehn würde, so entschlossen sie, sich an Fairfax, als den Constabel des Towers, zu wenden, um von ihm einen Befehl zu erhalten, (der jetzt, da die Macht des Parlaments völlig vernichtet, und wirklich an den General übergegangen, auch völlig hin- reichend war) Lilburnen als seinen Gefangenen, wenigstens gegen Bürgschaft, loszulassen. Allein der ganze Plan ward durch Cromweln vereitelt. Dieser Hauptrebell hat auf diese unruhigen Köpfe, von ihrer ersten Erscheinung bey der Armee an, ein wachsames Auge gehabt, und war entschlossen, eine Verbindung, die allen seinen Absichten entgegen war, zu er- sticken. Lord Clarendon rechnet die Methode, die er hierzu ergrif, indem er nemlich die Hitzigsten unter ihnen, in den ersten Gliedern, an der Spitze des Regiments, mit dem Pistol erschoß, als eine der verwegensten Handlungen dieses be- sondern Mannes; auch ist es Lilburnes unternehmendem Geiste keine Schande, daß er, nachdem er verschiedne Jahre mit ununterbrochenem Muthe ihm die Spitze geboten, am Ende dennoch einem so mächtigen Gegner nachgab.

Am 29sten August 1747 wurde eine Bittschrift zu Lil- burnes Besten im Namen verschiedner Londner Einwohner dem Unterhause vorgelegt, und von diesem der Committee, mit dem Befehle, ihren Bericht so bald als möglich zu ma- chen, übergeben. Am 13ten September, als das Haus eben votirte, ob sie den folgenden Tag den Bericht der Com- mittee nehmen wollten, machte Cromvel unserm Helden ei- nen freundschaftlichen Besuch im Tower. Seine Absicht hie- bey war, ihn wegen der Meuterey, die die Agitators ange- stiftet hatten, auszuholen; er sagte ihm deswegen, es gienge

die

die Rede, er wolle, sobald er seine Freyheit erlangt, zu der Armee gehn, um dort Unruhen zu stiften, und stellte ihm dabey vor, daß bey jedem Ausbruche derselben das Reich bey der gegenwärtigen Lage unendlich leiden müsse; worauf ihm Lilburne versicherte, daß, wenn das Unterhaus ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren liesse, so wolle er, um allen Verdacht zu vermeiden, so lange die gegenwärtigen Unruhen dauerten, das Königreich verlassen; auch, damit nicht seinetwegen eine Spaltung zwischen beyden Häusern geschehe, wolle er, wenn nur seine Sache gegen die Lords abgethan würde, alle seine übrigen Forderungen bis zum nächsten Parlamente liegen lassen, und wenn dieses nie erfolgte, so wolle er auch nie etwas verlangen. Er sagt selbst, daß Cromvel ihm bey dieser Unterredung viel schöne Versprechungen gethan habe; da aber in der Folge keine davon erfüllt ward, so nennte er ihn einen Tyrannen, Dieb und Mörder; an dem nemlichen Tage seiner Unterredung mit ihm schrieb er folgenden Brief an Sir Henry Martin:

Sir,

„Ihre letztern Bemühungen, wegen meiner Angelegenheiten „Bericht abzustatten, ist mir, für Ihre vorhergegangene „Nachläßigkeit in der nemlichen Sache, hinlängliche Genugthuung. Wie ich höre, so haben Sie von dem gegenwärtigen zusammengestoppelten Parlamente Befehl erhalten, „morgen Ihren Rapport zu machen. Ich für meinen Theil „kann Leute, (ob sie gleich überhaupt eben nicht zu ehrlich „sind) die in der Abwesenheit des Sprechers eine Sitzung gehalten haben, nicht anders als Feinde und Verräther des „Vaterlandes, wofür sie auch schon von der ganzen Armee

er-

„erklärt sind, halten; ich glaubte auch wirklich wir würden „durch diese letztere von ihnen befreyet werden; — aus „angeführten Ursachen nun kann ich sie unmöglich für meine „Richter erkennen. Ich bitte Sie deswegen, wenn Sie „Ihren Bericht machen, den Sprecher und das Haus mit „dem wahren Inhalt dieses Schreibens bekannt zu machen. „Zugleich erkläre ich auch, daß, da ich eben nicht in mein „Gefängniß verliebt bin, ich es wohl nicht leicht abschlagen „würde, wenn ich meine Freyheit durch irgend eine Macht „im Königreiche erhalten könnte; allein ich kann sie dennoch nur von einer rechtmäßigen Gewalt annehmen.„ Ich bin, etc.

John Lilburne.

Aus meinem unrechtmäßigen Gefängnisse im Tower, am 13ten September 1647.

Das Haus aber, anstatt ihn loszulassen, wie er es wünschen mochte, übergab die Sache wieder der Committee. Als er nun erfuhr, daß sie willens waren, ihn im Tower zu vernehmen, so schrieb er am 18ten September einen Brief an den Lieutenant desselben, und berichtetete ihm seinen Entschluß, daß er, wenn sie in dieser Absicht kämen, sie nicht sehn würde, und protestirte schlechterdings gegen die Authorität des Hauses. Wenn wir ihm glauben dürfen, so war Cromvel allein an der Verzögerung schuld, denn, sagt er (zu Herrn Maynard in seiner Rechfertigung) „als meine „Frau am Nachmittage des nemlichen Tages, da meine

„Sache vorgetragen wurde, noch eine Sitzung der Com-
„mittee bewerkstelligte, so brachte Cromvel, der gegenwär-
„tig war, an, da die Sache daß, so verwickelt und doch so
„wichtig sey, es am besten wäre, sie einigen Rechtsgelehrten
„des Hauses zu übergeben, damit diese sie in Ordnung bräch-
„ten.„ Wie es auch seyn mag, so ists gewiß, daß es Lil-
burne blos als ein hinterlistiges Mittel betrachtete, ihn funf-
zehn Monate länger im Gefängnisse zu behalten. In dieser
Meynung schrieb er einen zweyten Brief an seinen Freund,
worin er auf Cromvel heftig losbricht und ihm Schuld giebt,
er habe den General Fairfax, als Constabel des Towers,
abgehalten, seine Bürgschaft, die er zur Erlangung seiner
Freyheit habe leisten wollen, anzunehmen; er sagt ferner,
er sey mit jenen vier Söhnen des Machiavels, Lord Say,
Lord Wharton, dem jungen Sir Henry Vane und Sollicitor
St. John, die nie die Freyheit des Volks geliebt hätten,
gleichsam zusammen geleimt; behauptet, er allein habe ihn
in alle diese Ungelegenheiten gebracht, worin er ihn nun auf
eine so niedrige Art stecken lasse; — er wolle, wie die Sa-
chen jetzt ständen, gerne sterben, wenn er es nur thun könne,
wie Simson, und bey seinem Tode die nemliche Genugthuung
haben könnte, als dieser. Er erklärt sich, daß er nun deut-
lich sähe, Cromvel wolle nur das Volk in einer ewigen
Knechtschaft durch ein faules, verdorbenes und nichtswürdi-
ges Parlament erhalten; beschuldigt ihn, daß er nichts als
schlechte Leute bey der Armee anstelle, in der Absicht, eine
neue englische independente Tyranney zu errichten, nachdem
man kaum das Joch der Bischöfe abgeworfen habe;
und beschließt endlich mit dem Bekenntnisse, daß er nurmehr
versuchen wolle, was die gemeinen Soldaten und der Pöbel
zu seinem Besten thun würden. So gesteht er auch bey ei-
ner andern Gelegenheit ein, daß er dazumal sehr frey redete
und schrieb, und Cromvels ganze Kunstgriffe, die er sowohl
gegen

gegen ihn, als gegen das Land anwendete, entdeckte; erschien mir, setzt er hinzu, der gröste Taschenspieler zu seyn, den ich jemals gekannt habe.

Er that am 2ten Oktober dem Sprecher den Vorschlag, er wolle seinen Satz gegen die Jurisdiction der Lords, gegen vierzig Rechtsgelehrten, sie möchten seyn, welche es wären, behaupten. Dies gieng gerade auf Cromveln, der in der Committee den Vorschlag gethan hatte, es einigen Juristen zu übergeben.

Dies Papier ward folgendermaßen abgefaßt:

„Vorschlag des Obristlieutenants John Lilburne, Ge-„fangenen im Tower, an das versammlete Unterhaus „und das ganze Königreich England.

„Ich gebe zu, daß das Haus der Lords, laut den Statuten Edwards des Dritten, Kap. 5. die Gewalt habe, in den Höfen von Westminsterhall geschehenes Unrecht, oder überhaupt jeden unrechtmäßigen Spruch umzuwerfen, vorausgesetzt, daß sie einen besondern königlichen Auftrag dazu haben; dies scheint mir durch die Statuten im 27sten Jahre der Regierung der Königinn Elisabeth, Kap. 8. bestimmet zu seyn.

„Allein ich leugne schlechterdings, daß das Haus der „Lords durch die bekannten Gesetze von England irgend „einige Gewalt über ein Mitglied der Kammer der Gemei-„nen auf irgend eine andre Art über ihr Leben, Freyheit „oder Eigenthum habe; dies ist der einzige streitige Punkt „zwischen ihnen und mir. Diesen Satz will ich in einer öf-„fentlichen Versammlung, oder vor beyden Häusern, nach

„denen Gesetzen, gegen vierzig Rechtsgelehrte, be„haupten; die Lords mögen sie alle selbst ernennen, und „wenn, nachdem ich gesagt habe, was ich kann, drey von „diesen vierzig Juristen, die vorher geschworen haben müssen, „nach den englischen Gesetzen zu entscheiden, ihre unter„schriebne Entscheidung wider mich geben, so will ich meine „Klage gegen das Oberhaus zurück nehmen, und mich der „Strafe, die mir beyde gegenwärtige Häuser auflegen wer„den, willig unterwerfen; vorausgesetzt, daß während der „Debatte sechs oder zehn meiner Freunde gegenwärtig sind, „um alles, was dabey vorgeht, aufzuschreiben. Mit meiner „Hand unterschrieben, und meinem Petschaft untersiegelt, „in Gegenwart verschiedner Zeugen. Im Tower, am 2ten „Oktobr. 1647."

Am 20ten dieses Monaths wurde er wieder vor die Committee geholt, als Sergeant Maynard den Vorsitz hatte, und ordentlich nach aller Billigkeit über diesen Punkt gehört; da aber die Committee nicht geneigt schien, sich über andre Punkte, die das Haus der Gemeinen angiengen, einzulassen, so schickte er in einem Briefe an den Herrn Maynard am 28ten Oktober noch ein eingeschloßnes Papier, worin er, zur Freude seiner Feinde, versprach, das Reich zu verlassen, wenn ihm durch einen Befehl des Hauses seine Forderungen bezahlt würden; im Gegentheile droht er, sich an seine Freunde unterm Volke zu wenden, „ich will laut, Mord! Unterdrückung und Verderben! im ganzem Königreiche ausrufen.

Den 9ten November kam ein Befehl vom Unterhause, daß er jeden Tag die Freyheit haben sollte, ohne Aufseher zur Committee wegen seiner Geschäfte zu gehen, müße aber jeden Abend zurück in den Tower kommen. Diese Nachsicht

sicht genoß er einige Zeit; nach dem aber im Januar dem Hause der Lords Nachricht von einigen aufrührischen Maasregeln gegeben wurde, kam er wieder in engere Verwahrung, und wurde am 19ten dieses Monaths vor das Unterhaus gebracht; wo er während seiner Vertheidigung eine Klage des Hochverraths gegen Cromvel und Ireton anbrachte; man brachte ihn hierauf wieder in den Tower, und er sollte nun nach denen Gesetzen, wegen aufrührerischer Maasregeln gegen den Staat, verhört werden. Da er selbst einsahe, daß er hauptsächlich durch diesen Befehl zu seinem habeas Corpus berechtigt war, so bemühte er sich auf die gehörige Art bey der Kings Bench so wohl diesen als den folgenden Termin darum; als er jedoch von denen Richtern aufgehalten wurde, ließ er erstlich eine Epistel vom 8ten April 1648. an Hrn. Lenthal unter dem Titel drucken: „Des Gefangnen Bitte um ein habeas Corpus; dieser folgte „bald eine andre von 19ten deßelben Monaths an den Richter Rolle mit dem Titel „des Gefangnen trauriges Ge„schrey, gegen die Richter der Kings Bench„ Er erhielt die Erlaubnis, seine Sache selbst am 8ten May vor diesem Gerichte zu vertheidigen. Er erhielt hier keine Entscheidung zu seinem Vortheile, und wendete sich wieder an das Unterhaus: hier erlangte er endlich am 1ten August seine Befreyung, und einen Befehl, ihm für seine Leiden Genugthuung zu geben.

Den Tag nach seiner Entlaßung schrieb er einen freundschaftlichen Brief in folgenden Worten an Cromveln, der damals heftig von den Presbyterianern angegriffen wurde;

Sir,

Sir,

Was mein Gefährte durch unsern vertrauten Ueberbringer geschrieben hat, könnte für uns Beyde genug seyn; allein ich will Sie überführen, daß ich nicht von meinen Grundsätzen abweiche, ob ich gleich jetzt Gelegenheit genug hätte, mich wegen meiner langen Gefangenschaft an Ihnen zu rächen; ich denke aber zu gut, es bey Ihrer gegenwärtigen Verlegenheit zu thun. Seyn Sie deswegen versichert, daß wenn ich jemals an Ihnen Genugthuung suche, so geschicht es blos, wenn Sie in Ihrem höchstem Glanze seyn werden; und dennoch nur, wenn Sie den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit verlassen, so lange Sie aber auf diesem bleiben, bin ich, Ihrer letzten Behandlung gegen mich ungeachtet, dennoch bis auf den letzten Blutstropfen,

Ihr

John Lilburne.

Westminster am 3ten August 1648. und am zweyten Tage meiner Befreyung.

Um völlig das grosmüthige in diesem Briefe zu verstehen, so müssen wir einen Blick auf Cromvels damalige Lage werfen. Er hatte dieses Jahr alle Hände voll mit denen Royalisten, Poyer, Joung, Holland, Hamilton und Langdale, zu thun, und noch mehr mit dem Parlamente; denn er war in beyden Häusern, wegen einer Anklage von seinem Major Huntington, verhaßt. Lilburne hingegen, der seine Freyheit wieder erhalten, war in einer beßern Verfaßung und froh darüber, hätte auch sehr leicht eine Gelegenheit sich zu rächen finden können, entweder dadurch, daß er Unruhen bey der Armee stiftete, oder sich mit Huntington in seiner Klage vereinigte.

Den

Den 11ten September schlug er sich zu einer Menge andrer Leute, die eine Petition gegen einen personellen Traktat mit dem Könige eingaben, und kurz darauf gieng er in die nördlichen Gegenden, um etwas von den Ländereyen in Besitz zu nehmen, die ihm zu Folge des letztern Entschlußes von dem Unterhause als eine Entschädigung waren angewiesen worden. Nicht lange hernach gieng er zurück nach London, um mit an der neuen Einrichtung der Regierung noch vor der Hinrichtung des Königs, die schon damals von denen Vornehmsten in der Armee beschlossen war, arbeiten zu helfen, er hatte auch in dieser Absicht verschiedene Conferenzen mit Ireton und andern; allein, da alle Plane seiner Parthey durch den Kriegs-Rath vereitelt wurden, so publicirte er am 15ten December 1648. solche Artickel (obgleich ohne Nutzen) die den Beyfall des Volks hatten, und übergab am 28ten December an der Spitze seiner Freunde eine Klage an Cromveln, über die Armee, und eine Art von Protestation gegen das Verfahren derselben; gieng hierauf in wenig Tagen nach Newcastle zurück, wo er sich blos mit seinen eignen Angelegenheiten bis zum Tode seiner Majestät beschäftigte. Kurz darauf kam er wieder nach London, als eben dem Herzoge von Hamilton, Lord Chapel, und einigen andern Royalisten vor dem High Court oft Justice der Prozes gemacht wurde, und nahm sich ihrer gegen die Jurisdiction besagten Gerichts mit vieler Wärme an; um die nemliche Zeit erfuhr er auch, daß in einem Kriegs-Rathe zu Whitehall, ungefehr am 22ten Febr., Gewaltthätigkeiten gegen seine Person beschlossen worden. Dies bewog ihn, seine Schrift „Englands neu entdeckte Ketten„ zu verfertigen, und am 26ten dieses Monaths übergab er, nebst Prince, Walwyn und Overton, eine Adresse im Unterhause an die höchste Macht in England; sie enthielt einen Entwurf zur Einrichtung des Staats, und meist das

Gegen-

Gegentheil von dem, was die Armee im Januar überreicht hatte; da er den Befehl erhielt, sich wegzubegeben, ohne eine Antwort bekommen zu haben, so publicirte er das Ganze unter den nemlichen Titel; worauf er und seine Anhänger am 29ten Merz 1649. in den Tower gesetzt wurden. Er war noch nicht lange dort, so schrieb er in ihrer Gesellschaft eine andre Schrift „Die Bewilligung des Volks, welche am 1ten May heraus kam. Dieser folgten bald noch mehrere, in welchen die Beschützer der englischen Freyheit und besonders Cromvell, als das Haupt derselben, sehr übel behandelt waren; nun erschien eine neue Klage über Hochverrath gegen ihn am 14ten May und man bemächtigte sich seines Guthes. Es wurden verschiedne Unterhandlungen zwischen denen Richtern und Rechtsgelehrten, über die besten Mittel gegen ihn zu verfahren, gepflogen. Zulezt wurde endlich eine special Commißion am 24ten Oktober zu Guildshall niedergesetzt, von welcher, nachdem man ihn drey Tage verhört hatte, er völlig frey gesprochen wurde.

Er wurde noch durch eine Wache von drey Compagnien Infanterie, unter dem lautesten Zuruf des Volks, welches dieser wegen eine Menge Freuden-Feuer machte, nach dem Tower zurück gebracht, und kurz nach seiner völligen Loslassung gab er seinen Prozes heraus; beym Titel hatte er sich mit Coks Institutionen in der Hand, deren er sich zu seiner Vertheidigung bedient hatte, in Kupfer stechen lassen. Zugleich sieht man auch die Medaille, welche bey dieser Gelegenheit geschlagen wurde, wo auf der einen Seite die Nahmen der Richter, und auf der andern folgende Inschrift steht: „John Lilburne, gerettet durch die Gnade Gottes, und die „Gerechtigkeit der Jury, die so wohl Richter des Gesetzes „als der That waren. Am 26ten Oktober 1649. Es scheint daß dieser Kunstgrif, eine Jury so hoch zu erheben, eine gewöhn-

wöhnliche Politik der Levellers war; denn wir finden kurz vor diesem Falle, daß der Oberste Martin, einer der Vornehmsten unter ihnen, die Jury zu Reading, nachdem sie den Eyd geleistet hatten, nöthigte, ihre Hüte in Gegenwart der andern Richter aufzusetzen, indem er erklärte, sie wären nun die Vornehmsten und jene auf der Bank die Geringern.

Lilburne wurde durch einen Befehl vom Staats-Rathe am 8ten November aus dem Tower befreyet. Kurz darnach erhielt er sein Guth von Sir Arthur Haslerig wieder, und mengte sich nunmehr in einen Streit, den sein Vetter, George Lilburne, mit diesem Baronet hatte. Während dieser Sache publicirte er im Anfange des Augusts eine Schrift: „Ein gerechter Verweis für Haberdaschers-hall ꝛc. worin er dem Sir Arthur eine Menge niedriger Kunstgriffe bey dieser Angelegenheit Schuld gab; und in der Folge gab er verschiednen Mitgliedern des Unterhauses eine Petition, worin er behauptete, der Baronet habe die zur Untersuchung niedergesetzte Committee genöthigt, ein falsches Urtheil zu fällen. Dieserwegen, vermuthlich auch, weil man ihn im Verdacht hatte, daß er einem Versuche, den König wieder einzusetzen, die Hand geboten, verdammte ihn das Parlament zu einer Strafe von 7000 Pfund Sterl. und verbannte ihn aus dem Reiche, am 15ten Januar. Er gieng hierauf nach Amsterdam.

In seinem Exil kam er mit vielen von des Königs Parthey in Gesellschaft, und sprach mit diesen sehr frey gegen die damahlige Regierung in England. In seinen rechtlichen und fundamentalen Freyheiten pag. 57. behauptet er, daß keine Macht auf Erden, als blos das Volk, etwas gegen den Prinzen Karl, als Erben seines Vaters, einwenden könne; und folglich sein Recht zum Throne stärker als die

Macht

Macht des Parlaments sey; also auch nicht durch die letzte Acte aufgehoben wäre. Er machte sich sogar anheischig, wenn man ihm 10,000 Pfund Sterl. verschaffen könne, in wenig Monathen die Regierung in England umzustoßen, und den Prinzen Karl auf den Thron zu setzen, oder man sollte ihn stückweis an allen Ecken in Brügge, wo sich der Prinz aufhielt, aufhängen. Er schrieb auch noch eine Rechtfertigung für sich selbst, und schickte sie Cromvel in einem Briefe.

Nach der Aufhebung des langen Parlaments versuchte er alles mögliche, um seine Rückkehr nach England zu bewirken; und da es vergebens war, so gieng er im Anfange des Juny 1653. ohne Erlaubnis erhalten zu haben, wurde aber am 15ten auf Befehl des Lord Majors zu London festgenommen: worauf er eine Beschwerde am 28ten herausgab, und darin die Nichtigkeit seiner Verbannungs-Acte dadurch behauptete, weil das Parlament keine gesetzmäßige Gewalt dazu gehabt; und da er im July nach Newgate gebracht warde, sendete er am 12ten desselben eine Bittschrift an das neu errichtete Parlament, worin er um seine Loslaßung anhielt; da hierauf nicht geachtet ward, kam er am 20ten August vor dem Gerichte zu Old-Bailey zum Verhör, wo er durch einige verabsäumte Formalitäten wieder los kam. Dies war unstreitig ein deutlicher Beweis von dem grossem Anhange, den er beym Volke hatte, denn es geschahe offenbar Cromveln, der doch damals wirklich die höchste Gewalt besaß, zum Verdruße.

Dem ohngeachtet ward er kurz darauf nach Portsmouth gebracht, um völlig ausser Landes geschaft zu werden; da er aber einen Bürgen wegen seines künftigen Betragens schafte, so erlaubte man ihm zurück zu kommen. Dies war sein

Bruder

Bruder Robert, der damals General-Major und in grossem Ansehn war; er hatte sich hauptsächlich dadurch bey Cromveln empfohlen, daß er seinen Nahmen mit auf die Liste der Richter des unglücklichen Königs setzen ließ, auch wirklich bey seinem letztem Verhöre und Verurtheilung mit auf der Bank gesessen hatte.

Der unruhige Lilburne, der vermuthlich nunmehr der Uneinigkeiten müde war, ließ sich in Eltham in Kent nieder, und predigte, um doch etwas zu thun, bey denen Quakern bis an seinen Tod; er starb den 29ten August 1657. im 39ten Jahre, sein Körper wurde nach London gebracht, wo man sich zwey Tage heftig darüber stritt, ob der Sarg mit dem gewöhnlichen Leichentuche bedeckt werden sollte; zuletzt fiel die Entscheidung verneinend aus, und er wurde also auch ohne daßelbe, unter einer Begleitung von mehr als 4000. Personen, in einem denen Quakern zuständigen Begräbnisorte, begraben. Selbst sein Freund, Sir Henry Martin, sagte von ihm, „wenn auch niemand mehr auf „Erden lebte als er selbst, so würde dennoch John gegen „Lilburne, und Lilburne gegen John seyn.

W — rf.

VI.

Auszug eines Schreibens aus Neuwied vom 17ten Februar 1785.

— — — — Da Ihnen die Fortschritte der Geselligkeit interessiren, und die Anstalten und Bemühungen, solche zu befördern, Stof zu Bemerkungen darbieten, so gebe ich Ihnen hier von einer Societät Nachricht, die mit Anfang dieses Jahres hier errichtet worden ist, und die Absicht hat, die Einwohner dieser Stadt, die, wie bekannt, aus so vielen Nationen und so mancherley Religions-Verwandten zusammengesetzt sind, näher zu vereinigen. Hier sind die Gesetze dieses Instituts wörtlich aus dem Protocoll genommen:

Gesetze.

der im Jenner 1785 aufgerichteten Gesellschaft.

1) Jedes Mitglied wird sich gegen das andre gesellig betragen, und alle Beleidigungen werden verbannet.

2) Der Unterschied der Stände ist hier unbekannt, jedem aber wird mit gebührender Achtung begegnet werden.

3) Alle Hazardspiele sind verboten.

4) Aufwand schadet der Dauer einer Gesellschaft, und muß demnach vermieden werden.

5)

5) Der monathliche Beytrag, der nach der Anzahl derer Mitglieder bald steigt, bald fällt, ist dem alle Monathe umgehenden Erheber, nach Ausweis des Hebregisters, ungesäumt zu entrichten.

6) Es wird künftig kein Unterschied zwischen denen Winter- und Sommer-Monathen gemacht werden, hingegen darf der monathliche Ansatz nie zwanzig Stüber übersteigen.

7) Der Gesellschaftswirth soll die Erfordernisse in gehöriger Güte, und um billigen Preiß liefern; dahingegen wird Jeder auch richtige und unverzögerte Zahlung leisten.

8) Neue Mitglieder werden durch die Vorsteher in Vorschlag gebracht, und durch die Mehrheit der Stimmen aufgenommen. Kein Einwohner der Stadt kann, ohne vorherige Aufnahme, die Gesellschaft besuchen. Jeder Auswärtiger aber wird mit Vergnügen allezeit empfangen werden.

9) Ein Mitglied, das austreten will, muß solches einen Monath vorher einem derer Vorsteher ankündigen; will es dann hiernechst wieder beytreten, wird es einer neuen Wahl sich zu unterwerfen haben.

10) Zu Erhaltung guter Ordnung werden durch die Mehrheit der Stimmen zwey Vorsteher angesetzt; sie müssen ihr Augenmerk nicht nur auf die Beobachtung dieser Gesetze richten, sondern auch besonders darauf halten, daß der Gesellschaftswirth seine Pflichten genau erfüllen möge. Alle Jahr wird eine neue Vorsteherwahl vorgenommen.

VII.

Zur Geschichte der bildenden Künste und der berühmtesten Mahler des 15ten und 16ten Jahrhunderts.

Nachstehendes ist ein Auszug aus den Mélanges tirés d'une grande bibliotheque. Manche darin enthaltene Kunst- und Künstler Anecdoten sind neu, und verdienen in dieser Rücksicht eine Stelle in einem deutschen Journal. In wie fern aber die critischen Urtheile richtig sind, mögen die Kenner entscheiden.

Unter den Schriftstellern, die zuerst disseits der Alpen über die bildenden Künste schrieben, war der berühmte Mahler Albrecht Dürer, der in Nürnberg 1471 gebohren wurde, und 1528 starb. Er schrieb in lateinischer Sprache über die Geometrie, über die Perspective, über die bürgerliche und Kriegsbaukunst, und endlich über die Zeichnungskunst; ausserdem verfertigte er auch ein Buch in deutscher Sprache, über die Verhältnisse des menschlichen Körpers, das seine Witwe nach seinem Tode ins Lateinische übersetzen ließ. Es ist sehr gelehrt geschrieben, und daher ausserordentlich dunkel. Dürer war ausserdem einer der größten Mahler seiner Zeit, und der beste Kupferstecher des 15ten Jahrhunderts, auch in Holzschnitten trieb er die Kunst sehr weit. Er reiste nach Italien um sich zu bilden, zu einer Zeit, wo die Kunst des Grabstichels noch in Florenz in der Kindheit war. Nach seiner

Zurück-

Zurückkunft übertraf er bald seine Lehrer, und machte sich sehr berühmt. Der Kayser Maxmilian adelte ihn, und seine Vaterstadt nahm ihn unter ihren Magistrats-Personen auf; auch die Kayser Karl V. und Ferdinand bezeigten ihm viel Achtung. Dennoch wurde das Leben dieses Künstlers durch die üble Gemüthsart seiner Frau verbittert, die beständig mit ihm zankte. Um diesem Haus-Teufel zu entfliehn, that er eine Reise nach Holland, und hielt sich daselbst einige Zeit bey seinem Freunde Lucas von Leiden auf. Auf vieles Bitten seiner Frau kam er endlich zurück, um sich von seiner Furie zu Tode martern zu lassen. Er war wohlgebildet, mit einer glücklichen Phisiognomie begabt, und zeichnete sich durch edle Manieren und eine angenehme Gesprächigkeit aus. Ohne Eifersucht gegen die Talente andrer, that er vielmehr, was er nur konnte, sie aufzumuntern, und auszubreiten. Alles was das Studium der simpeln Natur, der Verstand, die Einbildungskraft, und natürliche Fähigkeiten nur einem Mahler verschaffen können, wird man in den Werken des Albrecht Dürer gewahr. Um in der Zeichnung es bis zur Vollkommenheit zu bringen, fehlte ihm nichts als bessere Muster und das Studium der Antiken. Man findet indessen in seinen Werken ein erhabenes Genie, eine schöne Zusammensetzung, eine feste Ausführung, einen leichten Pinsel und viel Correctheit. Man kannte zu seiner Zeit in der Mahlerey noch nicht genug die Perspective und die Abstuffung der Farben. Am übelsten aber ist für das Costume in seinen Gemählden und Kupferstichen gesorgt, denn die Juden, Griechen und Römer sind alle bey ihm gleich gekleidet, und zwar größtentheils in damahliger vaterländischer Tracht. Man darf nur seine Marien-Bilder ansehn, um zu wissen, wie der Kopfputz der Nürnberger Weiber vor 300 Jahren war. Die meisten seiner Gemählde sind in Deutschland, und nur wenige in Italien, Frankreich und England.

Ein andrer Schriftsteller, der bald hernach auch über die Zeichnungskunst schrieb, war Jean Cousin ein Franzose, der zugleich Mahler und Bildhauer war, und in einem hohen Alter 1589 zu Paris starb. Es ist eben so wie Dürers Werk mit vielen Holzschnitten versehen, die Köpfe, Körper, und abgesonderte menschliche Glieder vorstellen. Durch dieselben gehn eine grosse Menge Linien, um die Verhältnisse und die verschiedenen Stellungen kenntbar zu machen. Man kann ihn als den ersten französischen Mahler betrachten. Zuerst fieng er an auf Glas zu mahlen, gelangte aber bald zur Verfertigung grösserer Kunstwerke. Obgleich er bey Hofe in nicht geringer Achtung stand, so war solche doch nicht mit derjenigen zu vergleichen, die man gegen die italienischen Mahler bewieß, die Franciscus I. nach Frankreich gezogen hatte. *) Man hat von ihm einige sehr gute Gemählde; das beste derselben stellt das jüngste Gericht vor, und befindet sich in der Minoriten-Kirche zu Vincennes. Man hat auch von ihm Portraits, und ein schönes Werk der Bildhauerkunst in Marmor. Dieses ist das Grabmahl des Admiral Chabot in der Kapelle von Orleans.

Hugues Sambin von Dijon und Joseph Boilot haben beyde über die Sculptur geschrieben; ersterer 1572 und der andre 1592. Beyde Verfasser waren aber Architecte; daher sich denn ihre Bücher mehr auf die Baukunst als Bildhauerkunst bezogen, auch geben sie keine Vorschriften, wie man die letztere Kunst ausüben soll.

Jean Goujon, der berühmteste französische Bildhauer des 16ten Jahrhunderts, schrieb auch ein Buch über die Baukunst

*) C'est tout comme chés nous.

A. d. H.

kunst, um es der Uebersetzung des Vitruvs beyzufügen. Es ist merkwürdig, daß man also in diesem 16ten Jahrhundert nicht ein einziges französisches Buch anführen kann, das eigentlich für die Bildhauerkunst geschrieben wär, ja man hatte nicht einmal eins über die Mahlerey, obgleich mehrere italienische Schriftsteller schon über diese Gegenstände geschrieben hatten; unter andern auch Leonord da Vinci, der 1520 in Frankreich starb. Sein vortrefliches Buch aber über die Mahlerey wurde erst 100 Jahr nach seinem Tode ins Französische übersetzt, so wie die Bücher des Vasari, Alberti und anderer. Auch hatte man kein französisches Buch über die Arbeiten des Grabstichels vor dem 17ten Jahrhundert, daher man den damaligen Zustand und die Fortschritte der Künste in diesem Königreich nicht nach Büchern sondern nach Kunstwerken beurtheilen muß, wobey die grossen italienischen Meister zum Muster genommen waren.

Da die Zeichnung die Grundlage aller bildenden Künste ist, so muste solche vor allen Dingen zu einer Art von Vollkommenheit gebracht werden, bevor man auf Fortschritte denken konnte. Dieses war auch der Hauptgegenstand, da die Künste wieder auflebten. Der gute Geschmack, der ehemals Griechenland und Rom eigen gewesen, aber mit dem römischen Reich untergegangen war, wurde wieder gefunden. Blieb man gleich in der Bildhauerkunst und Mahlerey hinter den Alten zurück, so wurde man ihnen doch bald in den Werken des Grabstichels überlegen; nicht als ob sie nicht auch sehr wohl die Kunst verstanden hätten auf Metalle und Holz zu graben, allein sie wusten nicht, wie wir, diese Arbeiten vermittelst des Abdrucks zu vervielfältigen. Erst im 15ten Jahrhundert fieng man an, gestochene Zeichnungen auf Papier abzudrucken. Die Holzstiche haben zur Erfindung

der Buchdruckerey geführt, und nachher war nur ein Schritt bis zum Graben auf Kupfer.

Man kann die Fortschritte der Zeichnungskunst am besten aus den alten Handschriften beurtheilen, die man in den Bibliotheken aufbewahrt, und ausser der Schreibkunst fertigte Zeichnungen darstellen. Man sieht in diesen Manuscripten bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts die elendesten Figuren und abgeschmacktesten Verzeichnungen der menschlichen Gesichter; im 14ten fängt man schon an, Züge in den Phisiognomien wahrzunehmen, die bisweilen Ausdruck anzeigen; im 15ten aber sind Menschen und Thiere gewöhnlich wohl gezeichnet.

Man hat keine Zeichnungen in Blättern von Mahlern, die älter als das 16te Jahrhundert sind. Wahrscheinlich hat man die frühern nicht würdig befunden aufzubehalten. Im Gegentheil aber studirt man sorgfältig die Zeichnungen grosser Meister seit dem Raphael, weil man darin gleichsam die ersten Züge ihres Geschmacks und Genies zu finden glaubt. Manche dieser Zeichnungen bestehn nur in einer Figur, oder auch nur einzelnen Theilen des menschlichen Körpers; alsdann nennt man sie Studien. Bisweilen zeigen sie auch die ganze Anordnung eines grossen Gemähldes an.

Die Bildhauerkunst war schon im Anfang des 16ten Jahrhunderts dem guten Geschmack der Alten nahe gebracht. Da es an vortreflichen Mustern nicht fehlte, so hatte man sie glücklicherweise nachgeahmt. Andreas Pisani, der 1489 in Florenz starb, hatte bereits schöne Bildsäulen verfertiget. Donato, den man insgemein Donatello nennt, hatte in Venedig eine prächtige Statue gegossen, und in Marmor eine

eine Figur aufgestellt, die für ein Wunderwerk gehalten wurde. Es war Judith, die den Kopf des Holophernes abhieb. Bruneleschi und Verrochio hatten sich viel Ruhm erworben, nicht allein durch ganze Figuren, sondern auch durch Bas reliefs. Indessen war noch kein grosser Bildhauer in Frankreich aufgestanden, auch waren die italienischen Arbeiten nicht dahin gebracht worden. Die Statuen und Bas reliefs in den Pallästen der französischen Könige, in den Schlössern der Grossen, in den Cathedral- und andern Kirchen, waren sehr grob gearbeitet, sowohl in Holz als in Stein, Bronze und bisweilen auch in Gold und Silber, um die Reliquien zu verzieren; allein man sahe fast keine Statue von Marmor, auch kannte man nicht die Kunst, sie in Gips abzudrucken; sehr selten und dieses mit vieler Mühe wurden sie in Wachs abgeformt. Alles was man damals ausserhalb Italien in der Bildhauerkunst arbeitete, war im gothischen Geschmack, und das Eigenthum barbarischer Zeiten.

Die Mahlerey fieng im 13ten Jahrhundert an sich zu erheben durch Cimabuo, einen Florentiner, der 1240 gebohren wurde und 1300 starb; da er aber mehrentheils in fresco mahlte, so waren seine Werke blos für Italien. Ein andrer Florentiner desselben Jahrhunderts Namens Taffi erfand die Mosaick, die aber plump und nur aus grossen Glasstücken zusammengesetzt war. Man sieht davon noch Reste in der Marcus Kirche in Venedig und in der Sophien Moschee in Constantinopel. Es ist merkwürdig, daß die Franzosen, die doch alle Künste nachgeahmt haben, in der Mosaischen Kunst zurück geblieben sind, die man nur in Rom zur Vollkommenheit gebracht hat.

Buffalmaco, ein Florentiner und Schüler des Taffi, der im 14ten Jahrhundert starb, war der erste, der den Einfall

hatte, aus dem Munde seiner dargestellten Figuren Rollen herauslauffen zu lassen, worauf er schrieb, was diese zu sagen hatten; eine Erfindung, die der Ignoranz seines Jahrhunderts würdig war, und auch viel Glück machte.

Giotto, ein römischer Mahler, war ein Schüler des Buffalmaco, und erwarb sich einen ziemlichen Ruf. Er starb 1336, sechzig Jahr alt.

Lippi bestrebte sich das Colorit zu vervollkommnen. Seine Bemühungen waren auch glücklich, erregten aber soviel Eifersucht, daß man ihn durch einen Meuchelmord aus dem Wege räumte. Ein Mahler, Namens Spinello aus Arezzo in Toscana, der im Anfang des 15ten Jahrhunderts lebte, brachte es in seiner Kunst dahin, daß er den Lucifer auf eine so schreckliche Weise vorstellte, daß er sich selbst vor seinem Gemählde fürchtete. Dieses gieng so weit, daß er närrisch wurde und als ein Verrückter starb. Er hatte viele Nachahmer, die, weil sie nicht dahin gelangen konnten, Engel zu mahlen, so wie Spinello, scheußliche Figuren von Teufeln aufstellten.

In der Mitte des 15ten Jahrhunderts erfand Van Eyk in Brügge die Oelmahlerey. Diese vortrefliche Erfindung blieb nicht lange in den Niederlanden eingeschränkt. Antonello, ein Mahler aus Messina, brachte sie nach Italien. Alphonsus, König von Neapolis, besaß die ersten Gemählde dieser Art. Ein andrer Mahler, Namens Domenico, raubte dem Antonello das Geheimniß, und gieng damit nach Venedig, woselbst er durch einen Unbekannten erstochen wurde. Er ließ sich nach Hause bringen und starb in den Armen desjenigen, den er für seinen besten Freund hielt, der aber selbst der Mörder gewesen war. Die Oelmahlerey wurde nachher bald gemein.

Bellini,

Bellini, ein berühmter venetianischer Mahler, der 1470 starb, hinterließ 2 Söhne, von denen sich der älteste Gentili Bellini in Constantinopel befand, da diese Stadt eingenommen wurde. Der siegreiche Mahomet II. begegnete ihm sehr wohl, und war so herablassend, sich mit ihm von seiner Kunst zu unterhalten; er erschreckte ihn aber ausserordentlich, da er in seiner Gegenwart verschiedene Köpfe herunterhauen ließ, blos um ihm zu zeigen, wie das Blut strömte, und die Haut sich dabey zurückzöge. Da Bellini nach Venedig zurück kam, wurde er zum Ritter von St. Marcus gemacht. Er starb 1501 in einem Alter von 80 Jahren.

Leoni Batista Alberti von Florenz ist als Mahler, Bildhauer und Baumeister berühmt; auch hat er Bücher über diese 3 Künste in lateinischer und italienischer Sprache geschrieben. Dominico Ghirlandi, anfangs ein Goldschmid, hernach ein Bildhauer in Bas relief, und endlich ein Mahler, starb 1593. Er hat die Ehre, der Lehrmeister des grossen Michael Angelo gewesen zu seyn. Andreas Verrochio, auch ein Goldschmid, hernach Bildhauer, Mahler, Kupferstecher, Meßkünstler und Musicus, ist mehr als durch diese vereinigten Talente dadurch berühmt, daß Leonardi da Vinci und Pietro Perugino seine Schüler waren, welcher letztere Lehrmeister des unsterblichen Raphael wurde.

Andreas Mantenga aus Padua war anfangs ein Schäfer, da er aber hernach Talente zur Mahlerey bey sich entdeckte, so bildete er sie mit dem besten Erfolg aus. Er war es, der das Graviren mit dem Grabstichel vervollkommnete, anfangs auf Zinnplatten und hernach auf Kupferplatten. Er war auch der erste, der Kupferstiche nach seinen eignen Zeichnungen verfertigte, und starb 1517 in einem hohen Alter.

Das

Das 16te Jahrhundert war eigentlich das goldne Zeitalter der bildenden Künste, daher ich hier einige Züge und Anecdoten von den vornehmsten Künstlern jener Zeit anführen will, und zwar nach der chronologischen Ordnung.

Die Italiener waren in diesen Künsten die Lehrer aller Nationen; nach ihnen formirten die Flamländer in der Mahlerey eine berühmte Schule, ehe noch die Franzosen sich einer rühmen konnten. An der Spitze derer, die sich durch die seltesten Talente auszeichneten, steht der grosse Raphäel von Urbino, der 1520 in einem Alter von 37 Jahren starb, und in dieser kurzen Lebenszeit allen künftigen Generationen Stoff genug zur Bewunderung hinterließ. Sein Vater war nur ein sehr mittelmäßiger Mahler, der aber seinem Sohn beyzeiten Geschmack an seiner Kunst beybrachte, und seine natürliche Fähigkeiten entwickelte. Er schickte ihn nach Perusa zu dem besten Mahler, den damals Italien aufweisen konnte. Dieses war Peter Perugino, nach seinem Geburthsort Perusa so genannt. So geschickt dieser auch war, so kam ihm sein Lehrling bald gleich. Sie verfertigten beyde andächtige Gemählde und Portraits, deren Köpfe viel Grazie hatten, und wobey die Zeichnungen sehr correct waren. Dennoch waren diese Arbeiten weit von den spätern Werken dieses grossen Meisters verschieden. Man nennt sie gewöhnlich: die erste Manier des Raphael. Nachdem er Leonard da Vinci in Florenz arbeiten gesehen hatte, nahm er eine zweyte Manier an, und lernte seine Figuren besser gruppiren. Endlich aber, da man ihm Fresco-Mahlereyen im Vatican auftrug, so gab der Anblick der Zeichnungen des Michael Angelo seinem Genie die letzte Entwickelung, und erzeugte die dritte Manier, die für ihn und auch für alle seine Nachfolger bis auf diesen Tag der höchste Grad der Vollkommenheit war. Es ist so angenehm als lehr-

lehrreich, diese verschiedene Manieren des Raphaels zu studiren. Man sieht darin in der Person eines einzigen Mahlers den Gang und die periodische Entwickelung der Talente, und welche Vortheile selbst ein grosser Mann aus den Lehren solcher Personen ziehen kann, die mit ihm nicht zu vergleichen sind. Die Figuren in allen seinen Manieren sind durch Sanftmuth und Grazie bezeichnet; der Ausdruck darin ist passend, zierlich und oft hinreissend, die Stellungen edel und voll Wahrheit. In seinen letzten Manieren hat er die Draperien sehr verbessert. Er bemühte sich jedoch nie, sie reich zu machen, weil er überzeugt war, daß vornehme Personen sich mehr durch schöne und edle Züge und Stellungen, als durch Kleiderpracht kenntbar machen müsten. Die Zeichnung des Raphael ist correct, man sieht aber besonders in seinen ersten Gemählden die Mühe, die er angewandt hat, seine Contours zu zeichnen, auch wirft man seinem Pinsel ein wenig Trockenheit vor. Es fehlte ihm, oder vielmehr seinem Zeitalter, noch etwas von Seiten des Colorits. Wenn er aber auch noch grössere Fehler hätte, so hält er uns doch hinreichend durch die Schönheit und Vortreflichkeit seiner Composition schadlos.

Poussin hat sich jedoch erkühnt zu sagen, daß, wenn Raphael ein Engel in Ansehung der neuern Mahler sey, er doch nur ein Esel in Vergleich mit den grossen griechischen Mahlern wäre; ein Urtheil, das ohnstreitig zu strenge ist. Man muß aber einräumen, daß in gewissen Theilen Raphaels Gemählde unter den alten Schildereyen sind, und daß er in andern nicht weiter als die griechischen Künstler gekommen ist, weil man in der Mahlerey Entdeckungen gemacht hat, die zu seiner Zeit noch unbekannt, und es folglich noch mehr den Alten waren.

Man

Man behauptet, daß der Pabst Julius II. ihn zum Cardinal machen wollte; wenigstens ließ er es ihm hoffen, wodurch Raphael verhindert wurde zu heyrathen. Er that aber seiner heftigen Leidenschaft fürs schöne Geschlecht nicht Einhalt, welches denn auch seine Tage verkürzte. Da er sehr fleißig arbeitete, so hat man von ihm eine Menge Zeichnungen, theils bloße Studien von Körpern und Köpfen, theils grosse Skizzen zu ganzen Gemählden, die man Cartons nennt, und sehr zerstreut sind. Es ist indessen gewiß, daß sehr viele derselben falsch sind. Man betrügt sich dabey sehr oft und leicht, aus einer Ursache, die Raphael Ehre macht. Dieser grosse Meister war nehmlich in seinen Arbeiten nicht ängstlich, seine Zeichnungen waren ganz der Natur gemäß, und daher allen denen ähnlich, die mit Leichtigkeit und Wahrheit diesem erhabenen Muster nachahmen.

Die vornehmsten Werke des Raphael sind in Rom, und bestehn in 16 Fresco-Mahlereyen, in den Sälen des Vaticans. Sieben derselben sind von ihm allein, fünf verfertigte er mit seinen Schülern gemeinschaftlich, und viere sind von Julius Romanus, dem besten unter ihnen, jedoch nach den Zeichnungen des Meisters. Ausser diesen grossen Gemählden findet man noch eine grosse Menge kleinere in den Gallerien des Vaticans, die nach seinen Zeichnungen gemacht sind. Sie stellen Blumen, Blätter, Vögel, Thiere u. s. w. vor, und werden mit dem Namen Arabesken bezeichnet, weil man diese Gattung von Schilderey ehmals in den Pallästen der maurischen Könige fand. Das schönste seiner Gemählde auf Leinwand ist die Verklärung Christi, das vor wenig Jahren aus der Peters-Kirche genommen, und nach einer andern auf den Janiculischen Hügel gebracht worden ist. Raimondi, auch einer seiner Schüler in der Mahlerey, unternahm es, die vornehmsten Gemählde seines Meisters zu graviren.

graviren. Dieses geschah unter Raphaels Augen, der auch selbst bisweilen mit Hand anlegte. Ausserdem hat man eine unglaubliche Menge von Kupferstichen, die nach den Gemähldén und Cartons des Raphael gemacht worden sind. Der Abbe de Maroles, der vor 100 Jahren in Frankreich lebte, besaß eine ungeheure Sammlung von Kupferstichen, die er dem König Ludwig XIV. verkaufte, unter denen sich 740 Stück nach Raphael befinden; jetzo würde man mehr als doppelt so viel finden.

Nachdem wir von Raphael gesprochen haben, so wollen wir nicht diejenigen vergessen, die er für seine Lehrmeister anerkannt hat, Leonard da Vinci und Michael Angelo. Der erstere starb im nehmlichen Jahr, als sein grosser Schüler, (1520) wurde aber viel älter, da er 1443 gebohren war. Er gehörte zu einer vornehmen Familie, daher es mehr aus Vergnügen und aus Begierde geschah, seine Talente zu zeigen, daß er sich auf die Mahlerey legte. Er hatte eine vortrefliche Erziehung erhalten, und war mit allen Wissenschaften und Künsten bekannt; auch trieb er die Mahlerey so weit, als es zu einer Zeit geschehen konnte, wo noch so viele Entdeckungen fehlten. Sein Colorit ist schwach, seine Carnation schlecht, und seine Zeichnung trocken durch zu ängstliche Arbeiten. Ausserdem aber ist er sehr correct, und man kann nicht genug den Ausdruck und die Wahrheit rühmen, womit er die Leidenschaften schildert; auch hatte er dieses zu seinem besondern Studio gemacht, wie man aus seinen Büchern sieht. Seine Compositionen zeichnen sich durch Verstand und Würde aus. Er war 75 Jahr alt, da er die wiederhohlte Einladung des Königs Franciscus I. annahm, und nach Frankreich reiste. Er kam aber nur bis Fontainebleau, denn die Veränderung des Climas war für ihn in seinem hohen Alter unglücklich; er wurde daher sogleich nach seiner Ankunft krank, und starb in den Armen des Königs.

Das

Das Buch, das Leonard da Vinci über die Mahlerey schrieb, war in italienischer Sprache, und blieb lange in Manuscript. Selbst da es gedruckt wurde, machte es nur geringes Aufsehn, bis der Herr von Chambray, ein Freund des berühmten Colbert, es 130 Jahr nach dem Tode des Verfassers ins Französische übersetzte, und es 1651 mit vieler typographischer Pracht herausgab. Der große Mahler Poussin verbesserte und vermehrte dabey die Figuren nach den Zeichnungen des Verfassers, die auch vortreflich gravirt wurden. Das Werk enthält 365 Kapitel, oder besser zu sagen, so viel Bemerkungen über die Zeichnung, die Perspective und Anordnung der Gemälde. Sie sind alle richtig, oft sinnreich, und durchaus lehrreich; nur vom Colorit, des Verfassers Schwäche, ist sehr wenig darin gesagt. Im Jahr 1730 unternahm es der berühmte Graf von Caylus, eine Anzahl Köpfe aus den Zeichnungen des gedachten Künstlers mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit zu graviren, die im königlich französischen Kabinet aufbewahrt werden. Dieses sind wahre Carricaturen, wobey Caylus in einem sehr gelehrten Brief beweißt, daß Leonard da Vinci die ersten Muster in dieser burlesken aber sehr ausdrucksvollen Gattung von Zeichnungen gegeben habe.

So lange man den berühmten Michael Angelo Buonarotti nur als Mahler betrachtet, so findet man seines Gleichen, ja einige Künstler, die ihn übertreffen; wenn man aber bedenkt, daß Michael Angelo zu gleicher Zeit ein großer und vortreflicher Baumeister, einer der grösten Zeichner und der vortreflichste Bildhauer war, den die neue Kunstgeschichte aufzuweisen hat; so muß man gestehn, daß, wenn man alles zusammen nimmt, niemand als Künstler den Michael Angelo übertroffen habe. Er wurde 1474 gebohren, und starb erst im 90sten Jahr seines ruhmvollen Alters, nachdem er alle seine Lehrer, seine Nebenbuhler und den

grö-

größten Theil seiner Schüler überlebt hatte. Anfangs legte er sich auf die Mahlerey, nicht aus Noth oder Eigennutz, sondern aus Geschmack für die Künste. Man warf ihm diesen Hang vor, als seiner unwürdig, da er ein Edelmann und ziemlich reich war, allein der große Erfolg rechtfertigte ihn vollkommen. Sein erster Lehrer war Ghirlandai, ein sehr mittelmäßiger Mahler. In dieser Schule erlangte er alle die Kenntnisse, die sein Meister und seine Muster ihm nur verschaffen konnten; er konnte es aber nie im Colorit und der Carnation zur Vollkommenheit bringen. Seine Zeitgenossen Leonard da Vinci und Raphael selbst waren in diesen Theilen auch nicht weiter als er gekommen, durch ein unermüdetes Studium aber der Natur und der Antiken kam er seinem Jahrhundert in der Zeichnung zuvor, ja er gieng bisweilen zu weit, denn er überlud seine Zeichnungen durch eine zu große Begierde, sie vollkommen zu machen. Als Mahler trug man ihm in Florenz große Arbeiten auf, die er mit Leonard da Vinci in Vereinigung unternahm, und auch nachher darin von Raphael unterstützt wurde. Mit solchen Helfern konnte es ihm nicht an Beyfall fehlen. Indessen empfand er, daß es ihm in der Bildhauerkunst noch besser glücken würde, und er betrog sich nicht. Hieher gehört die Anecdote einer marmornen Statue des Cupido, die er verfertigte und nachher insgeheim nach Rom schickte, woselbst sie unter solchen Ruinen vergraben wurde, die man vorhatte zu durchwühlen. Man suchte und fand diese Bildsäule, die für ein kostbares antikes Kunstwerk gehalten wurde; ein Cardinal kaufte sie für einen sehr hohen Preis, und war mit seinem Kauf ungemein zufrieden, bis er hörte, daß seine muthmaßliche Antike das Werk eines neuern Künstlers sey. Da Julius II. Pabst wurde, hatte dieser Statthalter Christi den Ehrgeiz, ein prächtiges Grabmal zu haben. Michael Angelo erhielt den Auftrag, daran zu arbeiten, zu eben der Zeit, da er in der

Six-

Sixtinischen Capelle im Vatican mahlen muste. Um dieses Mausoleum zu verfertigen, war es nöthig, nicht allein Bildhauer, sondern auch Baumeister zu seyn. Er machte dazu den Riß, allein nur einige von den dazu gehörigen Statuen, von welchen die Bildsäule des Moses das gröste Meisterstück des Meissels der neuern Zeit ist.

Nach dem Tode des Julius II. schickte sein Nachfolger Leo X, ein Florentiner, den Michael Angelo nach Florenz, um an der Facade der Laurentius-Kirche und an den Grabmählern des Mediceischen Hauses zu arbeiten, die sich in dieser Kirche befinden. Diese Werke wurden auch so glücklich ausgeführt, daß diese Gruft, die man das Pantheon der Medicis nennt, für ein Wunder der Kunst gehalten wurde. Man hat seitdem prächtige mosaische Zierrathen dazu gefügt. Die Befestigung von San Miniato in Toscana, die Michael Angelo unternahm, bewieß, daß dieser große Künstler auch die Kriegsbaukunst verstand. Da Rom belagert wurde, verließ er diese Stadt, und begab sich nach Venedig, woselbst er den Entwurf zu der berühmten Brücke von Rialto machte. Endlich kam er nach Rom zurück, wo er auf Befehl des Pabstes Paul III. wieder anfieng, im Vatican zu mahlen, und daselbst das bewundrungswürdige Gemählde des jüngsten Gerichts verfertigte. In seinen letztern Lebensjahren beschäftigte er sich fast allein mit der Baukunst. Er berichtigte den von San Gallo entworfenen Riß der Peterskirche, und führte die ungeheure Kuppel auf, deren Größe mit dem römischen Pantheon gleichförmig ist. Er erbaute auch den Pallast Farnese in Rom und die Palläste auf dem capitolinischen Hügel, und starb 1564, nachdem er lange Zeit die höchste Achtung genossen hatte. Man erzählt, daß die Päbste ihn in ihrer Gegenwart sitzen liessen, wenn er zu ihnen kam; eine Ehre, die nur grossen Fürsten wiederfährt. Die Grosherzoge von Toscana sprachen immer mit ihm mit unbedecktem Haupte.

Paul

Paul III. wollte ihn in der Peterskirche beerdigen lassen, der Großherzog aber gönnte dem Pabst diese Ehre nicht, sondern ließ heimlich den Körper des Künstlers wegnehmen, und nach Florenz bringen, woselbst ihm ein prächtiges Grabmahl errichtet wurde, das man noch sieht, und mit 3 schönen Statuen geziert ist, die die Mahlerey, Bildhauerey und Baukunst vorstellen.

Michael Angelo hat den Ruhm, vorzüglich zur Verbannung des gothischen Geschmacks in der Baukunst beygetragen zu haben. Niemand kannte besser, wie er, die Anatomie des menschlichen Körpers, und niemand hat in seinen Statuen die Lage der Knochen, und das Spiel der Muskeln besser vorgestellt; allein man tadelt ihn, daß er die Wirkungen derselben zu stark bezeichnet habe. Seine Mahlerey ist kühn und oft schrecklich, seine Stellungen bisweilen ungefällig, sein Ausdruck nicht allemahl natürlich, und seine Draperien zu anliegend; aber mitten unter diesen Fehlern findet man beständig Erhabenheit in den Gedanken, und einen großen, edlen Geschmack.

Er war ein sehr angenehmer Gesellschafter, besaß viel Litteratur, und machte artige Verse. In der Kunst nahm er sich Freyheiten, die niemand, selbst Raphael nicht, sich erlaubte. Dieses beweisen viele seiner Zeichnungen. Man sahe im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Fontainebleau ein Gemählde dieses Meisters, das für den Herzog von Ferrara gemacht war, dieser aber an Franciscus I. geschenkt hatte, und die Leda nebst dem Jupiter als Schwan vorstellte. Dieses Gemählde war so Wollust erregend, daß man versichert, es habe bey Personen beyderley Geschlechts sehr sinnliche Wirkungen hervorgebracht, daher man Ludwig XIII. dieserhalb Scrupel beybrachte. Dieser Monarch befahl deswegen dem Oberbauinspector Desnoyers, es aus den Augen des Publikums zu entfernen. Desnoyers, ein Andächtler, über-

überschritt den Befehl, und ließ das Gemählde verbrennen. So wurde dieses Meisterstück muthwillig vertilgt. Man findet noch in den Sälen des königlichen Pallasts verschiedene Gemählde des Michael Angelo. Was seine Statuen betrift, so kennt man nur 3 derselben in Frankreich von Marmor. Die beyden schönsten sind in dem Garten des Marschall von Richelieu in Paris. Sie waren für das Grabmahl Julius II. bestimmt, wurden aber in Rom öffentlich verkauft. Die dritte Statue ist in der Kirche St. Sulpice in Paris, und stellt die heilige Jungfrau vor. Seine Werke sind in ungefähr 300 Kupferstiche gebracht; die mehresten derselben sind von Adam und Georg Ghisi gravirt, die gemeinhin die Mantuaner genennt werden.

Der berühmteste Schüler des Raphaels war Julius Romanus, den dieser große Mann wie seinen Sohn liebte, und ihn auch zu seinem Erben einsetzte. Er war sowohl Baumeister als Mahler. Man hat davon den Beweis an 2 schönen Pallästen, die er in Rom und in Mantua erst erbaute, und sodann durch seinen Pinsel auszierte. Er arbeitete unter den Augen seines großen Meisters bis an dessen Tod, da er sodann seine Arbeiten im Vatican für sich fortsetzte, worunter das vornehmste Werk die Schlachten des Kaysers Constantin ist. Unter der Regierung Pauls III. machte er die Zeichnungen zu 20 sehr freyen Kupferstichen, die der berühmte Marco Antonio gravirte, und der berüchtigte Aretino mit sehr schläpfrigen Sonnets verzierte. Diese Kunstproducte machten ein so großes Aussehn, daß Julius Romanus genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen. Er gieng nach Mantua, wo er seine Tage endigte, und 1546 in seinem 54sten Jahre starb, in den Armen des regierenden Herzogs, der ihn wie seinen Bruder liebte. Dieser Mahler hat fast alle Vorzüge und Fehler seiner Meister und seiner Muster,

ster. Seine Zeichnungen sind genau und correct, seine Anordnungen groß, seine Gedanken edel, erhaben und poetisch; aber seine Köpfe haben nicht Mannigfaltigkeit genug und seine Draperien sind zu leicht; sein Colorit ist nicht gut und seine Zeichnungsart nach antiken Vas reliefs gemodelt, von denen er eine große Menge copirte; unter andern die von der trajanischen und antoninischen Säule, die nach seinen Zeichnungen gravirt sind. Der König von Frankreich besitzt eine beträchtliche Anzahl von seinen Gemählden, und eine Sammlung von 250 nach ihm verfertigten Kupferstichen. Die besten derselben sind von Marco Antonio und von Bonasene, seinem Schüler.

Die römische Schule, für deren Stifter Raphael angesehn wurde, erzeugte auch die beyden Brüder Tadeo und Frederico Zuccaro. Der jüngere war des ältern Schüler, übertraf ihn aber noch. Er reiste nach Frankreich, England und Spanien, und starb nach seiner Zurückkunft in Italien zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Man hat in Frankreich wenige von seinen Gemählden, aber viel Kupferstiche, die nach den beyden Brüdern gravirt wurden. Tadeo ist besonders durch sein Gemählde berühmt, das die Verläumdung vorstellt. Einige Prälaten und andre päbstliche Höflinge hatten ihn mit Unrecht getadelt; daher entstand dies Gemählde, in welchem sie alle nach dem Leben vorgestellt waren, allein mit großen Eselsohren.

Obgleich Primatice in Bologna gebohren war, so gehörte er doch eigentlich zur römischen Schule als Schüler des Julius Romanus. Er wurde durch die Freygebigkeit Franciscus I. nach Frankreich gezogen, und arbeitete in Fontainebleau als Mahler, unter der Aufsicht eines andern italienischen Mahlers, den man Maitre Roux nannte, und Intendant der königlichen Gebäude war. Sie zankten sich einige Jahre lang, bis Primatice es endlich überdrüßig wurde, nach Italien zurückgieng, und erst nach dem Tode seines Rivals

vals wieder nach Frankreich kam. Er hat mehrere Gallerien in Fontainebleau gemahlt, die zum Theil noch vorhanden sind; auch war er ein Baumeister, und verfertigte die Risse zum Schloß von Meudon, für den Cardinal von Lothringen. Franciscus I. gab ihm 1544 die Abtey Saint Martin de Troyes, und von dieser Zeit an nannte man ihn gewöhnlich den Abt von St. Martin. Die antiken Statuen, die man in Frankreich hat, sind durch ihn dahin gebracht worden. Man ist ihm die Kunst schuldig, Abrisse davon zu machen, sowohl als die Erfindung der Stuccaturarbeit; auch trug er viel zur Abschaffung des gothischen Geschmacks bey.

Andreas, mit dem Beynamen del Sarto, weil er der Sohn eines Schneiders war, kam nach Paris nach dem Tode Leonard da Vinci, dessen Schüler er gewesen war. Er blieb aber nicht lange da, sondern gieng nach Italien zurück in dürftigen Umständen, und starb an der Pest 1530. Sein großes Talent bestand im Copiren. Er ahmte des Raphaels Werke und Manieren so vollkommen nach, daß man sie für Originale dieses großen Meisters hielt; ein Irrthum, der noch beständig bey vielen Gemählden fortdauert. Man versichert, daß manche Mahler, deren Werke er copirte, bey Erblickung dieser Nachahmungen ihre eignen Werke zu erkennen glaubten.

Rosso, den man in Frankreich Roux nannte, war auch ein Mahler aus der Schule des Michael Angelo. Er hatte das Glück, Franciscus I. durch seine schöne Figur, Verstand und Beredsamkeit zu gefallen; auch war er ein so guter Architect wie Mahler, daher ihm denn der König die Aufsicht über seine Gebäude und Gemähldesammlungen gab. Er legte im Schloß zu Fontainebleau eine Werkstatt für italienische Mahler, Bildhauer und Zeichner an, und starb daselbst 1541 auf eine sehr tragische Weise an genommenem Gift. Die Veranlassung dazu war folgende: Man bestahl ihn, und ohne daß man weiß warum, hegte er Verdacht auf einen seiner

Freunde

Freunde und Landsleute, Namens Pellegrini, und übergab ihn der Justiz. Da dieser Unglückliche nicht überführt werden konnte, wurde er gefoltert; er stand aber alle Martern aus, ohne etwas zu bekennen; vielmehr gelangte er dahin, seine Richter und seinen Ankläger selbst von seiner Unschuld zu überzeugen. Dieser, verzweiflungsvoll, seinem Freunde ein so grausames Unrecht angethan zu haben, entschloß sich, es an sich selbst zu rächen. Er nahm daher Grünspan zu sich, und verschied noch den nemlichen Tag. Das Schloß in Fontainebleau ist mit seinen Gemählden angefüllt. Er hatte eine ihm ganz eigne Manier, die große Vortheile hat, aber auch vielem Tadel unterworfen ist. Seine Weiberköpfe sind schön und die Köpfe seiner Greise vortreflich; sein Ausdruck ist stark und lebhaft, und seine Draperien leicht. Ausserdem aber sind seine Compositionen zwar reich und klug durchdacht, allein oft eigensinnig und fantastisch, und sein Colorit ist schlecht.

Daniel de Volterra, gebürtig aus der Stadt dieses Namens in Toscana 1509, war ein Schüler des Michael Angelo, dessen Rath und Manieren er auch durchaus folgte. Er war ein vortreflicher Mahler, und ein noch größerer Bildhauer. Da sein großer Meister alt war, und nicht mehr viel arbeiten konnte, übergab er die Werke, die man ihm auftrug, seinen beyden Favoritschülern Perrino del Vago, was die Mahlerey betraf, und Daniel de Volterra die Bildhauerbeiten, mit der Versicherung, daß sie es so gut machen würden wie er selbst. Dieses geschah sogar bey einem sehr wichtigen Auftrag. Die Königin Catharina von Medicis wollte Heinrich II. eine Bildsäule zu Pferde errichten lassen, und ließ ihn durch den Marschall Strozzi ersuchen, die Arbeit über sich zu nehmen. Michael Angelo aber wieß ihn an Daniel, der auch sogleich zu Werke gieng und das Pferd goß, das wie ein Meisterstück bewundert würde; allein während der Zeit, da dieser Künstler die Statue des Königs modellirte,

starb er in Rom 1566. Die französischen Unruhen verhinderten, daß man einem andern die Vollendung dieses großen Werks auftrug, daher das Pferd in Rom 80 Jahr lang vergessen lag, bis endlich der Cardinal von Richelieu sich dessen erinnerte, da er Ludwig XIII. eine Statue zu Pferde errichten lassen wollte. Man ließ es kommen, und bewundert es jetzt auf dem königlichen Platz in Paris. Die Statue Ludwigs XIII. ist von einem französischen Bildhauer, allein bey weitem nicht mit dem schönen Pferde zu vergleichen. Das Meisterstück in der Mahlerey des Daniel de Volterra ist die Herabnehmung Christi vom Kreuz; ein Gemählde, das in Rom in der Minoritenkirche al Trinita del Monte befindlich ist. Origni, ein französischer Graveur des 17ten Jahrhunderts, hat davon ein sehr schönes Kupferstich gemacht. Daniel de Volterra erhielt gegen sein Lebensende einen Auftrag, der ihm auf der einen Seite empfindlich war, auf der andern aber wieder angenehm seyn muste. Dieses war, die Figuren der Heiligen, der Engel und der Teufel, die Michael Angelo in der Peterskirche und in den Capellen des Vaticans gemahlt hatte, zu drapiren. Sie waren vortreflich, allein ihre Nacktheit schien an heiligen Oertern anstößig zu seyn. Dieser sogenannte Fehler wurde von Daniel de Volterra mit aller nur möglichen Behutsamkeit und Kunst verbessert; dennoch muste er deshalb bittre Scherze ertragen; man nannte ihn den Hosenmacher des Michael Angelo.

Zu eben der Zeit, da in Rom und Florenz berühmte Zeichen- und Mahlerschulen entstanden, formirte sich eine andre in Venedig und in der Lombardie, die kühn genug war, sich mit jenen zu messen, und in welcher Titian ungefähr die Rolle wie Raphael in der römischen Schule spielte. Giorgione, Schüler des Bellini, war der Lehrer Titians, und mit ihm fängt eigentlich die venetianische Schule an. Man bemerkt bey allen Mahlern dieser Schule eine weniger correcte Zeichnung, als man bey der römischen siehet; auch

ha-

haben sie das Costume ganz vernachläßigt. Die Ursache davon liegt wohl ohnstreitig in dem Mangel an Gelegenheit, die Antiken zu studiren, die hingegen den römischen Mahlern beständig vor Augen waren; dafür aber ist auch der Pinsel der erstern leichter, und ihr Colorit viel besser. Der König von Frankreich besitzt mehrere schöne Gemählde von Giorgione. Der Mangel von Costume und Wahrscheinlichkeit ist in denselben auffallend. Man sieht z. B. Engel, die die Violine spielen, um das Kind Jesu einzuschläfern. Diese Fehler sind aber durch mancherley Schönheiten wieder ersetzt. Indessen ist doch der Ruhm des Meisters nur geringe, wenn man ihn mit seinem großen Schüler vergleicht.

Das Leben des Titian ist reicher an merkwürdigen Anecdoten, als das von irgend einem andern Mahler. Er lebte bis ins 99ste Jahr, und starb in diesem hohen Alter an der Pest. Nach Raphael ist er der bekannteste in Europa. Er machte ein sehr großes Glück, und führte das angenehmste Leben; allein er gelangte nur zu beyden stufenweise. Gebürtig in Friaul, aber schon in seinem 10ten Jahre nach Venedig gebracht, war die Schule des Bellini sein Augenmerk, worin er jedoch nicht viel lernte. Erst da er schon 30 Jahr alt war, machte er Bekanntschaft mit Giorgione, und wählte ihn zum Lehrer. Da dieser aber bald nachher starb, erbte Titian gleichsam den Ruhm des verstorbenen Künstlers, und übertraf ihn in kurzer Zeit. Er machte in Venedig große Arbeiten in fresco, und nachher mehrere Portraits und Gemählde in Oelfarbe. Die Portraits erhielten besonders einen so erstaunlichen Ruf, daß alle reiche und vornehme Personen von ihm gemahlt seyn wollten. Der Herzog von Ferrara, hernach der Pabst Paul III. und der Herzog von Savoyen zogen ihn nach ihren Residenzstädten, liessen sich von ihm mahlen und kaufte seine Gemählde. Er hatte Franciscus I. in Mayland gemahlt, und dreymahl hatte ihm der Kayser Carl V gesessen, in Bologna, in Spanien und in Deutschland.

Bey allen diesen Gelegenheiten zeigte ihm der Kayser die gröste Achtung, machte ihn zum Ritter und Comes Palatinus; auch gab er ihm große Geldsummen und starke Pensionen. Man siehet daher auch im Escurial eine Menge seiner schönsten Gemählde.

Titian war schon 97 Jahr alt, als Heinrich III. aus Pohlen zurück kam, um den französischen Thron in Besitz zu nehmen. Da die Reise des Königs über Venedig gieng, besuchte er den Künstler, und begegnete ihm mit auszeichnender Achtung. Dieser, davon gerührt, schenkte dem Könige einige seiner schönsten Gemählde, die auf diese Weise nach Frankreich kamen, wo sie noch sind. Die Geschichte sagt nicht, ob und wie dieses kostbare Geschenk erwiedert wurde. Titian hatte zwey sehr berühmte Männer zu Freunden, deren Portraits er auch machte. Der eine war Ariost, dessen kühnes mahlerisches Genie oft den Titian begeisterte, der selbst manche seiner eignen Gemählde Poesien nannte. Der andre Freund des Titian war der große Satyrenschreiber Aretino, dessen Wildheit der Künstler oft bezähmte. Titian verheyrathete sich zweymahl; die letzte Frau nahm er nur wenig Jahre vor seinem Tode. Dieses war ein Mädgen von 15 Jahren, die jedoch noch vor ihm starb; weshalb ihre Familie mit ihm einen Proceß anfangen wollte, unter dem Vorwand, daß er ihr die Kränklichkeiten seines Alters mitgetheilt hätte.

Man ist durchaus einstimmig, daß Titian es im Colorit weiter wie je ein Mahler gebracht habe. Er hatte eine ganz eigne Methode, seine Farben zuzubereiten, die niemand bekannt worden ist. Unter den italienischen Landschaftsmahlern steht er auch oben an. Die Bäume wuste er mit einer großen Wahrheit darzustellen. Die Figuren der Weiber und Kinder mahlte er ganz vortreflich, allein er war nicht so glücklich, wenn er Männer darstellte, welches besonders in seinen historischen Gemählden sichtbar ist; denn die Portraits betreffend, so waren solche ziemlich den Originalen ähnlich. Titian

tian studirte die Natur mit so viel Aufmerksamkeit, und wandte alle Kräfte seines Verstandes an, sie nachzuahmen, daß es ihm endlich auch damit bis zum Erstaunen glückte. Die Mahler der römischen und florentinischen Schulen warfen ihm jedoch vor, daß er nicht genug nach den Antiken gearbeitet habe. Da Michael Angelo seine Gemählde sahe, gestand er ein, daß Titian alles besäße, was ihm fehlte. Kein Mahler aus der venetianischen Schule hat besser wie er gezeichnet. Alle diejenigen aus dieser Schule, die entweder mittelbar oder unmittelbar seine Schüler waren, haben ihn in allem, selbst in den Fehlern seiner Zusammensetzungen copirt. Der gröste dieser Fehler war die ausnehmende Vernachläßigung des Costume. Die Beweise davon liefern nicht allein seine Gemählde, sondern auch die Kupferstiche, die nach seinen Zeichnungen verfertigt sind. Man hat von diesen letztern mehr als 600 Stücke. Wenn aber gleich in den Kupferstichen die Anordnung bey den Titianschen Gemählden zu beurtheilen ist, so wird doch das bewunderungswürdige Colorit nicht sichtbar, das bey diesen Meisterwerken das gröste Verdienst ausmacht. Die Kupferstecher sind stolz darauf, Titian unter ihren Künstlern rechnen zu können. Man sucht mit vieler Mühe die Landschaftswerke auf, die er in seiner Jugend auf Holz gravirt hat.

Bassano, dessen wahrer Name Aponte war, und seine vier Söhne werden zu den besten Meistern der venetianischen Schule gezählt, weil sie mit vieler Wahrheit und einem schönen Colorit vorzüglich Landschaften und Thiere mahlten; allein sie vermieden so sehr wie sie nur konnten, das Nackende zu mahlen, weil sie es schlecht ausdrückten, und überdem keine gute Zeichner waren. Dennoch werden ihre Gemählde sehr geschätzt, besonders des Vaters seine, der besser wie seine Kinder mahlte. Es ist indessen sehr schwer, sie zu unterscheiden, weil sie alle viel Aehnlichkeit in der Manier haben.

Der

Der vornehmste Schüler des Titian aber war Tintoret. Er zeichnete sich aus durch Correctheit und Kühnheit in seinen Zeichnungen, durch den Ausdruck der menschlichen Figuren bey historischen Gegenständen, und durch eine große Composition in seinen Gemählden; allein er arbeitete geschwind und mit zu vielem Feuer. Sein Pinsel ist oft hart, und da seine Farben schlecht zubereitet waren, so haben seine Gemählde durch das Alter viel von ihrem Glanz verlohren, und sehen jetzo schwärzlich aus. Dieser Mahler war überdem eigensinnig und ungestüm bey allem was er ausführte, daher ihn die Italiener auch furioso Tintoretto nannten. Sie sagten, er habe drey Pinsel, einen goldenen, einen silbernen, und einen eisernen, die er nach seinem Eigensinn gebrauche, oder vielmehr nachdem er bezahlt würde; denn man versichert, daß er Arbeiten zu jedem Preiß übernahm, und sie nach dessen Verhältnisse vervollkommnete oder vernachläßigte. Da er jedoch ein großes Kunstgenie besaß, so verdienen selbst seine geringsten Gemählde viel Achtung; auch werden aus dieser Ursache seine Zeichnungen sehr gesucht, die den Mahlern höchst nützlich sind. Der König von Frankreich und der Herzog von Orleans besitzen viel Gemählde des Tintorets, von welchen die besten gravirt sind. Dieser Künstler war auch sehr glücklich in Portraits, so daß man bisweilen die seinigen für Titiansche gehalten hat. Er mahlte auch den König von Frankreich Heinrich III. da dieser Monarch durch Venedig reiste, und Titian wegen seines hohen Alters diesen Antrag verbitten muste. Tintoret führte es sehr glücklich und mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit aus. Man sieht es jetzo in Paris im königlichen Pallast. Auch dieser Künstler gelangte zu einem hohen Alter; Er starb 1594 in seinem 82sten Jahre, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, die beyde einen Theil seiner Talente erbten. Die Tochter, die ausserdem eine große Tonkünstlerin und ein schönes Frauenzimmer war, brachte in ihre Werke mehr Grazie, als ihr Vater in die seinigen.

Es

Es wurden ihr ansehnliche Parthien angetragen, allein Tintoret wollte sich durchaus nicht von seiner Tochter trennen, daher er sie an einen Juwelier verheyrathete, der sein Nachbar war. Diese Künstlerin starb aber schon in ihrem 30sten Jahre.

Ein andrer berühmter Schüler des Titian war Paul, mit dem Beynamen Veronese, weil er in Verona gebohren war, und zwar 1537. Er brachte fast sein ganzes Leben in Venedig zu, woselbst er auch 1588 starb. Dieser Künstler war ein liebenswürdiger rechtschaffener Mann, edel in seinem Betragen, und beständig beschäftigt, einen guten Gebrauch von den Reichthümern zu machen, die er durch seine Taleute erworben hatte. Er schlug die Einladung des Königs Philip II. aus, nach Spanien zu kommen, und that blos eine kurze Reise nach Rom. Seine Gemählde sind in großer Anzahl, gemeiniglich auffallend durch eine reiche Composition, eine schöne Anordnung und feine Ausführung. Er pflegte sie mit einer großen Architectur und reichen Draperien zu verzieren. Sein Colorit ist lebhaft, und seine Figuren verführerisch; aber seine Zeichnung ist nicht sehr correct, und das Costume wurde von ihm eben so, wie von seinem Meister Titan, vernachläßigt. Der König von Frankreich besitzt mehrere schöne Gemählde des Paul Veronese; unter andern das Gastmahl bey Simon dem Aussätzigen, und die Pilger von Emaus. Das erstere war ein Geschenk, das die Republik Venedig an Ludwig XIV 1667 machte.

Die beyden Palma, der Onkel und der Neffe, die man, um sie zu unterscheiden, den alten und den jungen nannte, waren auch Schüler des Titian, und brachten ihr Leben in Venedig zu. Man hat von beyden vortrefliche Werke, deren aber manche nachläßig gearbeitet sind. Ihre Gemählde sind in Frankreich selten. Der König besitzt davon nur eins, allein der Herzog von Orleans hat deren einige.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

VIII.

Ausserordentliches Beyspiel der Religionsschwärmerey.

Eine noch nie gedruckte Anekdote.

Der Nabob Cawn Catteck in Indostan war der muhamedanischen Religion zugethan, und lag 1756 gegen den Subah von Decan zu Felde. Er hatte sich in den Ebenen von Chevelpetore gelagert, und machte Miene, das dabey gelegene Fort anzugreifen, das eine Garnison von Sipayen hatte. Er konnte hiezu nicht anders gelangen, als wenn er eine daran stoßende Pagode ersteigen ließ. Diese Pagode, wie überhaupt alle der Religion geweihete Gebäude in Indostan, stand in der grösten Verehrung bey allen den verschiedenen Casten der Einwohner von Decan. Hieran kehrten sich aber die Truppen des Nabob nicht, die alle Muhamedaner waren, und wollten schon die Pagode stürmen, als einer von den Braminen, der zu diesem Tempel gehörte, durch seine fanatische Entschlossenheit die Armee in Erstaunen setzte. Da er die Absicht der Feinde gewahr wurde, so bestieg er den Gipfel des Thurms, der über dem Eingang stand, hielt ein kurzes aber lautes Gebet voll der schrecklichsten Verwünschungen wider des Nabobs Heer, und stürzte sich sodann herunter, daß sein Gehirn die Steine des Vorhofs besprützte. Dieser unerwartete Auftritt von andächtiger Schwärmerey überführte den Nabob, mit wie vielem Abscheu alle Einwohner des Landes seine Unternehmung ansehn würden, und rettete den Ort.

T.

Litteratur und Völkerkunde.

IV.

April. 1785.

Historische Betrachtungen über Schiffahrt, Handel, Republiken und Inseln.

I.

Die älteste Seemacht, die uns die alte Geschichte aufstellt, ist die von Creta. Minos, König von Creta, Sohn des Jupiters und der Europa, wurde gewahr, daß die Unterthanen aller kleinen griechischen Fürstenthümer, wie auch die Bewohner der Inseln des Archipelagus, die Schiffahrt zu Seeräubereyen gegeneinander mißbrauchten; seine erste Bemühung gieng also dahin, in der Insel, die er beherrschte, Ordnung einzuführen. Dieses geschah vermittelst einer Sammlung von Gesetzen, die sein Andenken verewigt haben. Nun nahm er die Herrschaft übers Meer an, und da er eine ansehnliche Seemacht besaß, so brauchte er solche, die Seeräuber auszurotten, und einen freyen Handel zu gründen. Creta war in der damaligen politischen Lage ganz dazu gemacht, ein mächtiges Reich zu seyn. Es hatte ein warmes und überhaupt glückliches Clima, lag in einer geringen Entfernung, sowohl vom Peloponnes, als von Kleinasien und Africa; daher auch Virgil es besung, als mitten

im Meer gelegen. Die Grösse dieser Insel ist nicht unbeträchtlich, da sie an 120 deutsche Meilen im Umfang hat. Sie ist ausnehmend fruchtbar an den besten Producten, als Seide, Wein, Oel, Honig, Wachs, Gummen, Korn und schönen Früchten; wozu noch in den damaligen Zeiten geräumige Häfen und kluge kriegerische Bewohner kamen. Nach dem Tode des Minos stifteten sie eine republicanische Regierungsform, wobey sie jedoch ihre alten Gesetze behielten; ihre Macht und Reichthümer nahmen so zu, daß ihr Land den Beynahmen Hecatompolis erhielt, da sie nicht weniger denn hundert wohlgebaute und wohlbevölkerte Städte auf der Insel hatten, und ihre Freyheit ungekränkt über 1300 Jahr lang bewahrten. Sie fielen endlich nach einem glorreichen Kampf unter die alles umfassende Gewalt der Römer, die, wie Florus freymüthig gesteht, keine bessern Ansprüche dazu hatten, und auch keinen andern Vorwand zu dieser Eroberung finden konnten, als den Wunsch, eine so schöne Insel zu besitzen. Um diesen Besitz desto besser zu versichern, wurde der gröste Theil der alten Einwohner von ihnen umgebracht.

Es scheint nicht wenig sonderbar, daß, da das Land der Creter so enge Gränzen, und sie nach und nach so mächtige Prinzen und Staaten zu ihren Nachbarn hatten, sie dennoch ihre Reichthümer, ihren Handel und ihre Herrschaft über das Meer so lange Zeit erhalten konnten, und dieses ohngeachtet des grossen Verfalls ihrer Sitten, ihrer häufigen bürgerlichen Kriege, und ihrer Theilnehmung an ausländischen Staatsangelegenheiten, die auch endlich ihren Untergang bewirkte. Allein, es ist vielleicht noch sonderbarer, daß die Einwohner einer andern Insel, deren Grösse nicht so viel Ruthen Landes als Creta Meilen enthielt, eine noch grössere Figur zur See machen sollten, als die Creter selbst;

daß

daß sie mehr Muth und Standhaftigkeit gegen den macedonischen Sieger, als der mächtige persische Monarch, beweisen; daß sie die Fortschritte seiner furchtbaren Waffen länger aufhalten, und den Streit zwischen ihnen mehr zweifelhaft machen sollten, als mit irgend einer von den andern Nationen, die er in dem schnellen Lauf seiner Siege sich unterwarf. Wir haben jedoch über diese ausserordentliche Begebenheit die bündigsten Zeugnisse, deren Wahrheit keinem Zweifel unterworfen ist.

Dieses waren die Tyrer, welche, nachdem ihre alte Stadt auf der Küste von Phönicien durch den König Nebuchadnezar zerstört worden war, sich auf einer Insel niederliessen, die eine viertel deutsche Meile vom festen Lande entfernet lag, und nicht viel über eine halbe Meile im Umfang hatte. Hier gelangten sie in einem Zeitraum von 70 Jahren soweit wieder zu ihrer vorigen Grösse, daß sie eine Stadt besassen, die genau dieselben Gränzen als die Insel selbst hatte; sie war vortreflich befestigt, und hatte einen sehr geräumigen Hafen zwischen der Insel und dem festen Lande. Prächtige Gebäude waren hier aufeinander gehäuft, und zwar von ausserordentlicher Höhe, da der Mangel an Erde sie nöthigte, ihre Wohnungen gleichsam in der Luft aufzuführen. Alle Waaren, die die östliche und westliche Welt damals nur verschaffen konnten, waren hier in ungeheuern Magazinen aufgehäuft. Bald wurden die Tyrer von Richtern, bald von Königen regiert, die dem persischen Monarchen eine Art von Tribut bezahlten, aber dennoch mehr als Bundsgenossen, denn wie Unterthanen angesehen waren. Diese Achtung kam von ihrer grossen Seemacht, und ihrer genauen Verbindung mit den Carthaginensern her, desgleichen von den wichtigen Diensten, die sie den sogenannten grossen Königen geleistet, wobey sie aber dennoch ihre eigene Rech-

nung gefunden hatten. Diese politische Lage verursachte, daß sie eine Belagerung von sieben Monaten gegen Alexander den Grossen aushielt, dessen Glück hier hätte Halt machen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden, sie der Quelle ihrer Stärke zu berauben, die allein auf ihre Lage beruhte. Vermittelst einer unglaublichen Arbeit, und einem ausnehmenden Verlust, ließ er einen künstlichen Damm im Meere bauen, durch den er endlich nach unsäglichen Bemühungen sich zum Meister des Orts machte. Nachdem er viele 1000 hatte niedermetzeln, viele tausend kreuzigen lassen, und 30,000 als Sklaven verkauft hatte, ließ seine rasende Wuth nach. Er erlaubte, daß es wieder bevölkert werden konnte, und so groß war der unternehmende Geist, die Industrie und die Ressourcen dieses Volks, daß es in einem Zeitraum von nicht mehr als zwanzig Jahren wieder eine reiche mächtige Stadt war, die eine noch längere Belagerung als die vorige gegen einen von Alexanders Nachfolgern aushalten konnte.

Sie nutzten ihre Unglücksfälle dadurch, daß sie die alte und die neue Stadt zusammen vereinigten, woraus denn zwey Häfen entstanden. Die Römer behandelten die Tyrer mit vieler Nachsicht und Gunstbezeugungen, da diese Erorberer den handelnden Städten überhaupt sehr geneigt waren. Auf diese Weise setzten sie ihren Handel und die Künste fort, wodurch sie emporgestiegen, bis zum 13ten Jahrhundert, da sie endlich unter das türkische Joch fielen. Diese Barbaren richteten diese berühmte Stadt völlig zu Grunde, so, daß jetzo nichts mehr davon als Schutt übrig ist; ein elendes Denkmal aller ausserordentlichen Begebenheiten, und der höchsten Industrie, die uns die alte Geschichte so lehrreich darstellt.

Rhodis war weit grösser als Tyrus, aber kleiner als Creta, übertraf aber beyde in der Ausdehnung ihrer Herrschaft, und der Dauer ihrer Macht. Diese Insel, nach der Beschreibung der alten Geographen, lag im Carpathischen Meer, gegenüber der Küste von Lycien, ein Land, das zu Kleinasien gehörte, von welchem Rhodis nur wenig deutsche Meilen entfernt war. Nach der griechischen Etymologie des Namens konnte man es die Roseninsel nennen. Von der Vortreflichkeit des Climas können wir aus dem Ruf urtheilen, der diese Insel zur Favoritin der Sonne machte, daher sie auch in der Dichter Sprache von goldenen Regengüssen bewässert wurde. Die Luft war daselbst heiter und gemäßigt, frey von Kälte und Ausdünstungen, so daß ihre Bäume und Wiesen beständig grünten, und sowohl die schönsten Weiden als Früchte darstellten. Am berühmtesten aber waren ihre kostbaren Weine. Der Hafen des Eilandes war sicher, geräumig und bequem, das ganze Land aber ausnehmend bevölkert. Vor dem trojanischen Kriege wurden die Rhodier durch Könige regiert: sie waren nachher als ein sinnreiches, aufgeklärtes und kriegerisches Volk berühmt, das alle Künste trieb, und sowohl die nützlichen als angenehmen zur grösten Vollkommenheit brachte. Die Geschichte räumt ihnen einen Platz unter denjenigen Staaten ein, denen die Herrschaft zur See mit Recht zugeschrieben wurde, die sie ausübten, nicht um die Schiffahrt andrer Nationen zu hemmen oder einzuschränken, sondern ihnen wohlthätige Gesetze vorzuschreiben, die so weise waren, daß sie die Römer selbst annahmen, und ihren Pandecten einverleibten. Kein Land im ganzen Alterthum war besser cultivirt. Der kleinste Erdraum dieser Insel wurde benutzt, eine Anzahl schöner Städte und Dörfer zierten die verschiedenen Theile derselben, während die Hauptstadt Rhodis selbst sich als den Sitz des Handels und der Musen auszeichnete. In

der

der erstern Eigenschaft kam es fast Tyrus gleich, und in Ansehung der letztern war die hohe Schule zu Rhodis diejenige, die nach der zu Athen im grösten Ansehn stand.

Ihre Regierungsform betreffend, so versuchten sie es mit allen Arten, mit der Monarchie, Democratie und Aristocratie, bis sie endlich aus allen diesen eine Staatsverfassung für sich zusammensetzten. Sie hatten ein Oberhaupt, das alle sechs Monat erwählt wurde, aber nöthigenfalls diese Würde noch länger beybehielt. Der Senat bestand aus weisen Bürgern, die alle Staatsämter der Republik nach ihrer Einsicht vertheilten. Sie trugen sehr grosse Sorgfalt für ihre Armen, da sie den Grundsatz hatten, daß jedermann für seinen Unterhalt arbeiten sollte, so lange er dazu fähig sey; wäre er aber nicht länger im Stande dieses zu thun, so müste er auf Kosten des Staats verpflegt werden. Sie waren ungemein geschickt im Schifbau; die einzige Kunst, woraus sie ein Geheimniß machten, ja, die sie als ein Staatsgeheimniß ansahen.

In der Schiffahrtskunde und allen dazu gehörigen Künsten waren sie so sehr erfahren, daß Florus sie eine Nation von Seeleuten nennt. Da ihre Schiffe besser gebauet waren und besser segelten, so fochten sie auch besser zur See wie alle andere Völker, und wurden Jahrhunderte lang als unüberwindlich auf diesem Element betrachtet. Zu ihren übeln Eigenschaften gehörte eine grosse Gewinnsucht, desgleichen ein unbändiger Stolz. Sie behandelten die ihnen unterworfenen Länder mit einer ausnehmenden Strenge, und setzten sehr oft die Regeln der Politik aus den Augen. Ihr Luxus war ausschweifend. „Ihre Gebäude, sagt ein alter „Schriftsteller, geben uns einen Begrif von einem Volk, „das sich für unsterblich hält, dahingegen die Verschwen„dung

„dung bey ihren Tafeln beweist, daß sie sich aus dem Leben „nichts machen.„ Aber diese und alle ihre andern Fehler und Laster waren die Wirkungen des Reichthums, den ein ausgebreiteter Handel, eine freye Regierung, und eine lange Reihe glücklicher Jahre verschaft hatten.

Die Geschichte der Rhodier ist uns nur sehr unvollkommen bekannt, da die Werke derer, die diesen Gegenstand umständlich behandelten, verloren gegangen sind. Indessen beweist ihre Gemeinschaft mit andern Nationen hinreichend, daß sie in den ältesten Zeiten, wo unsre Annalen anfangen, schon ein thätiges und mächtiges Volk gewesen sind. Homer berichtet uns, daß sie Truppen zur Belagerung von Troja sandten. In den folgenden Jahrhunderten finden wir die Namen vieler ihrer Fürsten, die Philosophen waren. Als Xerxes Griechenland bekriegte, war Rhodis schon ein Freystaat. In dem peloponnesischen Krieg thaten sie sich sehr hervor, und auch nachher, da sie mit den Macedoniern verbunden waren. Sie schmeichelten sich beym Alexander ein, und wurden von ihm hochgeschätzt. Da sein Reich nach seinem Tode vertheilt wurde, so vereinigten sie sich ihrer Handelsabsichten wegen mit dem Ptolomeus. Sie blieben so standhaft bey dieser Allianz, daß sie die gröste daraus erfolgende Gefahr nicht davon abbringen konnte; denn Antiochus schickte seinen Sohn Demetrius mit einer mächtigen Flotte und vielen Truppen, die Insel zu erobern. Dieses veranlaßte die berühmte Belagerung von Rhodis, eine der ausserordentlichsten in der alten Geschichte. Sie dauerte lange, und endigte auf eine sehr merkwürdige Art. Demetrius, der ihren Muth und Standhaftigkeit bewunderte, gab sein Vorhaben auf, bat um die Freundschaft seiner Feinde, und machte ihnen ein Geschenk mit allen seinen Kriegsmaschinen. Sie waren die getreuesten und angesehensten

henſten unter den Bundsgenoſſen Roms. Sie erlangten dieſes Anſehn durch den Beyſtand, den ſie dieſem groſſen Volk mit ihren Flotten leiſteten, wofür ſie ganze Provinzen zur Belohnung erhielten. Nunmehr fiengen ſie an, von ſich und ihrer Macht ſehr hohe Begriffe zu haben. Sie warfen ſich als Vermittler oder vielmehr als Schiedsrichter auf, bey den Streitigkeiten, die die Römer mit dem König von Macedonien hatten; ein hochmüthiges Betragen, das durch Entziehung der geſchenkten Provinzen beſtraft wurde. Dem ohngeachtet dauerte die Allianz noch fort. Die Rhodier traten als Bundsgenoſſen der Römer wider den Mithridates auf, und zwar gegen ihr eigen Intereſſe. Sie litten hiebey nicht wenig, und wurden nur zu oft inne, daß ſie zur Gröſſe der herrſchſüchtigen Republik zuviel beygetragen hätten. Dennoch genoſſen ſie ihrer Freyheit bis zur Regierung des Veſpaſianus, da ſodann Rhodis die Hauptſtadt einer römiſchen Provinz wurde.

Die inſulariſche Lage hatte zu der ſo lange erhaltenen Stärke der Rhodier vorzüglich beygetragen, die auch in neuern Zeiten die St. Johannesritter auf eben dieſer Inſel ſo vortheilhaft benutzten, daß ſie unter der Regierung des Sultans Muhamed II. ſich ſo tapfer gegen die ganze Macht des ottomanniſchen Reichs vertheidigten, daß dieſer groſſe Sieger, der Conſtantinopel erobert, Griechenland bezwungen, und vom perſiſchen Reich mehrere Provinzen abgeriſſen hatte, endlich gezwungen wurde, ſeine ſehr geſchwächte Flotte und Armee aus dieſer Inſel wieder zurückzuziehn. Unter dem Sultan Soliman I. ward ſie aber doch eingenommen, der in eigner Perſon die Belagerung unternahm; der Streit dauerte lang, die Vertheidigung war auſſerordentlich, und die zuletzt errungene Capitulation ehrenvoll.

Dieſes

Dieses Meerbollwerk war auch Ursache, daß Creta, jetzt Candia genannt, viele Jahre lang von den Venetianern wider die Türken vertheidigt wurde, und zwar, da diese auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht waren. Endlich aber gieng sie doch verloren; ein Verlust, den man für den grösten hält, den die Republik je erlitten hat. Aehnliche Schwierigkeiten fanden die Türken bey der Eroberung anderer Inseln, als bey Cypern, bey den widerholten Angriffen auf Malta, und noch in unserm Jahrhundert bey der Belagerung von Corfu, woselbst das Meer nicht wenig den grossen Muth und die Kriegsfahigkeiten des berühmten Grafen von Schulenburg unterstützte, der als Befehlshaber des Orts sich durch diese Vertheidigung unsterblich gemacht hat. Man kann füglich behaupten, daß, wenn nur einige von den ehemals dem griechischen Reich gehörigen zahlreichen Inseln mit guten Befestigungen versehen, und wohl vertheidigt worden wären, so würden die Türken nie so mächtig geworden seyn, als sie nun sind, und viele schöne fruchtbare Länder, die unter ihrer Tyranney entvölkert und zu Wüsten geworden sind, würden uns wenigstens etwas von dem glänzenden Zustande der alten Zeit zeigen, wo ihre Einwohner glücklich waren, und zum Wohl des ganzen Menschengeschlechts beytrugen.

Venedig, der älteste Freystaat in Europa, ist eine Insel, aber eine Insel von einer sehr sonderbaren Art, da sie eine künstliche Vereinigung von 72 andern Inseln ist, deren jede einzeln genommen unbedeutend, allein mit so vielen verbunden eine sehr beträchtliche Stadt ausmachen. Sie liegen in der See, und viele so nah an einander, daß man sie durch Brücken hat zusammenfügen können; bey andern machen die Canäle die Strassen aus. Es ist bekannt, daß die Niederlassung auf diesen Eilanden zuerst durch

Flücht-

Flüchtlinge geschah, die sich vor dem Einfall der Hunnen sichern wollten. Ihren Unterhalt hatten sie von Fischen und dem Küstenhandel. Durch ihre grosse Industrie wurden sie nach und nach mächtig. Die Schiffahrt, die bey ihnen Bedürfniß war, wurde die Quelle ihrer Reichthümer und ihrer Macht. Ihre Grösse und ihre Sicherheit waren die Wirkungen ihrer standhaften Befolgung einiger klugen Maasregeln, ihrer Vorsicht gegen unerwartete Unglücksfälle, und ihrer weisen Benutzung der ihnen günstigen Vorfälle. Sie gewannen bald einen Fuß auf dem festen Lande, wo sie sich auf beyden Seiten ausdehnten. Ihre Lage sicherte sie wider mancherley Gefahren und Unglücksfälle, die ihre Nachbarn betrafen, und sie erwarben Vortheile sowohl bey dem Fall des abendländischen als des morgenländischen Reichs. Sie nahmen von vielen Inseln Besitz, worunter Cypern und Candia die vornehmsten waren. Sie führten einen erstaunlichen Handel mit allen Nationen; sie hohlten Spezereyen und andere indische Producte vom schwarzen Meer und von Alexandria, und versahen damit alle europäische Länder; dieses geschah noch am Ende des 16ten Jahrhunderts. Mit einem Wort, Venedig wurde, was Tyrus vormals war, der Mittelpunct des allgemeinen Handels, bis endlich die Schiffahrt nach beyden Indien und eine höhere Cultur, die sich überall verbreitete, die bekannte grosse politische Revolution in Europa hervorbrachten. Ihre dadurch verursachte Schwäche machte die Venetianer unfähig, sich länger gegen die ottomannische Pforte mit Nachdruck zu vertheidigen, daher denn die Türken ihnen eine Insel nach der andern wegnahmen, bis am Ende des vorigen Jahrhunderts diese stolzen Republicaner zu der politischen Schwäche gebracht wurden, worin sie sich jetzo befinden. Indessen haben sie sich doch 1300 Jahr lang als ein Freystaat behauptet,

hauptet, und in diesem ungeheuren Zeitraum nie den Unfall erlebt, daß ihre Hauptstadt angegriffen worden ist.

Man sahe noch vor kurzem in Asien einen Staat, der ausser der Regierungsform vieles mit Venedig gemein hatte. Dieses war die kleine Insel Ormus, eigentlich Hormuz genannt, die in dem Meerbusen liegt, der Arabien von Persien trennt. Dieses Eiland theilt die Bay in zwey Theile, deren einer gewöhnlich der Golph von Ormus genannt wird. Dieser erstreckt sich vom Hafen Gadel in Persien, und vom Vorgebürge Ras al Gat in Arabien bis zu dieser Insel; ein Meerraum von ungefehr 50 deutschen Meilen. Der andere hat den Namen Golph von Basra, da er von Ormus bis zur Mündung des Flusses Tigris geht, in dessen Nachbarschaft die Stadt Basra liegt; in einer Entfernung von ungefehr 100 deutschen Meilen von Ormus. Diese letztere Insel ist nicht über eine deutsche Meile vom festen Lande in Persien, und etwas über 5 Meilen von Arabien gelegen, und ihre Grösse ist nur anderthalb deutsche Meilen. So unbedeutend dieser Umfang auch ist, so gab es noch so viele andre Dinge, die dieses Eiland höchst unangenehm machten. Ein hoher Berg, der von Osten nach Westen queer durchläuft, veranlaßt die Meynung, daß es vor Alters ein Vulcan gewesen sey, der bey seiner Verlöschung die Insel nicht viel besser wie ein Schutthaufen gelassen hat, zusammengesetzt aus scharfen Felsen, finstern Höhlen und erschrecklichen Abgründen. Obgleich ihre Lage im 28sten Grad der nördlichen Breite ist, so hat sie doch das Ungemach, eines der heissesten Erdstriche in der Welt zu seyn. Der Erdboden, wenn er anders den Namen verdient, ist eine Mischung von Salz und Schwefel; selbst die Steine sind mineralisches Salz, und obgleich drey klare Bäche aus dem Fuß des Berges strömen, so ist doch ihr Wasser so salzig wie Seewasser.

Im

Im nördlichen Theile ist eine kleine Ebene, worauf die Stadt und das feste Schloß Ormus gebauet war, die man den Stolz des Orients nannte, und das Sprüchwort bey ihren asiatischen Nachbarn veranlaßte: da die Welt rund wie ein Ring ist, so kann man Ormus als den Edelstein desselben betrachten.

Es war die Hauptstadt eines arabischen Fürsten, dessen Staaten in Persien und Arabien lagen, bis die Portugiesen ihn zu ihrem Vasallen machten, und da sie den Werth dieses Orts kannten, so nutzten sie ihn aufs beste. In einer gewissen Jahreszeit kamen die Kaufleute aus Persien, Arabien, aus der Türkey, und aus allen Theilen von Indien hieher, wo sie die Caravanen von Aleppo und Tripolis, wie auch die Factoren von Venedig und andern europäischen Ländern antrafen. Bey diesen Messen, die vom Januar bis zum März, und vom Anfang des Septembers bis Ende des Octobers dauerten, hatte die Stadt ein sehr prächtiges Ansehen. Die Aussenseite der Häuser war mit Gemälden, lakirten Sachen und Porzellan geschmückt; alle Strassen waren bedeckt, um die Sonnenstralen abzuhalten; allenthalben waren Blumentöpfe mit Blumen, und Vasen mit Wohlgerüchen aufgestellt. Alle Reichthümer des Orients waren hier zierlich aufgehäuft, und in einem Lande, dem es sogar an den nothwendigsten Bedürfnissen mangelte, war ein Ueberfluß von allen Lebensmitteln und Leckereyen zu finden. Hiezu kamen nun noch die ausgesuchtesten wollüstigen Vergnügungen, wodurch dieser Ort zu gleicher Zeit der reichste und angenehmste in Asien wurde.

Die Stiftung dieser berühmten Messe war nicht die Wirkung des Zufalls, sondern geschahe durch Wahl. Die Fürsten, die es besassen, residirten ehemals in der Stadt

Ormus,

Ormus, auf der persischen Küste gelegen, deren Einwohner auch dem Handel sehr ergeben waren, und daher grosse Reichthümer erworben hatten. Diese aber verursachten, daß sie so oft von ihren barbarischen raubsüchtigen Nachbarn angefallen wurden, bis sie endlich den Entschluß faßten, ihr schönes Land mit dieser wüsten Insel zu vertauschen. Sie hatten hier zwey Häfen, die mit Schiffen reichlich angefüllt waren; vermittelst ihrer Befestigungswerke und Seemacht lebten sie ganz ruhig, und hatten von ihren alten Plünderern nichts zu besorgen. Die Gründung der Stadt geschah im Anfang des 14ten Jahrhunderts, und ihre Zerstörung 1622. durch den berühmten Schach Abbas, Sophi von Persien, der dabey von den Engländern unterstützt wurde. Seine Absicht war, den Handel nach Bender Abaßi, einem von ihm angelegten Hafen, zu ziehen, von dessen Zolleinkünften er den Engländern die Hälfte für ihre geleisteten Dienste bewilligte. Dieser Handelsplan schlug aber größtentheils fehl, denn Bender Abaßi ist lange nicht was Ormus war.

In dem afrikanischen Meere findet man eine Insel, die ein ander Beyspiel von dem Nutzen einer vortheilhaften Lage liefert. Dieses ist die Insel Mauritius, im 21sten Grad der südlichen Breite gelegen. Das Clima ist hier warm, aber sehr gesund; der Erdboden steinigt, und längst der Küste mit hohen Gebürgen und Felsen umgeben; innerhalb dem Lande hingegen ist er flach und fruchtbar, wohl bewässert, und bis zum Ueberfluß mit Fischen, Vögeln und Hornvieh versehen. Schönes Holz, vorzüglich Ebenholz, wird hier in grosser Menge gefunden. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts wurde dies Eiland von den Portugiesen entdeckt, die es für das vom Plinius und andern alten Schriftstellern erwähnte Cerne hielten. Sie fanden aber

nicht

nicht rathsam, sich hier niederzulassen, da in Ansehung der grossen Länder, die sie in Besitz genommen hatten, ihre Volksmenge schon zu klein war. Dennoch beobachteten sie die lobenswürdige Gewohnheit, einige Schweine, Ziegen und ander Vieh darauf auszusetzen, damit, wenn einige ihrer Schiffe, die nach Indien gehn, oder nach Portugall zurückkehren wollten, hier gezwungen wären zu landen, sie sich mit diesen Bedürfnissen versehen könnten. Im Jahr 1568. langten die Holländer unter ihrem Admiral Cornelius van Neck hier an, und nannten den Hafen, woselbst sie ankerten, Warwickhafen. Die Engländer trafen auch endlich 1612 ein, und da sie die Eiland noch für unentdeckt hielten, so gaben sie solchem den Namen Perleninsel. Sie landeten hier oft auf ihren indischen Reisen, und brachten von da ganze Ladungen von Ebenholz her, allein, ohne an die Anlegung einer dortigen Colonie zu denken, bis sich endlich 1638. die Holländer hier niederliessen.

Während der Zeit diese ihre ersten Einrichtungen machten, kam ein französisches Schif an, um auch Besitz von der Insel zu nehmen; da nun die Franzosen die Holländer nicht vertreiben wollten, so bekamen diese Zeit, Verschanzungen auf der Insel aufzuwerfen, der sie den Namen Mauritius gaben. Um dies Etablissement zu vermehren, brachten sie die Franzosen, die sich in Madagascar niedergelassen hatten, dahin, 50 Insulaner heimlich zu rauben, und sie nach Mauritius als Sklaven zu verkaufen. Dieses aber verursachte den Ruin beyder Colonien, denn die Neger massacrirten die Franzosen in Madagascar, und die neuen Sklaven der Holländer flohen nach einem entlegenen Theil der Insel, von da sie unaufhörlich ihre alten Herren so beunruhigten, daß diese durchaus ein Land verlassen musten, wo sie ohne Gefahr nicht länger bleiben konnten. Die

hol-

holländisch-ostindische Compagnie war aber mit diesem Schritt nicht zufrieden, und befahl daher, eine neue Colonie daselbst anzulegen. Dieses geschah, und man errichtete drey Forts. Es gieng zwar etwas besser als vorher, allein dennoch dauerten die Anfälle der Neger beständig fort, die im Herz der Insel wohnten, und nicht bezwungen werden konnten. Es fiel der ostindischen Compagnie ein, hier ihre Staatsgefangenen herzuschicken; da dieses nun grösstentheils Menschen von verdorbenen Sitten waren, so steckten sie bald die übrigen Einwohner an, und machten aus ihnen eine Rotte verwegener Contrebandhändler, die allen Gesetzen und Verordnungen trotzten, so, daß die Compagnie endlich selbst Befehl geben muste, die Insel zu verlassen. Dieses geschah also zum zweytenmal 1710. nach mancherley Verzögerungen.

Die französisch-ostindische Compagnie nahm einige Jahre nachher davon Besitz, und gab der Insel den Namen Isle de France. Man legte hier abermals eine Colonie an, und als wenn diese von grosser Bedeutung wäre, so wurde hier auch ein Provincialconseil errichtet, das von dem Conseil in der Insel Bourbon abhangen sollte. Beyde Collegia aber mit diesen hochtrabenden Titeln waren nicht besser als der Magistrat armer europäischer Städte. Da die Colonie in Isle de France nun gar nicht gedeihen wollte, so wurde mehr als einmal berathschlagt, ob man die Insel, nach dem Beyspiel der Holländer, nicht auch wieder verlassen sollte. Dieses würde auch geschehen seyn, wenn der berühmte de la Bourdonnage nicht 1735. mit dem Titel eines Generalgouverneurs der französischen Inseln hieher geschickt worden wäre.

Dieser

Dieser grosse Mann fand die Insel in dem elendesten Zustande, sehr dünne bevölkert, und zwar von einer Race fauler Menschen, die die Industrie haßten. Sie schmeichelten ihm im Angesicht, und belogen und betrogen ihn wo sie nur konnten. Er achtete dieses aber nicht, da er Mittel gefunden hatte, sich Gehorsam zu verschaffen. Die Wichtigkeit der Insel blieb ihm nicht lange verborgen, und wie grosse Vortheile daraus zu ziehen wären. Dieses veranlaßte einen weitläuftigen Entwurf, den er sogleich auszuführen bemühet war. Er fieng damit an, von Madagascar Negerknaben kommen zu lassen, die er erziehen, und durch Leibesübungen abhärten ließ. Sie wurden hiedurch gute Soldaten, mit denen er die wilden Neger angrif, und sie zwang sich zu unterwerfen, oder die Insel zu verlassen. Da nunmehr die Ruhe gesichert war, so lehrte er die Pflanzer ihr Land vortheilhaft zu benutzen; er legte eine Wasserleitung an, wodurch frisches Wasser nach dem Seeufer gebracht wurde, und da bey seiner Ankunft hier nicht einmal ein Boot war, so ließ er einen schönen Schifszimmerhof zubereiten, worin er nicht allein Schaluppen und kleine Schiffe, sondern sogar ein Schif von 500 Tonnen bauen ließ. So unglaublich es auch scheinet, so ist es doch Thatsache, daß er in einem Zeitraum von 5 Jahren dieses Land zum Paradiese machte, das 5000 Meilen lang eine Wüste gewesen war, und dieses trotz den Einwohnern, ja trotz der Compagnie selbst, die wider ihn eingenommen war, und ihn auch nach seiner Rückkunft sehr übel behandelte. Er stellte jedoch dem Cardinal Fleury die wahre Lage der Sachen vor, und bewirkte dadurch, daß, wenn die ostindische Compagnie seine Dienste gleich nicht belohnte, sie solche doch anerkennen muste. Er gieng nachher nach dieser Insel zurück, und vollendete sein so glücklich angefangenes Werk; daher

man

man es ihm allein zu verdanken hat, daß Isle de France jetzo eines der schönsten Länder der Welt ist.

America soll uns das letzte Beyspiel von dem Glück einer vortheilhaften Lage liefern. Curacao, oder Cürassau, eine Insel, fünf deutsche Meilen lang, und ungefehr halb so breit, liegt unter dem 13ten Grad nördlicher Breite. Der Boden ist gar nicht fruchtbar, und das Clima weder gesund noch angenehm. Es waren jedoch vormals hier einige nicht schlechte Weiden, die eine Menge Hornvieh ernährten, diese sind aber schon längst eingegangen, und in Zucker- und Tobaksplantagen verwandelt worden. Es ist erwiesen, daß die sämtlichen Nahrungsproducte der Insel jetzo nicht hinreichend seyn würden, den Einwohnern 24 Stunden lang Unterhalt zu verschaffen; dennoch sind von der holländischen Regierung so gute Anstalten getroffen, daß in keiner von den westindischen Inseln der Mangel weniger als hier gefühlt wird. An der südlichen Seite ist eine sehr wohlgebaute Stadt, und ein sehr bequemer Hafen, obgleich dessen Eingang etwas mühsam ist. Dieses hindert aber nicht, daß der Ort so häufig wie irgend einer in America besucht wird. Da die Natur so wenig für diese Insel gethan hatte, so ersetzten die Holländer nicht allein alles Fehlende durch die Kunst, sondern bemüheten sich auch, aus den natürlichen Mängeln Vortheile zu ziehen; so daß in einem Lande, wo man eigentlich nur ein dürftiges armseliges Volk erwarten sollte, das in geringer Verbindung mit seinen Nachbarn stünde, wir eine reiche wohlbevölkerte Stadt finden, mit angefüllten Magazinen allerhand Art von Waaren, und einen Hafen, worin nicht allein die Schiffe in der grösten Sicherheit liegen, sondern auch durch Maschinen in bequeme Schifswerften gebracht werden können, wo man

sie in der grösten Geschwindigkeit ausbessert, und mit Seegel, Tauwerk, kurz mit allen Schifsbedürfnissen, selbst mit Kanonen versieht. Die Nachbarschaft der spanischen Besitzthümer ist die vornehmste Quelle ihres Handels und ihrer Reichthümer. Der Skavenhandel war hier ehemals ungemein beträchtlich, jetzo aber befassen sich die Einwohner mehr mit andern Waaren, von denen sie ungeheure Quantitäten sammlen, um solche nach den Zeitumständen auf die besten Märkte zu bringen. Mittlerweile sind alle Nationen daselbst willkommen, Engländer, Franzosen, Dänen, Spanier und Portugiesen.

Obige Beyspiele beweisen, was die Industrie der Menschen vermag. Man muß indessen gestehen, daß die Vortheile aller angeführten Länder grossentheils von ihrer insularischen Lage herkamen. Dieses allein hatten sie von der Natur, alles andere aber waren sie den klugen Anstalten, ihrem Fleiß, Aufmerksamkeit und Beharrsamkeit schuldig; daher ähnliche Wirkungen auch anderswo durch solche Mittel hervorgebracht werden können.

T.



II.

Geschichte der Anastasia Doria, einer vornehmen genuesischen Dame. Von ihr selbst beschrieben.

Ich schreibe meine Geschichte nicht in der Absicht, das, was ich gethan habe, dadurch zu rechtfertigen, sondern der Welt, und hauptsächlich meinem Geschlechte, ein trauriges und warnendes Beyspiel gegen die Macht der Leidenschaft zu geben. Mein Vater Michael Doria, dessen einzige Erbin ich bin, stammte von dem berühmten General Andreas Doria ab, der mit denen grösten Familien Italiens und Spaniens verwandt war. Unser Haus hatte, als ich gebohren ward, noch wenig von seinem ersten Glanze verlohren, und da ich von vier Kindern nur allein am Leben geblieben, so wurde ich mit aller Pracht und Sorgfalt einer reichen Erbin erzogen. Allein, zu meinem Unglücke starb meine Mutter, da ich kaum zehn Jahr alt war, und mein Vater heyrathete zum zweytenmale ein junges Frauenzimmer aus einer grossen Familie, die aber kein Vermögen hatte. Die Reichthümer meines Vaters waren ein mächtiger Reiz für sie, denn er selbst war alt und eben nicht mehr dazu gemacht, bey einem jungen schönen Weibe heftige Leidenschaften zu erregen. Im Anfange mochte wohl die Begierde, einen Sohn noch zu zeugen, die Hauptursache zu diesem Schritte seyn, allein, in kurzer Zeit trat die heftigste Neigung für seine junge Gattin an diese Stelle.

Schon kurz nach der Heyrath zeigten sich einige Folgen dieser unüberlegten Wahl; mein Vater war weit über funfzig, und meine Stiefmutter zwey und zwanzig Jahre; ohne damals irgend eine gegründete Ursache zu haben, verfiel er in den so gewöhnlichen Fehler alter Männer; er ward so eifersüchtig, daß sie selbst nicht in die Kirchen, oder zu einem Besuche bey ihren nächsten Anverwandten ohne ihn gehen durfte. Dies war so wenig nach ihrem Geschmacke, daß sie sich bald vornahm, ihn dafür zu bestrafen; allein, seine Wachsamkeit, und eine grosse Erfahrung, die er selbst während seiner Jugend in allen Theilen der Galanterie gemacht haben mochte, vereitelten jeden ihrer Versuche. Jedoch nichts reitzt mehr als Schwierigkeiten, und meine Stiefmutter, die wohl sahe, daß bey der genauen Aufsicht eine förmliche Intrigue ausser dem Hause, wo nicht ganz unmöglich, dennoch äusserst gefährlich seyn würde, entschloß sich also, ihre Neigungen mit einem derer Bedienten zu befriedigen. Dieser Umgang mochte vermuthlich schon einige Zeit gedauert haben, als ein unglücklicher Zufall mich zum Zeugen ihrer Ausschweifungen machte. Ich hatte mich an einem Nachmittage in einem entlegenen Zimmer niedergelegt; ein Mädchen, die kurz darauf hineinkam, bedeckte mich, damit ich besser ruhen sollte, mit einem Tuche, und ließ mich allein. Meine Stiefmutter trat ohngefehr eine Viertelstunde darnach mit ihrem Liebhaber herein, und da sie mich nicht sogleich sahe, sondern allein zu seyn glaubte, so that sie sich nicht den geringsten Zwang an.

Unser Schrecken von allen Seiten war groß; die Dame fiel in einer Art von Ohnmacht rückwärts auf einen Stuhl, ich hingegen suchte in größter Eil das Zimmer zu verlassen; allein der Bediente hatte so viel Gegenwart des

Geistes,

Geistes, den Schlüssel von der Thüre abzuziehn. Während dessen hatte sich meine Stiefmutter erholt, beyde fielen nunmehr zu meinen Füssen und baten mich um Stillschweigen; sie stellte mir vor, daß, da ich zu den Jahren der Ueberlegung gekommen sey, (ich war über vierzehn Jahr) so würde ich selbst fühlen, daß die Ehre unsers ganzen Hauses nothwendig tiefes Geheimnis in dieser Sache erfordere, und daß man sie nicht der Rache meines Vaters blosstellen könne, ohne unsere beyden Familien zu beschimpfen. Ich sahe die Wichtigkeit dieser Gründe wohl ein, und versprach, nicht das mindeste zu entdecken, vorausgesetzt, daß sie durch ihre künftige Aufführung das Geschehene verbesserte, und nie wieder vergässe, was sie sich selbst und meinem Vater schuldig sey.

Es hat wohl nie eine gütigere Stiefmutter gegeben, als sie einige Zeit darnach für mich war; kein Tag vergieng, an welchem sie mir nicht kleine Geschenke, und tausend Schmeicheleyen machte. Jedoch bemerkte ich, daß sie mich nie ohne Erröthen und sehr sichtbare Verwirrung ansehn, oder ohne Zittern in meines Vaters Gegenwart bleiben konnte, wenn jemand von ungefehr nur ein Wort sagte, welches einige Beziehung auf ein verliebtes Verständnis hatte.

Der Bediente verließ kurz nach dem Auftritte das Haus, unter dem Vorwande, daß ihn ein reicher Verwandter zu Paris zu sich gerufen habe; ich erfuhr aber nach der Zeit, daß er immer noch in der Stadt sey, und Auftrag habe so lange zu warten, bis man mich auf eine gute Art aus dem Hause entfernen könnte. Da dies nunmehr die einzige Absicht meiner Stiefmutter war, so suchte sie meinen

Vater

Vater zu überreden, daß es zur Vollendung meiner Erziehung nothwendig sey, mich noch auf ein oder zwey Jahre als Kostgängerin in irgend ein Kloster zu thun. Ich merkte aber ihre Absicht, und brachte es bald dahin, daß er, da er ohnedem ziemlich gleichgültig bey der ganzen Sache war, es nicht that. Dies veränderte nunmehr ihr ganzes Betragen gegen mich; sie wurde eigensinnig, und hatte Mühe ihren Haß zu verbergen.

Hierdurch ward auch ich aufmerksamer als jemals auf jeden ihrer Schritte, entdeckte in kurzer Zeit einen neuen Liebhaber, und ein neues Verständnis; da ich ihr hierüber bey jeder Gelegenheit die Vorwürfe machte, die sie verdiente, und sie sich wieder entlarvt sahe, so stieg ihr Zorn zu einem solchen Grade, daß sie meinem Vater erklärte, eine von uns beyden müsse nothwendig der andern Platz machen. Da also der Krieg zwischen uns völlig erklärt, und mein Vater in Verlegenheit war, wie er uns beyde beruhigen könne, so unterließ ich auch nicht, ihr alle üble Dienste zu leisten, die nur in meinen Kräften standen. Weiber verzeihen einander nie, auch glaubte ich ausser der Süßigkeit der Rache noch die Ehre meiner Familie befriedigen zu müssen. Allein, die Zärtlichkeit meines Vaters kam meiner Gegnerin zu Hülfe, und vereitelte meinen Plan, sie bemächtigte sich seiner so unumschränkt, daß ich aller Widersetzung ungeachtet in ein Kloster gethan ward, und dort beynahe zwey Jahre in einer gänzlichen Vergessenheit lebte.

Während dieser Zeit war es, daß mich der Bediente, meiner Stiefmutter erster Liebhaber, ausfindig machte; denn er war nicht nach Paris gegangen, wie man ausgesprengt hätte, sondern einige Zeit in Venedig gewesen. Er versicherte

cherte

cherte mich, daß, so unangenehm auch mir meine gegenwärtige Lage seyn möchte, so sey sie mir dennoch unendlich vortheilhaft, weil ich dadurch für den gottlosen Anschlägen meiner Stiefmutter in Sicherheit lebte. Ich befürchtete wirklich, setzte er hinzu, „daß Sie nicht lange am Leben blei„ben würden, denn ich bin selbst mehr als hundertmal un„ter den grösten Versprechungen von Ihrer Feindin gereitzt „worden, sowohl Sie als Ihren Vater umzubringen. Allein, „mein Abscheu für einer solchen Handlung war zu groß, als „daß ich mich dazu hätte entschliessen können, ob sie mir „gleich im Weigerungsfalle selbst drohete; und meine eigne „Sicherheit ist eigentlich die wahre Ursache, warum ich das „Haus so geschwind verließ und vorgab, ich gienge nach Pa„ris; aber ich befürchtete immer noch, sie möchte Sie durch „Gift hinrichten. Ich sage Ihnen dieses zur Warnung, da„mit Sie auf keinen Fall sich ihr wieder anvertrauen.

Diese Nachricht brachte mich aus der Fassung; nachdem ich Gott erst wegen meiner Erhaltung gedankt, entschloß ich mich, bey der ersten Gelegenheit meinem Vater alles zu entdecken, weil ich auch für sein Leben in Sorgen war; zugleich rieth ich dem Bedienten, sich aus dem Lande wegzugeben, weil er sonst sehr leicht das Opfer des einen oder andern Theils werden könnte. Er schien erst über meinen Entschluß erschrocken, und bat mich sehr, nichts zu entdecken, als ich ihm aber die Versicherung gab, es nicht eher zu thun, bis er ungefehr in Sicherheit seyn würde, ihm auch noch überdies eine ansehnliche Summe Geld zu seinem fernern Fortkommen gab, so ließ er es sich gefallen, und gieng endlich so weit, daß er mir einen schriftlichen von ihm unterschriebenen Aufsatz gab, der alle Umstände, wie auch sein Verständnis mit meiner Stiefmutter enthielt. Dies

war

war für mich ein höchst wichtiger Umstand, denn ich wußte, daß mein Vater die Hand dieses Menschen, der ehedem gewisse Rechnungen in unsrer Haushaltung geführt hatte, genau kennete.

Nachdem ich auf diese Art alle meine Maasregeln genommen, und nur den Augenblick zur Ausführung erwartete, verschafte mir das Glück denselben sehr bald, denn ich erhielt kurz darauf einen Besuch von meinem Vater, in Begleitung meiner Stiefmutter. Ich nahm Gelegenheit, mit dem erstern allein zu sprechen, erzählte ihm alles, zeigte ihm die Handschrift des Bedienten, die er sogleich erkannte, und sagte ihm, daß nichts als die Furcht für unser beyder Leben mich bewegen könne, ihm eine so unangenehme Sache, wie diese, zu entdecken. Eine geraume Zeit blieb er für Erstaunen sprachlos, allein, sobald er sich erholt hatte, bemächtigte sich seiner, besonders als er in dem geschriebenen Bekenntnisse alle Umstände von der schändlichen Untreue seines Weibes, und ihre Anschläge auf sein Leben fand, Wuth und Verzweiflung; er würde den Augenblick in das Sprachzimmer, wo sie sich befand, gelaufen seyn und sie ermordet haben, wenn ich ihn nicht auf meinen Knien zurückgehalten, und gebeten hätte, die Sache genauer zu untersuchen. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, versprach er mir es endlich, und setzte hinzu, ich sollte mit ihm nach Hause fahren, sie aber an meiner Stelle so lange im Kloster bleiben, bis alles im Beyseyn ihrer Verwandten gehörig ins Licht gesetzt sey. Dies geschahe auch, und mein Vater hinterließ der Superiorin einen schriftlichen Befehl, bis auf weitere Anordnung sie unter genauer Aufsicht zu halten.

Diese glückliche Veränderung in meiner Lage dauerte aber, so sehr sie mir gefiel, nicht lange. Meine Stiefmutter läugnete nicht allein schlechterdings, damals, als ich sie mit dem Bedienten zusammen gesehn, das geringste strafbare vorgenommen zu haben; sie behauptete vielmehr, sie habe ihm nur einige Befehle gegeben, bekräftigte dies alles mit einem Eyde, und nahm sogar das Sakrament darauf; übrigens leugnete sie nicht, daß es seine Handschrift sey, allein, sie gab mir alle Schuld, und versicherte, ich habe den Kerl bestochen, um ihr zu schaden. Ich wünschte nunmehr, daß dieser Mensch noch da sey, um seine mündliche Aussage dagegen zu hören, allein, dies war unmöglich, denn er war längst fort. Mein Vater, dessen Zorn sich sehr gelegt hatte, war unschlüßig; ob er gleich keinen Zweifel in meine Rechtschaffenheit setzte, so schien ihm dennoch die Rechtfertigung seiner Gattin klar, — man glaubt gern, was man wünscht, er schob alles auf die Bosheit des Bedienten, und war zu einem freundschaftlichen Vergleiche sehr geneigt; überdies liebte er unser Geschlecht zu sehr, um lange ohne seine junge Frau leben zu können. Ihre Freunde arbeiteten auch heftig an einer Aussöhnung, gaben die grösten Versicherungen wegen ihres Betragens in die Zukunft, und brachten es auch endlich dahin, daß sie völlig in ihre vorigen Rechte wieder eingesetzt wurde.

Die Liebkosungen dieser theuren Gattin vertrieben bald jeden Ueberrest von Furcht bey meinem Vater, bey mir aber war sie desto lebhafter, und ich entschloß mich, irgendwo meinen Aufenthalt zu suchen; denn nach dem, was vorgegangen war, wäre es unüberlegt gewesen, sich einer völligen Aussöhnung, wenigstens zwischen uns beyden, zu schmeicheln. Ich brachte deswegen einige Zeit auf dem Lande bey

einigen

einigen von meinen Bekannten zu, bis endlich der Herzog von Avila, ein Grand von Spanien, mit welchem mein Vater verwandt war, auf seiner Rückreise von Turin ihn besuchte. Sie wurden einig, daß dieser mich mitnehmen, und so lange als seine Anverwandtin bey sich behalten sollte, bis er eine anständige Heyrath für mich gefunden haben würde. Ich ward von ihm sowohl, als von seiner Gemalin der Herzogin, wie ihr eignes Kind aufgenommen, und von beyden mit so viel Achtung und Liebe überhäuft, daß ich mich über diese Veränderung meines Schicksals höchst glücklich schätzte. Täglich vermehrte sich das liebreiche Betragen, besonders bey der Herzogin, und oft versicherte sie mich, daß sie es zu ihrer Glückseligkeit mit rechne, ihr Leben in meiner Gesellschaft hinzubringen. Sie war ehedem sehr schön gewesen, ob sie gleich nicht mehr jung war. Jedes ihrer Geheimnisse theilte sie mir mit; ich nahm Theil an ihren Vergnügungen, so wie an ihrem Leiden. So dauerte diese Freundschaft eine geraume Zeit; allein, zwischen Frauenzimmern giebt es keine dauerhafte Verbindung, besonders wenn Liebe dazwischen kommt. Da es mir mein Vater nicht an Gelde fehlen ließ, so lebte ich in dem Pallaste des Herzogs mit vieler Pracht. Es wurde gar bald nach meiner Ankunft in Spanien bekannt, daß ich eine der grösten Erbinnen in Genua sey, und dies, nebst einigen persönlichen Reitzen, zog mir eine Menge Verehrer zu, die alle Tage sich nach der Landessitte, durch eine Menge Galanterien, um meine Gunst bemüheten.

Die Nachbarschaft des Herzogs war beynahe durchs ganze Land wegen ihrer Ausübung in der feinen Galanterie berühmt, weil wirklich der Aufenthalt dieses Herrn noch eine Menge sehr wohlerzogner Edelleute hingelockt hatte.

Ich

Ich wuste noch nicht was Liebe war, und da ich wegen meiner grossen Jugend eben nicht nöthig hatte, mit einer Heyrath sehr zu eilen, so dienten die Seufzer und Klagen meiner Anbeter mehr zu meiner Belustigung, als daß sie mich im geringsten gerührt hätten; allein, diese Leidenschaft, mit der ich jetzt mein Gespött trieb, rächte sich nur zu sehr an mir. Unter allen Mannspersonen, die ich täglich hier sahe, war, selbst den Sohn des Herzogs nicht ausgeschlossen, der sich alle mögliche Mühe gab mir zu gefallen, dennoch nicht ein Einziger, für den ich einige mir bisher unbekannte Regungen gefühlt hätte, obgleich dieser letzte viel in die Augen fallende Vorzüge besaß; ich fieng beynahe selbst an zu glauben, daß die Natur mir jene sanften Gefühle, die sogar zu einem Theile unserer Glückseligkeit gerechnet werden, ganz versagt habe.

Ungefehr sechs Monate nach meiner Ankunft erschien endlich der, welcher dazu bestimmt war, mich an seinem Geschlechte zu rächen: es war der Graf Don Anthonio de Siguenza. In ihm schien die Natur alles vereinigt zu haben, was nöthig ist das Herz eines Weibes zu fesseln; jeder blendende äusserliche Vorzug, alle körperliche Reitze waren an ihm verschwendet; allein seine Seele war schwarz. — Doch ich konnte diese nicht sehen! Er kam eben aus Frankreich zurück, und hatte dort die Verfeinerung der Sitten angenommen, die in der grossen Welt so sehr empfiehlt. Als ich ihn das erstemal sahe, empfand ich neue, ganz ungewöhnliche Bewegungen, und sahe, so groß auch die Gesellschaft war, nur ihn; da er fortgieng, blieb sein Bild mir immer gegenwärtig. Ich versuchte vergebens, es aus meiner Seele zu verbannen; je grösser meine Bemühungen waren, je mehr fühlte ich, wie fest es schon bey mir Wurzel geschla-

gen hatte. So brachte ich einige Zeit damit zu, mich selbst zu bestreiten; ich rief meinen Stolz zu Hülfe, aber er war zu schwach; ich suchte jene Unempfindlichkeit hervor, die mich sonst für jeder Schwachheit geschützt hatte; allein diese war ganz verschwunden. Hierzu kam noch, daß ich deutlich bemerkte, ich sey ihm nicht gleichgültig, und ob er gleich mit keinem Worte sich noch gegen mich erklärt hatte, so gab er mir dennoch unter allen Frauenzimmern im Hause des Herzogs augenscheinlich den Vorzug. Von diesem Gedanken eingenommen, glaubte ich endlich, ich sey zu streng gegen uns beyde gewesen, und machte mir Vorwürfe darüber, daß ich einem Manne, der von jedermann geschätzt wurde, und so sehr geliebt zu werden verdiente, zu wenig Achtung bezeigt habe. Kaum hatte ich diesem Einfall, der bald durch eine Menge andrer Gründe unterstützt wurde, Raum gegeben, so hörte auch mein innerer Kampf auf, und die heftigste Leidenschaft bemächtigte sich meiner.

Die Herzogin, die mich gewöhnlich von allen Liebeshändeln, die sowohl in der Nachbarschaft als an dem Hofe zu Madrit vorfielen, benachrichtigte, frug mich eines Tages, da wir eben über diese Materie gesprochen hatten, ob ich nicht wüßte, wer die Gebieterin des jungen Grafen Don Anthonio wäre? denn sie habe bemerkt, daß er seit einiger Zeit zerstreut sey, und dies könne keine andre Ursache haben, als daß irgend eine Schöne sein Herz bezwungen. Hätte sie mir bey dieser Frage scharf ins Gesicht gesehen, so würde sie aus meiner Verwirrung sich selbige sehr leicht haben beantworten können; allein, dies geschahe im Spazierengehn, sie hatte sich nach einer andern Seite gewendet, und ich bekam dadurch Zeit mich zu erholen. Ich nahm einen lustigen scherzenden Ton an, und gab ihr zur Antwort, ich hielte

ihn

ihn für einen gedankenlosen Gecken, der keiner Leidenschaft fähig sey; ich weiß nicht durch welche Eifersucht getrieben, entwarf ich noch mit muthwilliger Laune ein solches Bild von ihm, welches freylich ganz das Gegentheil von demjenigen war, welches mich überall begleitete. Kaum hatte ich mein Gemälde zu Ende gebracht, so brach die Herzogin in ein lautes Gelächter aus, und sahe mir so scharf in die Augen, daß ich ziemlich aus der Fassung kam; wie ist es möglich sprach sie, „daß Sie gerade von demjenigen Manne, von „welchem alle Damen die größten Begriffe haben, eine so „schlechte Meynung hegen können? wenn ich nicht Ihre na„türliche Unempfindlichkeit kennete, würde ich gerade das „Gegentheil von allem glauben, was Sie jetzt sagten. Wenn „ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich glücklich schätzen, „von einem so vollkommenen Manne geliebt zu werden, „und ihn nicht lange in Ungewißheit lassen. Sie fügte noch eine Menge Dinge zu seinem Lobe hinzu, die ich alle mit heimlichen Entzücken anhörte.

Wer sollte nach dieser Unterredung nicht geglaubt haben, daß die Herzogin aufrichtig mein Bestes wünschte? und wer hätte wohl nach ihrem übrigen Betragen einigen Zweifel in ihre Freundschaft setzen können? Ich weiß nicht, ob ich Tadel verdiene, allein ich war im Begriffe, ihr den wahren Zustand meines Herzens zu gestehen, wenn mich nicht eine falsche Schamhaftigkeit zurückgehalten hätte. Ich glaubte, es sey wenigstens meiner Ehre wegen nothwendig, erst das Geständnis meines Liebhabers abzuwarten, ehe ich meine Schwachheit bekennete. Die wahre Ursache von dem Betragen der Herzogin bey dieser Gelegenheit habe ich nie ergründen können, weil ich, wie man auch aus der Folge sehen wird, keine fernere Gelegenheit dazu hatte; wahr-

scheinlich

scheinlich suchte sie mich aus Eifersucht, wozu ihr vermuthlich das Betragen des Grafen Gelegenheit gegeben, auszuforschen.

Er widerholte nun seine Besuche öfterer; die genaue Freundschaft zwischen ihm und Don Alphonso, des Herzogs Sohne, gab ihm hierzu die beste Gelegenheit, und der Herzog selbst, der ihn sehr schätzte, empfieng ihn jederzeit mit der grösten Achtung. Die Herzogin, von der heftigsten Leidenschaft für ihn hingerissen, vergaß nichts, wodurch sie ihm den Aufenthalt im Pallaste angenehm machen konnte. Die ersten Tage schienen ganz mir gewidmet zu seyn, wenigstens glaubte ich es. Das einzige Ziel seiner Wünsche war, mir zu gefallen. Ich machte im Anfange wie gewöhnlich einen Scherz daraus, nicht sowohl, weil ich daran zweifelte, denn ich glaubte es nur zu gern, sondern weil ich befürchtete, ihm den Sieg zu leicht zu machen, und ich genau von der Aufrichtigkeit seiner Leidenschaft überzeugt seyn wollte, ehe ich ihm meine Schwachheit sehen ließ. Ob es ihm gleich nicht an Gelegenheiten fehlte sich erklären zu können, so hatte ich dennoch bis jetzt keine weitern Beweise seiner Neigung, als Blicke und Seufzer, welche ich aber alle zu meinem Vortheile auslegte.

Dieser gute Anfang wurde auf einmal unterbrochen, ohne daß ich die Ursachen davon errathen konnte. Er blieb drey Tage weg, und als er wiederkam, war er kalt, verändert, ohne die geringste Aufmerksamkeit, — kaum schien er mich zu bemerken. Ich war über diese Aufführung äusserst aufgebracht, und einigemal im Begrif, ihn um die Ursache zu fragen; allein mein Stolz hielt mich allezeit zurück. Endlich glaubte ich mich selbst überwunden zu haben, und

nichts

nichts als Verachtung für ihn zu fühlen, obgleich diese Empfindung mit unendlicher Quaal für mich vermischt war. Die Herzogin, welche meine Unruhe bemerkte, drang deswegen in mich, und ich gestand ihr, daß das, was sie zum Vortheile des Grafen gesagt, meine Meynung von ihm merklich verändert habe, und diese mir ungewohnte Empfindung stöhre meine Zufriedenheit; denn ich war weit entfernt zu vermuthen, daß sie mich hintergienge, ich fürchtete vielmehr, der Graf betröge uns beyde.

„Ich will Ihnen nicht verheelen, sagte das falsche „Weib, daß ich erst entschlossen war, Sie gar nicht an „den Flatterhaften zu erinnern, weil ich wirklich nicht „glaubte, daß dieses Einfluß auf Ihre Ruhe haben könnte; „da Sie aber selbst sein Betragen entfaltet haben, so darf ich „es ihnen nicht länger verbergen, daß er einer andern Leidenschaft nachhängt.„ Ich ward bey diesen Worten roth, und widerholte sie mit einem tiefen Seufzer. „Leider! fuhr „die Herzogin fort, ist es so; ich habe ihm die heftigsten „Vorwürfe deswegen gemacht; allein, den Männern fehlt „es nie an Ausreden, ihren Leichtsinn zu beschönigen, er „führte seine Freundschaft für meinen Sohn an, und die „Gewißheit, daß er, wenn er fortgefahren hätte, diesem „bey Ihnen hinderlich gewesen seyn würde; er betrachtet „seine Veränderung sogar als ein Opfer, welches er seinem „Freunde gebracht habe. Es ist noch ein Glück, daß ihm Ihre „gütigen Gesinnungen unbekannt geblieben sind, die er doch „blos mir zu verdanken hat.

„Möchte er sie doch nie kennen lernen, diese Empfindungen, die ich mit gröster Sorgfalt auszurotten suchen „will! unterbrach ich sie; hätte ich doch nie meine Augen

„auf

„auf einen so unwürdigen Gegenstand gerichtet! Ihnen al-
„lein darf ich es wagen, meine Schwachheit zu gestehn,
„denn ich weiß, Sie werden mich nicht verrathen. Fürchten
„Sie nichts, rief die Herzogin, ich bin Ihre Freundin, und
„werde Ihren Vortheil nie aus den Augen lassen. Ich fragte
sie hierauf mit stotternder Stimme, ob sie den Namen der
Dame wisse, die das Herz des Grafen im Besitz habe, allein
sie versicherte mich, daß sie es, aller angewandten Bemühung
ungeachtet, noch nicht erfahren habe; jedoch hofte sie, das
Geheimnis durch ihren Sohn, für welchem er nichts ver-
berge, noch zu entdecken, und versprach mir alsdann so-
gleich Nachricht davon zu geben.

So ward ich also meiner Nebenbuhlerin zum Spotte, indem ich sie zu meiner Vertrauten machte. Jetzt, da der Nebel von meinen Augen verschwunden ist, kann ich kaum begreifen, wie ich auf eine so niedrige Art hintergangen werden konnte. Ich bemühete mich von nun an, den Grafen aus meinem Herzen zu vertreiben. Oft sahe ich ihn in sehr vertrauten Unterredungen mit der Herzogin, und als ich diese einst frug, ob sie das Geheimnis entdeckt habe, versicherte sie mich, es sey noch nicht möglich gewesen; allein, fügte sie hinzu, „was werden Sie denken, wenn ich Sie versichere, daß er seine neue Geliebte auch wieder verlassen, und nunmehr im Begrif ist, zu Ihnen zurückzukehren? Mein Stolz ward bey dieser Nachricht rege, und ich versicherte ihr, daß er sich vergebens bemühen würde, denn meine Neigung zu ihm sey völlig erloschen; ich bat sie deswegen, meiner gar nicht gegen ihn zu erwehnen. Es ist gewiß, daß ich durch meine eigenen Bemühungen Gewalt über mich selbst erhalten hatte, und endlich meine Leidenschaft ganz überwunden haben würde.

Bey einem grossen Feste, welches der Herzog einige Zeit nach dieser Unterredung der Nachbarschaft gab, entfernte ich mich ein wenig von der Gesellschaft, um in einer abgelegenen Allee spazieren zu gehn. Ich war noch nicht lange dort, als ich den Grafen auf mich zukommen sahe; ich glaubte sogleich, daß die Herzogin ihm dies Mittel an die Hand gegeben hätte, um sich bey mir zu rechtfertigen. Die ernsthafte und stolze Art, womit ich ihn empfieng, machte ihn verwirrt, ich bemerkte deutlich daß er zitterte, und er hatte Mühe einige Worte hervorzubringen. Er fieng „endlich die Unterredung folgendermassen an: er wundre sich, „daß jemand, der sonst so aufgeräumt sey wie ich, die Ein„samkeit suche; doch wäre dies allenfalls bey jemand, der zärt„lichen Gedanken nachzuhängen hätte, erklärbar, allein bey „Ihnen, Madam — — Meynen sie mich, unterbrach „ich ihn? Woher wissen sie denn, ob nicht die Liebe mich „hierher geführt hat? Verzeihen Sie mir, sprach er, Ihre „Gesinnungen sind zu bekannt, als daß man Sie in einem „solchen Verdachte haben könnte, und sollten Sie ja etwas „lieben, so fürchte ich — es kann nichts als Sie selbst seyn. „— — Ohne weiter das Compliment zu untersuchen, so „möchte ich wohl wissen, Herr Graf, warum gerade Sie mir „diesen Vorwurf machen? — unterdessen, (nach einigem „Nachdenken) man sagt von Ihnen, Sie wären nicht gleich„gültig.

Der Graf. „Diese Eigenschaft habe ich nie affectirt, „und am wenigsten in Ihrer Gesellschaft.

Ich. „In meiner Gesellschaft? — und Sie sollten wissen, daß ich unempfindlich bin?

Der Graf. „Leider ists so! und dem ungeachtet habe „ich mich dadurch nicht abhalten lassen, das Schicksal so vie„ler andrer Unglücklichen zu theilen, die Ihre Strenge er„fahren haben.

Ich. Dieser Beweis ist wohl nicht völlig richtig; daß ich einige Zeit unempfindlich geblieben bin, kommt wohl nur daher, weil ich den Mann noch nicht gefunden hatte, der mich rühren konnte. Unterdessen giebt es oft unter einer grossen Menge nur einen Einzigen, der ein gegründetes Recht hat, sich eines bessern Erfolgs zu schmeicheln, und denn ist es wohl seine eigne Schuld, wenn er irrt.

Ich konnte diese letzten Worte nicht ohne Erröthen sagen; der Graf schien hierüber erstaunt, und war eben im Begriffe, mir zu antworten, als die Herzogin, die unsre Abwesenheit sogleich bemerkt hatte, uns unterbrach. Ich wette „redete sie uns an, Sie haben von Liebe gesprochen. „Es ist wahr, antwortete ich, wir sprachen über so etwas, „und unser Streit entstand daher, weil mich der Graf be„schuldigte, ich sey völlig unempfindlich. Sie nahm sogleich das Wort auf, „auch wohl nicht ganz ohne Ursache. Hätte „er Sie nicht heftiger als alle übrigen geliebt, so würde er ge„schwiegen haben; wenn Sie es etwa noch nicht wissen, so „sage ich es jetzt, und will Ihnen auch nähere Umstände da„von angeben. — — Ich hofte, sprach ich, daß mich „der Graf hinlänglich für seine Freundin hält, als daß er „mir nicht selbst jede nothwendige Erklärung hierüber geben „sollte, und wenn wir beyde nur den Streit ausmachen, so „weiß ich besser, welche Gründe und Beschwerden ich gegen „ihn anzubringen habe.„ Dies letzte sprach ich in einem spöttischen Tone, welcher traf, ohne daß ich Absicht deswegen

hatte;

hatte; denn eigentlich mochte ich die Herzogin unrecht verstanden haben, weil ich glaubte, sie nähme die Parthey des Grafen zu sehr, und spräche blos, um ihn bey mir zu entschuldigen, mehr als er vielleicht selbst gethan haben würde. Sie lenkte hernach die Unterhaltung auf etwas anderes, und brachte uns unvermerkt zur Gesellschaft zurück.

Den Tag darauf stand ich eben mit einigen andern Damen auf dem Balkon, als sich mir der Graf nahte, und, indem er das gestrige Gespräch unvermerkt wieder auf die Bahn brachte, mich frug, „ob ich wohl bös seyn würde, wenn jemand mich mit der heftigsten Leidenschaft liebte:„ Ich gab ihm hierauf zur Antwort, daß es nur wenig Männer gäbe, von denen ich es dulden, und nur einen, dem ich es verzeihen könnte. Hierdurch, und die Blicke, womit ich es begleitete, glaubte ich ihm genug gesagt zu haben. Er hatte meine Offenherzigkeit bemerkt, schien aber nicht geneigt zu seyn, einigen Gebrauch davon zu machen. Ich weiß Madam, sprach er, daß es Thorheit seyn würde Ihnen so etwas zu sagen, wenn der Mann nicht in Absicht des Ranges sowohl als der Verdienste und jeder andern Betrachtung völlig Ihre Hochachtung verdiente; allein der, für welchen ich spreche, wird, glaube ich, jede Ihrer Erwartungen erfüllen. Da ich die ganz unverhofte Wendung sahe, die er genommen, so hatte ich nicht Gedult genug ihn auszuhören, weil ich nun offenbar merkte, daß er nicht für sich selbst sprach; ich unterbrach ihn also kurz und sprach, „ein so vollkommener Liebhaber wie der Graf Don Anthonio würde mir vielleicht nicht mißfallen, jeder Andre aber „sich nur vergebne Mühe geben.„ Kaum hatte ich dies gesagt, so bereuete ich es schon, mich so deutlich erklärt zu haben, und entfernte mich geschwind, um meine Verwirrung zu verbergen.

„Himmel, wie unglücklich bin ich! rief er aus, indem „er mich zurückhielt. — Wie so? kann Sie meine Ach- „tung unglücklich machen, frug ich? — — O! ja, sprach er mit einem tiefen Seufzer, denn man hat es mir unmög- lich gemacht, mich desselben würdig zu machen. Alles hätte ich dafür hingegeben? — Hier hielt er inne. — Ich verstehe Sie nicht, sagte ich, um ihn zu nöthigen sich weiter zu erklären. — O! Madam! man hat mich ge- zwungen, alle Ansprüche darauf aufzugeben. Sobald ich dies gehört hatte, entfernte ich mich sogleich, nachdem ihm noch einige Blicke meinen ganzen Zorn gesagt hatten; da er mir aber dennoch folgte, so machte ich ihm ein Zeichen mit der Hand, mich zu verlassen, denn der Gram hatte mich des Vermögens zu sprechen beraubt. Ich brachte die folgende Nacht unter unaussprechlichen Martern zu; Wuth, Schaam, Verdruß und Reue, überfielen jetzt ein hintergangnes, von ihrer besten Freundin verlachtes Mädchen. Der Eindruck dieser Leidenschaften auf meinen Körper war sehr stark, und ich muste verschiedne Tage im Bette bleiben. Unterdessen war ich dennoch entschlossen noch einmal mit ihm zu sprechen, um wessentwillen er mir entsagt hatte. Ich glaubte, es sey niemand als Don Alphonso, allein, ich wollte gern den Zusammenhang der Sache wissen, und erwartete deswegen täglich, ihn mit seinem Freunde oder der Herzogin bey mir zu sehn. Allein, obgleich das ganze Haus, und alle meine Bekannten mich besuchten, so kam er dennoch nicht, bis ich ihn endlich einmal in meinem Vorzimmer hörte. Ich schickte sogleich mein Kammermädchen, und ließ ihn bitten zu mir zu kommen, weil ich etwas mit ihm zu sprechen hätte; diese sagte mir, als sie zurückkam, daß er sogleich willig dazu gewesen, allein, die Herzogin habe ihn zurückgehalten; ich wunderte mich gewaltig, als er eben mit ihr hereintrat.

„Sie

„Sie sehen, sprach ich zu der letztern, daß, wenn man „das Vergnügen haben will, den Grafen zu sehen, so muß „man ihn rufen lassen. Ich bin eben nicht sehr gewohnt „dies zu thun, und würde es auch nicht zu der Zeit gethan „haben, da ich noch mehrere Hochachtung für ihn hegte; da „ich aber von ihm selbst erfahren habe, daß er genöthigt „worden, auf diese Achtung Verzicht zu leisten, so können „Sie glauben Madam, daß nichts als sehr wichtige Ursa„chen mich bewegen konnten, ihn um eine Unterredung zu „bitten.

Da ich dieses in einem sehr ernsthaften Tone sagte, so erschrack er so sehr, daß er beynahe nicht sprechen konnte, und als ich mich zu der Herzogin wendete, um sie wegen der Ursache seines Stillschweigens zu befragen, so fand ich sie in eben so grosser Verwirrung. „Er erholte sich endlich, und sagte mir mit weggewendetem Gesicht, „ich war Wil„lens, Ihnen, Madam, wegen dessen, was Sie zu wissen ver„langen, völlige Auskunft zu geben, allein es muß zu ge„höriger Zeit und an dem rechten Orte geschehn. Ich versicherte ihm hierauf, daß ich nichts für der Herzogin geheim hielte, und diese begab sich sogleich an ein Fenster, indem sie sagte, sie wollte uns nicht hindern. Allein deswegen sprach dennoch der Graf nicht, sondern er gab mir nur einen Brief, und gieng mit einer stillschweigenden Verbeugung fort. Nachdem er weg war, näherte sich mir die Herzogin wieder, und frug mich, wie es käme, daß er mir nicht wenigstens den Namen der Person genennet, die ich so viel Recht zu hassen hätte. Doch ich will sie Ihnen selbst nennen, sprach sie, — ich bin es, und diese Erklärung wird Sie eben so sehr wundern, als mich die Rede des Grafen in Erstaunen gesetzt hat. Ich war völlig ausser Stand, sie zu unterbre-

„chen.

chen. „Sie wissen, fuhr sie fort, daß er mir gesagt hatte,
„er habe aus Freundschaft für meinen Sohn seine Ansprüche
„auf Sie fahren lassen, und deswegen die Augen auf eine
„andre Schönheit geworfen; da ich von Ihnen Auftrag dazu
„hatte, so drang ich in ihn, den Namen derselben zu wissen,
„er hatte also die Unverschämtheit mir zu sagen, ich sey es
„selbst. Sie können glauben, wie ich es aufnahm; ich ver=
„sicherte ihm ernsthaft, daß er bey mir mit seiner Galante=
rie am wenigsten seine Rechnung finden würde, weil ich gar
nicht dazu aufgelegt sey.

Ich kannte das Temperament der Dame zu gut, um
ihr in diesem Stücke aufs Wort zu glauben; und hatte,
während daß ich sie sprach, mich so weit wieder gesammlet,
daß ich sie beobachten konnte. Jeder Umstand schien ihre
Verrätherey zu enthüllen; ich sagte deswegen, „wirklich
„Madam, Sie haben sich meiner Sache mehr angenommen,
„als nöthig war. Kurz vorher versicherten Sie mir, daß
„Ihnen dieser junge Cavalier, wenn Sie an meiner Stelle
„wären, sehr gefallen könnte, ich muß es also als ein gros=
„ses Opfer betrachten, da er sich Ihnen freywillig übergeben
„hatte. Ich that, versetzte sie, was ich sowohl Ihnen als
„mir selbst schuldig war. Hieran zweifle ich, sagte ich mit
„einiger Bewegung, und es ist nothwendig, die Sache näher
„zu untersuchen, wozu dieser Brief, den ich eben von ihm
„erhalten habe, vieles beytragen kann.„

Madam!

Wie unglücklich ist nicht derjenige, der bey einer gros=
sen Verlegenheit eher den Rathschlägen andrer folgt, als der
Stimme seines Herzens. Nie hat jemand so heftig geliebt,
als ich Sie, vom ersten Augenblicke an, und selbst ungeachtet

des

des Eydes, den ich wegen des Gegentheils gethan, bete ich Sie noch in diesem Augenblicke an. Da die Beschreibung Ihres Stolzes und Unempfindlichkeit, die ich von Leuten hörte, in die ich nicht das geringste Mistrauen setzte, mir beynahe alle Hofnung geraubt hatte, Sie jemals zu rühren, so suchte ich eine weniger grausame Schöne; nicht aus Leichtsinn, sondern weil ich die Folgen meiner zu heftigen Leidenschaft befürchtete. Wenn ich unrecht that, so bin ich gewiß härter dafür bestraft, als Sie wünschen können. Möchte doch meine Reue die übeln Eindrücke auslöschen, die mein Irrthum Ihnen von meinem Herzen gegeben hat!

„Was höre ich, rief die Herzogin! als ich ihn gelesen „hatte, wie kann er die offenbarste Untreue entschuldigen, „und irgend jemand andern als sich selbst anklagen?„ Er mag sich rechtfertigen, Madam, sagte ich, und wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir nach ihm schicken. „Ich soll dabey gegenwärtig seyn?„ unterbrach sie mich; indem sah' ich den Grafen meine Thür öfnen, er schien sehr verwundert uns noch beysammen zu treffen, und war im Begrif weg zu gehen, allein, ich rief ihn zurück. Die Herzogin stand in grosser Furcht und Verwirrung auf, und ergrif ihn bey der Hand, indem sie zu mir sagte, „ich habe nur noch einige Worte „mit ihm zu reden, alsdenn kann er Ihnen alles beantworten;„ so wenig ich mit diesem Betragen zufrieden war, so ließ ich sie dennoch gehen, denn ich hofte, der Graf würde zurück kommen; allein, ich sahe ihn diesen Tag nicht mehr. Ich befand mich am nächsten Tage wieder besser, um wieder zur Gesellschaft gehen zu können; da ich aber hörte, daß diesen Abend ein Ball seyn würde, so ließ ich das Haus noch in der Meynung, daß ich unpäßlich sey, weil ich blos in der Maske hingehen wollte, um den Grafen zu sprechen.

Ich

Ich konnte ihn jedoch unter der Menge nicht finden, die Herzogin aber hatte mich entdeckt, und über meine Verkleidung unruhig, folgte sie mir, als ich den Saal verließ, bis in mein Zimmer, wo ich ziemlich verwundert über ihren unerwarteten Besuch war.

„Welche Nachrichten haben Sie von dem Grafen? „redete sie mich an; ich würde mir sie von Ihnen ausbitten, „gab ich ihr zur Antwort, wenn ich deren bedürfte, denn „ich habe ihn seit gestern nicht gesehen. Sie erlaubten mir „nicht, mit ihm über einen Punkt zu sprechen, der uns beyden gleich wichtig seyn muß. Ich sollte meynen, sprach sie, „daß Sie genug über diese Materie gehört hätten. — — „Wie so? — da ich nicht mit ihm reden konnte? — — „Man sagt im ganzen Pallaste, daß Sie den ganzen Abend „in Maskenkleidern zusammen herumgegangen sind. — „Da irrt man sich sehr. Die Herzogin, die vermuthlich sich vorgenommen hatte, mit mir zu brechen, und Gelegenheit deswegen an mir suchte, ließ mir nicht Ruhe, bis ich ihr ziemlich freymüthig meine Meynung sagte, wobey ich in Thränen ausbrach; da ich aber nicht Lust hatte, ihr diese sehen zu lassen, so gieng ich nach meinem Cabinette. „O! meine Beste, schrie sie, Sie wollen allein seyn, und „Ihre Einbildungskraft mit den Gedanken an den schönen „Grafen nähren; oder suchen Sie ihn vielleicht gar hier, „wo Sie ihn verborgen haben?„ Bey diesen Worten nahm „sie das Licht vom Tische, und gieng nach der Thüre des „Clasets. Ich machte nicht die geringste Bewegung, sie zurück zu halten, denn ihre Begegnung erfüllte mich mit Widerwillen und Abscheu; allein, unglücklicherweise fand sich zu ihrem Triumphe der Graf in dem Cabinette; der Schreck und tausend verwirrte Empfindungen, die sich in

diesem

diesem Augenblicke meiner bemächtigten, machten, daß ich ohnmächtig in einen Stuhl sank.

Der Graf, wenigstens dem Scheine nach, von Schmerz durchdrungen, daß er die Ursache von allen diesen Unruhen war, warf sich zu meinen Füssen, und bat mich um Vergebung. „Was haben Sie gethan! rief ich, da ich mich erholt „hatte, Sie haben mich unglücklich gemacht! Gehn Sie, und „kommen Sie nicht wieder vor meine Augen, bis Sie sich gehörig rechtfertigen können. Er versicherte mir, daß meine Furcht ungegründet sey, weil er die Herzogin, ehe sie weggegangen, überzeugt, daß ich an dem ganzen Zufalle keinen Antheil habe, und die Ursache, warum er sich bey mir verborgen, wäre die scharfe Aufsicht, die sie den ganzen Abend auf ihn gehabt; er habe versucht mich hier zu sprechen, sey deswegen nach meinem Zimmer gegangen, und da er bey meiner Zurückkunft gehört, daß ich nicht allein sey, sich hier zu verbergen gesucht. Diese Erzählung, die mit allem Anscheine von Aufrichtigkeit vorgetragen wurde, trug nicht wenig dazu bey, mich zu beruhigen.

Wir sahen einander nun oft, ohne uns weiter um die Herzogin zu bekümmern, und bey dem ersten Besuche, nach diesem Vorfalle, sagte ich ihm, wenn er mir gefallen wollte, so sollte er mir das Geheimnis aufklären; allein, er bat mich in so verbindlichen Ausdrücken, deswegen nicht in ihn zu dringen, daß ich nicht allein nachgab, sondern selbst meine Hochachtung für ihn noch dadurch vermehrt ward. Jedoch gab er mir zu verstehen, daß er die Herzogin in seinem Briefe gemeynet hatte. Diese betrübte Dame fand ausser uns wenig Ruhe, sie machte daher die ersten Schritte zum Frieden, und schlug eine Unterredung mit uns vor,

worein

worein ich auch willigte. Sie führte mich nach ihrem Cabinette, und sagte nunmehr mit einem tiefen Seufzer;

„Liebe Anastasia, sind Sie noch bös auf mich? Ich „versicherte ihr, daß unsre Zwistigkeit, zu welcher ich doch „keine Gelegenheit gegeben, mir selbst äusserst empfindlich „sey. Wollen Sie alles Vergangene vergessen, fuhr sie fort, „und mich für Ihre wahre Freundin halten? Meine Ant„wort darauf war, so wie sie sie wünschen konnte. Gut, „sprach sie, nun sagen Sie mir, hat Ihnen der Graf die „Heyrath vorgeschlagen, und lieben Sie ihn genug, um ihm „Ihr Wort zu geben?„ In diesem Augenblicke glaubte ich, daß der ganze Vorschlag von ihr herkäme; sie sahe, daß ich lächelte, und nicht so leicht zu fangen seyn würde, „des„wegen setzte sie hinzu, ich rede nicht mit Ihnen als Ihre „Nebenbuhlerin, sondern als Ihre wahre Freundin. Es „hängt nur von Ihnen ab, den Grafen zu heyrathen. „Hier ist ein Brief, welchen der Herzog auf des Grafen „Bitte an Ihren Vater deswegen geschrieben hat, und ich „zweifle nicht an dessen Einwilligung.„ Da ich die Hand des Herzogs kannte, so zweifelte ich nicht mehr daß es Ernst sey. Ich überließ mich nun der Freude, doch hütete ich mich sehr, sie auf irgend eine Art ausbrechen zu lassen, um eine Person, die das, was sie dabey verlor, wohl kannte, nicht allzusehr zu reitzen.

Bey meiner Zurückkunft fand ich den Grafen in meiner Stube, dem ich sogleich die gehabte Unterredung mittheilte. Er schien für Freude ausser sich zu seyn. Er hatte vom Herzoge die Erlaubnis erhalten, mich so oft zu sehn, als er wollte, und wir machten uns dieser Freyheit zu Nutze. Unsere beyderseitige Leidenschaft wurde unvermerkt zärtliche

Ver=

Vertraulichkeit. Er gieng oft weiter als er durfte, und ich erlauben sollte, allein, wie konnte ich, die ich ihn auf das heftigste liebte, mich gegen die Entzückungen eines Liebhabers schützen, mit welchem ich in wenig Tagen verbunden werden sollte? Im Anfange zwar hielt ich ihn in Schranken, ich wollte ihm selbst nicht einen Kuß auf meine Hand erlauben; allein die Liebe, die uns immer nach und nach verblendet, macht auch zuletzt alle unsre Vorsicht vergebens, und uns mit Sachen vertraut, an die wir vorher nicht zu denken wagten. Die erste Erröthung nur kostet uns, und wenn diese überwunden ist, so folgt das Uebrige nur zu leicht.

Mit gleicher Ungedult erwarteten wir meines Vaters Antwort. Schon hatten wir einander Versicherungen ewiger Treue gegeben, und den Entschluß gefaßt, wenn auch mein Vater seine Einwilligung versagte, dennoch uns zu vereinigen. Solche Versprechungen, indem sie die Ehre eines Weibes sicher zu stellen scheinen, sind die grösten Fallstricke für ihre Tugend. Der Graf, der, wie alle Liebhaber, ungedultig war, und beständig ein neues Hindernis befürchtete, sagte mir, indem er einige kleine unbedeutende Gunstbezeigungen raubte: ich würde seine Glückseligkeit aufs höchste bringen, wenn er mich mir selbst, und nicht allein dem Befehle meines Vaters zu danken hätte, und wenn ich ihn liebte, so sey ich ihm diesen Beweis schuldig. Ich that nicht als ob ich ihn verstanden hätte, allein nach und nach ward er deutlicher, so daß ich nunmehr in die Verlegenheit kam, mich entweder mit ihm zu veruneinigen, oder ihm triftige Gegengründe anzuführen. Das erste war mir mit einem Manne, den ich so sehr liebte, unmöglich, und das zweyte ward vergebens, denn, so sehr ich auch mit dem Munde

stritt,

stritt, so wenig war mein Herz dabey. Wenn ein Frauenzimmer schon unentschlüßig wird, so ist ihr Fall nahe.

Nachdem ich einige Zeit mit meiner erhitzten Einbildungskraft gekämpft hatte, so glaubte ich zur Befriedigung meiner Ehre genug gethan zu haben; und da ich in mir selbst nur eine zu starke Neigung fühlte mich zu ergeben, so hielt ich so viele Zurückhaltung mit einem Manne, der dem Herzoge sein Ehrenwort gegeben mich zu heyrathen, und noch überdies jeden Tag mit tausend Eyden mir das nemliche versicherte, für unnöthig. Es sollte die künftige Nacht, unsrer Abrede gemäs, wenn alles im Hause ruhig seyn würde, in meine Stube kommen, da diese aber zunächst an dem Zimmer der Herzogin war, in welches ich zu allen Zeiten freyen Eintritt hatte, so verbot ich ihm, weder zu sprechen, noch sonst das geringste Geräusch zu machen, und versprach die Thüre aufzulassen. Selbstliebe könnte freylich hier manches zur Entschuldigung anführen, allein, ich verdamme mich selbst, und alle diejenigen meines Geschlechts, welche auf diese Art sich ihren Liebhabern überlassen, ehe sie nach denen Gesetzen dazu berechtigt sind. Die Stimmen der Männer sind, wenn sie ein Weib verführen wollen, alle reizend wie der Gesang der Sirenen; wäre ich klüger und tugendhafter gewesen, so würde mein jetziger Zustand nicht so elend seyn.

Der Herzog war diesen Tag nach Cadix gereißt, woselbst einige Registerschiffe angekommen waren, an denen er Antheil hatte; alles schien uns günstig zu seyn, allein, alles hatte sich eigentlich zu meinem Unglücke vereinigt. Die Stunde kam; ich hörte eine Mannsperson in mein Zimmer kommen, denn ich hatte kein Licht ihn zu sehen. Ich

glaubte,

glaubte, es sey mein Liebhaber, und empfieng ihn so; wir brachten ungefehr zwey Stunden in dem grösten Stillschweigen zu. Er schlief hierauf ein; da ich mich nicht recht wohl befand, und ein Licht nöthig hatte, um das, was ich brauchte, zu suchen, so wagte ich es, mich in das Zimmer der Herzogin zu schleichen, wo, wie ich wuste, ein Nachtlicht brannte. Ich war beynahe versteinert, als ich eine Mannsperson beynahe völlig angezogen an ihrer Seite liegen sahe. Als ich mein Licht angezündet hatte, konnte ich der Neugier nicht widerstehn, zu wissen, wer dieser beglückte Liebhaber sey. Wie groß war mein Erstaunen, als ich das nemliche Kleid an ihm wahrnahm, welches ich so oft den Grafen hatte tragen sehen! Wäre ich nicht überzeugt gewesen, daß ich diesen in meinem Zimmer zurückgelassen, so weiß ich nicht was ich gethan haben würde; es war völlig seine Gestalt, und die nemliche Farbe seiner Haare; allein, sein Gesicht konnte ich nicht sehen, denn die Herzogin bedeckte es mit ihrem Arme. Ich war dicht an dem Bette, und konnte mich also nicht irren. Träum' ich oder wach' ich? sagte ich bey mir selbst, ist dies nicht der Graf? und sollte er mich wohl verlassen haben, um zu der Herzogin zu gehn? Vielleicht wußte sie, daß er diese Nacht mit mir zubringen würde! Alle diese Ideen fuhren zugleich durch meinen Kopf. Ich lief sogleich in meine Stube um die Wahrheit zu ergründen, und fand hier wieder zu meinem Erstaunen den Grafen. Himmel! rief ich, welches ist der rechte? als ich mich ihm aber mehr näherte, so sahe ich an der Farbe seiner Haare, wie gröblich ich mich geirrt, und daß ich dem Don Alphonso meine Tugend aufgeopfert hatte.

Verzweiflung, Rache und Raserey bemächtigten sich meiner in diesem Augenblicke. Ich ergrif seinen Dolch, der

auf

auf meinem Tische lag, und überlegte, welchen von den dreyen ich meiner Wuth zuerst aufopfern sollte, allein, bald schien mir der Graf der Strafbarste. Ich lief in die andre Stube, doch das Geräusch, welches ich machte, erweckte Don Aphonso; bestürzt über den Anblick, sprang er aus dem Bette und folgte mir in das Zimmer seiner Mutter. Meine Hand war schon ausgestreckt, um das Herz des Bösewichts zu durchstossen, hätte nicht Alphonso in diesem Augenblicke meinen Arm aufgehalten; allein, wie groß war dessen Erstaunen, als er den Grafen bey seiner Mutter traf! Der Zorn trieb ihn nun an das zu thun, was er mich erst verhindert hatte, um die Schande seiner Familie in dem Blute dessen, der sie beschimpfte, abzuwaschen. „Verräther „rief ich, indem ich mich auf ihn warf, diesen Streich zu „vollführen gehört mir und nicht dir, du mußt nicht das „Vergnügen geniessen, dich zuerst zu rächen.

Ueber diesen Lerm erwachte die Herzogin mit ihrem Liebhaber. Schrecken, Schaam und Verwirrung war in ihren Gesichtern. Der Graf, der aus Alphonso's Bemühungen, sich von mir loszureissen, schloß, daß er ihm nach dem Leben trachtete, versuchte auf der andern Seite des Bettes herauszuspringen, entweder, um sich mit der Flucht zu retten, oder sich in Vertheidigungsstand zu setzen; allein der Tod ereilte ihn bey seinem Versuche. Don Alphonso hatte sich von mir losgemacht, ergrif ihn bey seinem Kleide, zog ihn zurück, und stieß ihm den Dolch in die Brust. Er war eben im Begriffe ihm den zweyten Stoß zu geben, als ich von ungefehr meine Augen auf ein paar Pistolen warf, die über dem Kamin hiengen. Ohne die mindeste weibische Furcht versuchte ich sie, und fand sie geladen. Wie ein Blitz fuhr ich auf den Elenden zu, der mir durch den nie-

verträchtigsten Betrug meine Unschuld geraubt hatte, und schoß ihn durch den Kopf. Mit Freuden sah' ich ihn fallen und den letzten Seufzer ausstossen. Die Herzogin war noch allein meiner Rache übrig. Ich schoß nach ihr, als sie voll Verwirrung in der Stube herumlief, aber ich fehlte. Als sie mich nun ohne Waffen sahe, ergrif sie den Dolch des Grafen, der auf ihrem Nachttische lag und gieng auf mich los; allein, ich hatte so viel Gegenwart des Geistes, mich dessen, den Alphonso hatte fallen lassen, zu bemächtigen. Es erfolgte nun ein Gefecht, worin sie mehr ihr Leben beschützte und mir beständig zurief aufzuhören; ich hingegen ward von dem Gefühl des mir angethanen Unrechts, wovon ich sie als die Hauptperson betrachtete, angetrieben. Indem ich ihr eben einen Stoß in die Brust geben wollte, hob sie selbst durch eine Bewegung meinen Arm, und bekam dadurch den Stich in den Hals; sie rächte sich, und stieß mich in den Leib, der Verlust des Bluts aber schwächte sie gleich so, daß sie ihr Gewehr fallen ließ; dies hob ich auf und stieß es ihr ins Herz.

Diese schrecklichen Auftritte geschahen alle in zwey oder drey Minuten, und würden vielleicht bis zum Tage unentdeckt geblieben seyn, wenn nicht zwey grosse Hunde im Hofe bey dem Knallen der Schüsse so heftig zu bellen angefangen hätten, daß alles im Hause darüber erwachte. Zwey Kammermädchen der Herzogin traten in das Zimmer, und fiengen so an zu schreyen, daß alles herzulief. Ich lag in meinem Blute, hatte aber doch noch so viel Kräfte, mit wenig Worten den ganzen Auftritt, nebst der Veranlassung dazu, zu erklären. Die Bedienten, anstatt mich mit Verwünschungen zu überhäufen, schienen mich vielmehr zu bedauren. Mein Mädchen brachte mich mit Hülfe einiger Andern auf

mein

mein Bette, gab mir einige stärkende Mittel, und suchte das Blut zu stillen. Ein Wundarzt, den man gerufen, wollte meine Wunde besichtigen; allein ich rief, man sollte mich in diesem Zustande sterben lassen; meine Verbrechen verdienen kein längeres Leben, das mir nur eine Last seyn würde. Unterdessen ließ ich mich dennoch überreden, und mich verbinden, welches auch einige Tage hintereinander geschahe. Ich ließ mich aus dem Pallaste weg in eine andere Wohnung bringen, wo ich in meiner Krankheit diese wahrhafte Erzehlung aufgeschrieben habe. Ich hoffe gewiß, daß Gott, meiner Missethaten ungeachtet, mir verzeihen, und mich bald in die Wohnungen der ewigen Freude aufnehmen werde.

W — — rf.

III.

Historische Nachricht von dem Aufruhr in Constantinopel, im Jahr 1655.

Folgende Erzählung dieses merkwürdigen Vorfalls ist von einem Augenzeugen, der sich damals in Constantinopel befand.

Es war der 28ste Febr. 1655. als der Großsultan, durch die Klagen der Bassen aufgebracht, die aus Candia kamen, und

und sich laut über Mangel an Verstärkungstruppen auf dieser Insel beklagten, dem Mufti befahl, den Großvezier, die Cadileskers, den Janitscharen Aga und die sechs Galars oder Obristen der Cavallerie zusammenzurufen; worauf er das Wort nahm und dem Großvezier erklärte, daß er durchaus wollte, daß Candia erobert würde. Der Großvezier antwortete hierauf weiter nichts, als: Herr, dein Wille soll geschehn. Der Sultan forderte sodann von ihm das Reichssiegel, das er sofort übergab, weil er es beständig bey sich trägt, und ließ den Capidgiler Kiayasi rufen, der ungefehr so viel wie ein Gardeobrister sagen will, und gab ihm das besagte Siegel, mit Befehl, es schleunig dem Hussein Bassa, commandirenden General der türkischen Armee in Candia, zu überbringen. Er glaubte durch diesen Kunstgrif ihn nach Constantinopel zu ziehn, woselbst er ihm den Kopf wollte abhauen lassen. Um diese List desto besser auszuführen, wurde der Großvezier seiner Würde entsetzt, und Zornesan, Mustapha Bassa zum Caimakan oder Interimsvezier bis zur Ankunft des Hussein gemacht. Dieser Caimakan schmeichelte sich indessen, selbst Großvezier zu werden, und schickte daher sogleich dem abgeordneten Capidgiler Kiayasi Befehle zu, blos den Vorschriften gemäß zu handeln, die er ihm künftig zusenden würde; dieser aber kehrte sich daran nicht, und setzte seinen Weg fort, da er überzeugt war, daß der Sultan hiervon nichts wisse.

Wenig Tage nach seiner Abreise kamen 200 Janitscharen aus Candia in Constantinopel an, die fünf Jahre bey der Armee gewesen waren, ohne weder Sold noch die ihnen gehörigen Kleidungsstücke zu erhalten. Sie beklagten sich bey dem Janitscharen Aga, der sie zum Kiaya Bey, oder General der Infanterie schickte. Bey diesem also wurden

ihre Klagen widerholt, der ihnen aber zur Antwort ertheilte:
„Packt euch fort ihr Hunde, sonst lasse ich euch alle erwür-
„gen und ins Meer werfen. Ihr liegt beständig in den
„Schenkhäusern, und doch untersteht ihr euch, mir solche
„Klagen vorzubringen. Ihr gehört zu den Dieben, die
„des Nachts in die Häuser armer Leute einbrechen. Fort
„mit euch.„ Die so gemißhandelten Janitscharen entfern-
ten sich schweigend und begaben sich nach dem Platz Atmei-
dan, wo sie mehrere Topgis und Dgebedgis antrafen, die
eben so unzufrieden waren, daß man ihnen ihren Sold zu-
rückhielte. Sie fanden sich 400 Mann stark, unternah-
men aber nichts bis den 4ten März, da sich ihre Anzahl
schon über 5000 erstreckte. Sie versammleten sich auf dem
Atmeidan, und schwuren, wegen des erlittenen Unrechts Rache
auszuüben. Den folgenden Tag waren sie schon über 10,000
angewachsen. Unter ihnen befand sich ein Spahi, Namens
Gelep Assan Aga, der nur ein gemeiner Mann war, al-
lein viel Verstand hatte, und so wohl zu reden wuste, daß
er zum Oberhaupt der Conföderation ernannt wurde. Der
allgemeine Schluß fiel nun dahin aus, daß man den Sultan
nöthigen müsse, einen Ayac Divan oder öffentliche Audienz
zu geben. Der Kislar Aga, Oberster der Verschnittenen,
und andere zum Serail gehörige Grossen, schickten auf er-
haltene Nachricht den Nazin Eschref, Oberhaupt der Emirs,
an sie ab, um ihr Verlangen zu erfahren. Dieser Mann
redete ihnen gütlich zu; man hörte ihn an, und gab ihm
schriftlich die Ursachen ihrer Zusammenkunft, damit er sie
dem Sultan vortragen könnte. Mit dieser Schrift versehn,
kehrte er zum Serail zurück. Der Kislar Aga wollte aber
nicht, daß dieser Aufruhr dem Sultan zu Ohren kommen
sollte; befahl ihm daher, sich sogleich zu entfernen, und
schickte nunmehr den Nichangi Bassa ab, um den Soldaten

zu sagen, sich nach Hause zu begeben, mit der Versicherung, daß ihnen alles Rückständige richtig bezahlt werden sollte. Dieses blosse Versprechen, weit entfernt sie zu beruhigen, brachte sie vielmehr auf; sie warfen ihn mit Steinen, und wollten ihn in Stücken reissen, denn sie sagten: sie wüsten sehr wohl, daß er nicht im Namen des Großherrn käme, sondern von den Verschnittenen abgeschickt wäre. Gelep Assan Aga verhinderte jedoch, daß man ihn umbrachte; indessen wurde er nicht zurückgelassen.

Der Kislar Aga, hiedurch beunruhigt, schickte den Mustapha Bassa mit einem Cabinetsbefehl ab, den er vorgab, vom Sultan selbst erhalten zu haben. Der Inhalt war, daß er Gott bäte, daß das Brod und Salz, das sie in seinem Dienst gegessen hätten, ihnen wohl anschlagen möchte, und daß er sie ersuchte sich nach Hause zu begeben, da er zu ihrer Genugthuung bereits denjenigen ihre Würden genommen hätte, über die sie sich beklagten, nemlich dem Janitscharen Aga und dem Kiaya Bey. Sie riefen aber hierauf einmüthig, daß dieses noch nicht genug wäre, daß sie nicht allein entsetzt werden, sondern auch sterben müsten; überdem verlangten sie, daß der Sultan einen Ayac Divan halten sollte, wo nicht, daß es ihm gereuen würde, weil sie durchaus die Räuber wissen wollten, die den kayserlichen Schatz ausleerten, und warum sich so viel falsche Asper unter ihrem Solde befänden. Kurz, weil er ihr Beherrscher wäre, so wollten sie ihn sehen, und ihm selbst ihre Klagen vorbringen. Diese Antwort konnte jedoch nicht überbracht werden, denn sie behielten diesen Abgeordneten sowohl, wie den vorigen, bey sich. Noch denselben Tag fand sich der neuerwählte Kiaya Bey in Begleitung der obengedachten sechs Obersten der Cavallerie und aller Tchorbagis und Odabachis

auf dem Platz ein. Es wurde in Gegenwart der ganzen Versammlung ein Alcoran, ein Schwerdt, Brod und Salz herbeygebracht, und nun thaten diese bewafneten Abgeordneten einen Eyd, daß sie alle ihre Köpfe verpfändeten, daß kein Haar den Janitscharen gekrümmt werden sollte. Diese letztern schwuren darauf das nemliche Bündnis mit den Spahis. Nun folgte ein Gebet, sodann traten die Vornehmsten von beyden Theilen zusammen, und eröfneten eine Conferenz, die die ganze Nacht bis am Morgen dauerte. Es wurde eine Liste derjenigen gemacht, die ihnen ausgeliefert werden sollten. Die Anzahl derselben war sechzig, worunter sich auch der Kislar Aga, der vorige Kiaya Bey und der Janitscharen Aga befanden. Da man wider die Mutter des Sultans sehr aufgebracht war, so muste der Name ihres obersten Verschnittenen auch dieses Verzeichniß zieren, ja sie selbst wurde anfangs mit bezeichnet, und nur durch vieles Geld gelang es ihren Anhängern, ihren Namen wegstreichen zu lassen. Nachdem diese Todtenliste gemacht war, hielten sie sich noch eine Zeitlang auf dem Etmeidan auf, einem Platz, wo man Fleisch verkauft; da sie aber sahen, daß man ihren Forderungen kein Genüge leistete, und daß sie, solche zu erlangen, Gewalt brauchen müsten, so giengen sie, um 10 Uhr des Morgens wieder nach dem Atmeidan, und schrien dreymal Allah.

Der Sultan, der von dem ganzen Vorgang nichts wuste, hörte dieses Geschrey und wurde bestürzt. Er frug den Kislar Aga, was dies bedeute. Dieser antwortete, man verlange seinen (des Sultans) Kopf, den Kopf seiner Mutter, und überdem die Köpfe seiner treuesten Diener. Der Großherr in der äussersten Verlegenheit, schickte ihnen sogleich einen Atcherif oder Cabinetsbrief von seiner eignen

Hand,

Hand, worin er um ihre Absicht fragte, und ihnen wissen ließ, daß, wenn sie etwas von ihm haben wollten, sie sich unter einem Pavillon des Serails, der Sophien-Moschee gegenüber, versammlen sollten, wo er selbst hinkommen und ihnen alle Genugthuung geben wollte. Während dieser Botschaft hatte Karaptullah, einer von den Geächteten, die Verwegenheit, mitten unter sie zu reiten. Er frug, wer ihr Anführer sey, und stieß einige Drohworte aus, die natürlich seine letzten waren, denn er wurde im Augenblick niedergehauen. Das Allahschreyen dauerte fort, und so gieng der Haufe nach 12 Uhr Mittags dem Pavillon zu. Hier erwartete sie der Bostangi Bachi, der mit ihnen reden wollte; sie schrien aber alle, daß sie mit dem Sultan selbst sprechen müßten. Nun erschien dieser, auf einem Thron sitzend; seine Mutter war ganz nahe bey ihm, aber durch einen Vorhang verdeckt. An seiner Seite standen der Mufti, der Caymakan, die Cadileskers und die sieben Veziere; vor ihm aber stand der Bostangi Bachi. Nachdem sich die Soldatendeputirten genähert hatten, frug sie der Sultan, warum sie versammlet wären, und was sie verlangten. Sie antworteten, daß sie ihm kein Leid thun wollten, im Gegentheil bäten sie Gott, ihn mit Glück zu überhäufen; daß sie sich schon seit drey Tagen versammlet hätten, um ihm wissen zu lassen, daß er nicht ihr Beherrscher sey, sondern, daß es die Verschnittenen wären; daß seine Unterthanen in Asien und Europa im Elende schmachteten, und daß kein Janitschar oder Spahi zu Hause ruhig seyn könnte, wegen der öffentlichen Räuber, die in allen Provinzen wären.

Der Großherr erwiederte hierauf: habt ein wenig Geduld, und sagt, was ihr von mir verlangt. Nun zogen die Abgeordneten ihre Liste hervor und lasen sie ab. Der

Sultan

Sultan war so erstaunt darüber, daß er nicht wuste, was er antworten sollte. Indessen sagte er doch, man müste den Mufti fragen, ob dergleichen ehedem geschehen wäre. Dieser erklärte, daß so etwas im Reiche unerhört sey, und man jetzo damit nicht anfangen müste. Hierauf erfolgte ein einmüthiges Geschrey, daß man einen andern Mufti haben wolle, weil dieser nicht für den Sultan, sondern auf der Seite der Verschnittenen wäre. Der Großherr, voller Angst, setzte ihn auf der Stelle ab, und ernannte Kodgiazade zum neuen Mufti, worauf er sich an das Volk wandte und sagte: „Begehrt was ihr wollt, und leset noch einmal „euer Verzeichniß, damit ich eure Forderungen hören kann.„ Dieses geschah, und er schien mehr erstaunt als vorher. Er fieng aufs neue an: „Ich erbitte es mir von euch als eine „Gunst, ich, der ich euer Beherrscher bin, mir wenigstens „das Leben von einigen meiner Lieblinge zu schenken, das ihr „auch verlangt. Habt nicht Mitleiden mit ihnen, sondern „mit mir.„ Seine Mutter und der Caymacan gaben ihm diese Worte ein, die er fast weinend hervorbrachte. Da diese Bitte aber keine Wirkung that, so befahl er dem Bostangi Bachi, diejenigen zu erdrosseln, die er finden würde. Eine halbe Stunde hernach warf man aus einem Fenster des Serails, ohnweit dem Pavillon, die erwürgten Körper des Kislar Aga und des Capi Agasi, oder Hauptmanns der kayserlichen Pagen. Da nun keine weiter herunterkamen, so riefen sie dem Sultan zu: „Grosser Beherrscher, laß „auch die andern herunterwerfen.„ Dieser stand sodann vom Throne auf, und schwur bey Muhamed und seinem Gesetz, daß man nur diese beyden gefunden habe, daß aber alle die, die man noch finden würde, ihnen ausgeliefert werden sollten; er neigte sich hierauf gegen die Aufrührer und verabschiedete sie, die ihn mit vielen Segenswünschen über-

überhäuften, und sich entfernten. Sie nahmen die beyden Körper mit, und zwar schleppten sie solche bey den Füssen nach dem Atmeidan, wo sie dieselben an einem Baum vor der neuen Moschee bey den Füssen aufhiengen.

Der Bostangi Bachi suchte die andern die ganze Nacht durch, fand aber nur drey, die den folgenden Morgen auch der Versammlung überliefert wurden, die wie zuvor auf dem Atmeidan statt hatte. Diese drey Körper wurden ebenfalls wie die erstern aufgehangen. Der Kiaya Bey, der den Tumult veranlaßt hatte, erwürgte sich selbst den nemlichen Tag. Unter denen zum Tode bestimmten Personen befand sich auch die Frau des Chaban Kalfa, die auch erwürgt, hernach bis am Kopf in einen Sack gesteckt, und sodann, wie die andern, aufgehangen wurde. Die Ursache ihres Todes war die Gunst, in welcher sie bey der Sultanin Mutter stand, die sie mit Reichthümern überhäuft hatte. Assan Aga, der Oberzolldirector, auch zum Opfer ausgezeichnet, hatte sich in ein fremdes Haus verborgen, und sich einem Sklaven anvertrauet, der ihn verrieth. Er wurde zwar erwürgt, allein sein Körper nicht nach dem Atmeidan gebracht. Die Armen, sowohl Türken als Christen, bedauerten ihn sehr, weil er immer viel Allmosen ausgetheilt hatte. Verschiedene nützliche öffentliche Anstalten hatte man ihm zu verdanken, als Wasserleitungen, Anlegung von Landstrassen, Steinpflaster u. s. w. Er war ein Armenianer, aber ein Renegat. Den 12ten März wurden alle erdrosselte Körper eingescharrt; keiner von allen Aufgezeichneten war dem Tode entgangen.

Gelep Assan Aga, das erwählte Oberhaupt der Aufrührer, schien von diesem Tumult die grösten Vortheile einzuerndten.

erndten.

erndten. Er häufte in wenig Tagen über 400,000 Piaster an Geschenken zusammen, die er von allen Seiten, besonders von der Sultanin Mutter, erhielt. Man sahe ihn nachher beständig von Bassen umringt, die ihm mit grosser Ehrerbietung begegneten. Er wuste sich aber bey diesem schleunigen Glück nicht zu mäßigen, daher er es nicht zwey Monat überlebte. Sein Stolz veranlaßte unbefugte eigenmächtige Handlungen, die man dem Sultan zu Ohren brachte, der ihn erwürgen ließ.

T.

IV.

An Fürstin Dorothea von C... und S...

als sie den Abend vor dem Antritt einer grossen Reise, in Dresden, zum erstenmal die Harmonica von Naumann spielen hörte, und hernach selbst darauf zu spielen versuchte, im Namen des Zirkels, der sie dabey umgab.

Die heilige Harmonica
Gewohnt, wenn Herzen sie behorchen,
Nur Naumanns Schmeicheln zu gehorchen,

Und

Und was bey andern nie geschah,
Jetzt des Petrarca süsse Klage,
Jetzt des erhabnen Davids Sprache,
Für ihren keuschen Mund sich da
Aus Naumanns Geist zu borgen,
Welch Wunder, holde Dorothea!
Sie ehrt in dir Cecilia!
Läßt stolz sich erst von dir behorchen:
Und wallt in Rosenthau Gewand
Dir schmeichelnd dann durch deine Hand
Auch dir wie Naumann zu gehorchen!
Nur um ein Töngen flehst du sie,
Und willig gleich, erwiedert sie
Auf deine ersten Worte
Vertrauliche Accorde

Welch Bild von deiner Allgewalt
O Fürstin! — wenn in himmlischer Gestalt
Du von Madonnen Reitz umwallt,
In Gräciens Gewande *),
Dich wirst auf deiner fernen Bahn
Monarchen oder Hirten nahn!
Da sprechen willig dann

Bey

*) Die Fürstin trug oft griechische Kleidung.

Bey jedem Volk, in jedem Lande,
Sobald Dich nur die Augen sahn,
Wann deine Lippen nur die Rosenworte thauen,
Dir Liebe und Vertrauen
Die Herzen alle an!
So — spricht dir auch dein Unterthan
Gern Treue und Gehorsam an!
So wird er gern der Herrscherin gehorchen,
Die von der Gottheit Kräfte kann,
Ihn zu erfreun, zu segnen, borgen:
Er, der am Abend sicher weiß,
Daß einst, aus seiner Arbeit Schweis,
Noch seinen Enkeln Früchte sprossen,
Die unterm Himmel deiner Huld
Des Wachsthumspflege still genossen.
Auf Dir stach oft auch mancher Mittag heiß.
Erquickend Tropfen der Gedult
In deines Mitleids Thränen flossen.
So tönte keiner Fürstin Hand
Noch unsrer Herzen ganze Corte,
Beym ersten Blick, beym ersten Worte,
Wie Dorothea deiner Hand
Wie deinem ersten Blick und Worte,
Aus uns der Sympathie Accorde! —

Einst

Einst, wenn die Glocken dieser Zeit
Der Demant Fuß der Ewigkeit
Zertritt, und sterbend selbst der Tod
Vom Morgen bis zum Abendroth
Die Scherbel noch zerstreut;
Wenn jenseits der umwölkten Pforte,
Die zu der lämmerreichen Horde
Des allgemeinen Hirten führt,
In Deinem Arm, an Friedrichs *) Seite
In Trennung sichern Sehens Freunde
Elisa **) jauchzend sich verliert,
Daß sich von ihrer Harfe Schall
Das Laub an allen Himmelspalmen rührt;
Dann hörst Du auch den Widerhall
Von unsrer Freundschaft festen Worte,
Hörst ewig fort den Widerhall
Der Dreßdenschen Accorde.

Neumann.

V.

*) Dorotheens Bruder, der als ein hofnungsvoller und allgemein geliebter Jüngling zu Straßburg standhaft starb.

**) Die als Dichterin in Deutschland durch ihre geistlichen Lieder bekannt ist.

V.

Biographische Fragmente berühmter französischer Krieger des 16ten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Herzog von Joyeuse.

Von allen Günstlingen Heinrich III. war Anna, Herzog von Joyeuse, derjenige, der der beste Soldat war, am ruhmwürdigsten starb, und am meisten bedauert wurde. Ob er gleich nur von Geburt ein armer Edelmann war, so gelangte er doch zu der Ehre, Schwager seines Königs zu werden, und die vornehmsten Würden des Königreichs zu bekleiden. Er wurde Herzog, Pair von Frankreich, und Admiral. Wenn er nicht Marschall von Frankreich wurde, so geschah es, weil er diese Würde lieber seinem Vater verschaffen wollte; er commandirte demohnerachtet Armeen. Er war nur 22 Jahr alt, da er an dem Hofe des Königs Heinrich III. erschien, und sogleich die Rolle eines alles bewirkenden Favoriten spielte. Man kommt durchgehends überein, daß seine Sitten sehr ausgeartet waren, daß er aber viel Sanftmuth und Einnehmendes besaß, und von jedermann geliebt wurde. Da er 1580 noch keinen andern Namen führte als M. d'Arques, wohnte er der Belagerung von la Fere bey, wo ihm eine Kugel sieben Zähne wegnahm und die Kinnlade zerschmetterte. Im folgenden Jahr machte ihn der König zum Herzog und Pair, und gab ihm den Vorsitz über die ältern Herzoge. Wenig Monathe nachher

ver-

verheyrathete er ihn mit dem grösten Pomp unter prachtvollen Festen an Margaretha von Lothringen Baudemont, ältere Schwester der Königin seiner Gemahlin. Im Jahr 1582. erhielt er die Würde eines Admirals von Frankreich, an die Stelle des Herzogs von Maienne, und sein Vater, der Vicomte de Joyeuse, wurde um seinetwillen zum Marschall von Frankreich, und Oberbefehlshaber in Languedoc gemacht.

Im Jahr 1586 erhielt er das Gouvernement der Normandie. Zu eben der Zeit versammlete der König eine Armee wider die Hugenotten. Joyeuse hatte die Eitelkeit, sie commandiren zu wollen; man verstattete ihm auch sein Gesuch, das ihm aber theuer zu stehen kam. Denn, ob er sich gleich in dieser ersten Campagne sehr wohl betrug, und grosse Vortheile über die Feinde erlangte, da er sie bey la Motte-Saint-Eloi geschlagen, ihnen Saint-Mairant, Tonay Charente und andere Plätze abgenommen, und sie genöthigt hatte, mehr als eine Belagerung aufzuheben, so fand er dennoch den König kaltsinnig gegen ihn, ja er hatte die Kränkung von dem Monarchen selbst zu hören, daß man seine Tapferkeit bezweifle. Diesen Vorwurf war er der Eifersucht des boshaften und ehrgeitzigen Herzogs von Epernon schuldig, der sein Rival in der Gunst des Königs war. Joyeuse wollte beweisen, daß er ihn nicht verdiente, und begab sich sogleich wieder zur Armee. Er fand sie durch Krankheiten und Desertion, die in seiner Abwesenheit eingerissen waren, sehr geschwächt. Dieser üble Zustand des Heers verhinderte ihn dennoch nicht, dem König von Navarra bis Coutras in Guienne zu folgen. Man behauptet, daß er damals einen grossen Fehler begieng, weil es in seiner Macht stand, die feindliche Armee zwischen zwey Flüssen ein=

eingeschlossen zu halten; da er aber immer den Vorwurf der mangelnden Bravour im Sinn hatte, so wollte er durchaus angreifen. Während der Zeit er seine Schlachtordnung formirte, stürzte ein Corps feindlicher Truppen aus dem Hinterhalt eines Waldes hervor, den Joyeuse nicht hatte recognosciren lassen. Er wurde in die Flanke genommen, in Unordnung gebracht, und da er nun auch zugleich von vorne angegriffen wurde, gänzlich geschlagen. Einige feindliche Reuter verfolgten ihn auf der Flucht, und ob er sich ihnen gleich ergeben hatte, so streckte ihn dennoch einer mit einem Pistolenschuß zu Boden. Einer seiner Brüder blieb auch in dieser Schlacht, desgleichen eine grosse Anzahl Edelleute aus den vornehmsten Häusern; unter andern die Grafen d'Aubijoux, de la Suze, d'Epinay Saint Luc, de Pienne, de Breze u. s. w. Man versichert, daß Heinrich IV, sein Sieger, weinte, da er seinen Körper auf dem Schlachtfelde sah, und sehr philosophische Betrachtungen über die Eitelkeit der menschlichen Grösse, und über die Gunst und Unbeständigkeit des Glücks anstellte. Heinrich III. ließ ihn mit vieler Pracht begraben, und verschwendete dabey ausserordentliche Summen. Epernon hatte nichts wider diese unnützen Beweise von Neigung gegen einen Rival einzuwenden, dessen Tod er verursacht hatte, und der ihm nicht mehr gefährlich war.

Joyeuse hinterließ keine Kinder von Margaretha von Lothringen. Diese Dame verheyrathete sich wieder 1599 mit dem Herzog von Piney Luxemburg, und starb 1625. Joyeuse war der älteste von sieben Brüdern. Einer derselben, der Cardinal und Erzbischof von Narbonne war, negociirte die Absolution Heinrich IV. und starb 1615. Ein andrer Bruder, den man bey Hofe Graf von Bouchage

nannte,

nannte, ist wegen seiner denkwürdigen Schicksale sehr bekannt. Er hatte die Schwester des Herzogs von Epernon la Valette geheyrathet; da aber seine Gemahlin 1587 starb, so gieng ihm dieser Verlust so nahe, daß er ein Capuciner wurde, und unter dem Namen Pater Ange v. Joyeuse in diesem Orden die priesterliche Würde erhielt. Einige Jahre brachte er im Kloster ruhig zu, da aber nach dem Tode seines Vaters und Bruders die Catholiken in Languedoc ein Oberhaupt nöthig hatten, so baten sie ihn 1592, die weltliche Kleidung und die Waffen wieder anzulegen, um sie zu vertheidigen. Diese sonderbare Verwandlung wurde auch wirklich durch verschiedene päbstliche Bullen bewirkt, die ihm nicht allein dazu die Freyheit gaben, sondern auf ausdrückliches Verlangen des Capuzinergenerals es ihm sogar als Pflicht auflegten. Der Pater Ange nahm also den Titel Herzog von Joyeuse an, wurde Gouverneur von Languedoc, und führte im Namen der Ligue Krieg. Im Jahr 1595 negociirte er den Frieden für die Stadt Toulouse, und söhnte sich mit Heinrich IV. aus. Die Folge davon war, daß er in den Besitz aller Güter und Würden seines Bruders gesetzt, und zum Marschall von Frankreich gemacht wurde. Endlich vermählte Heinrich IV. 1599 die einzige Tochter dieses verwandelten Capuziners mit dem jungen Prinzen von Montpensier, aus dem Hause Bourbon. Nun fieng er an den Fehler einzusehn, den er begangen hatte, seinen Orden und sein Kloster zu verlassen. Man stellte ihm auch vor, daß die päbstliche Bulle ihm das weltliche Leben blos für das Beste, und den Dienst der catholischen Religion erlaubt hätte, und daß sein Endzweck nun erreicht wäre. Diese Vorstellungen wirkten bey ihm so stark, daß er wieder ins Kloster zurückgieng, und alle seine Güter seiner Tochter überließ. Er lebte in demselben noch 9 Jahre und starb 1608

in

in Rivoli in Piemont, da er auf dem Wege nach Rom war, um einem Generalcapitel seines Ordens beyzuwohnen. Seine Tochter hatte von dem Prinzen von Montpensier nur eine einzige Tochter, mit welcher sich Gaston von Frankreich, Bruder Ludwig XIII. vermählte, die wieder Mutter einer Prinzeßin war, die unter der Regierung Ludwig XIV. unter dem Namen Mademoiselle de Montpensier berühmt worden ist.

Marschall von Bellegarde.

Ein andrer Favorit Heinrich III., der sich auch als ein guter Soldat zeigte, war der Marschall von Bellegarde, dessen wahrer Name Saint Lary war. Der Marschall von Termes, der sein Anverwandter, und keine Kinder noch nähere Blutsverwandten hatte, starb 1562 und setzte ihn zu seinem Erben ein. Er hatte den geistlichen Stand ergriffen und eine Pfründe erlangt, die man die Probstey von Oulx nannte, daher er auch selbst als Soldat der Probst von Oulx genennet wurde. Er studirte noch die Theologie in Avignon, als er mit einigen jungen Leuten Händel bekam, die ihn dazu brachten, seine geistliche Kleidung abzulegen, und 1584 nach Corsica zu seinem Großonkel, dem Marschall von Termes, zu gehn, der allda Krieg führte. Seit diesem Augenblick begleitete er ihn bey allen seinen Feldzügen. In Piemont commandirte er eine Compagnie leichter Reuter, und that sich sehr hervor. Nach dem Tode des Marschalls wurde Bellegarde hintenangesetzt, welches ihn so sehr verdroß, daß er einige Jahre lang nicht dienen wollte. In dieser Zeit that er eine Reise nach Malta, so wie viele andre französische

Edel-

Edelleute, um diese von den Türken damals angegriffene Insel vertheidigen zu helfen. Hier war es, wo ihn Brantome kennen lernte, der seinen Verstand und militärischen Talente sehr lobte, und nicht unterließ, es als ein Hauptverdienst anzumerken, daß er ein grosser Duellist war, und besser wie irgend ein Officier in Frankreich zu fechten verstand. Bellegarde lebte in Freundschaft mit Gondi du Perron, nachherigem Herzog von Retz und Günstling Carl IX., und nahm daher die Lieutenantsstelle bey dessen Compagnie Leibwache an. Dieser Schritt schien vielen eine Niederträchtigkeit zu seyn, die sich wunderten, daß ein würdiger Officier von einem Manne abhängen konnte, dessen einziges Verdienst die königliche Gunst war. Indessen machte doch dieses das Glück des Bellegarde, der unter dem Titel als vertrauter Freund des Herzogs von Retz vom Könige viel Gnadenbezeigungen erlangte; unter andern erhielt er ein Empfehlungsschreiben für den König von Spanien, das ihm eine Commende des Ordens von Calatrava verschafte. Diese Commende lag in Gascogne, brachte über 15000 Livres ein, und war die einzige von diesem Orden in Frankreich. Seiner Seits leistete er seinem Beschützer wieder Dienste, und vermittelte eine Heyrath zwischen ihm und Madame d'Annebaut, einer jungen und sehr reichen Wittwe, die Schwiegertochter des Admirals und Marschalls dieses Namens war. Retz bewirkte dafür, daß Bellegarde die Marschallin von Termes, Wittwe seines Großonkels, heyrathen konnte. Diese Dame war aus dem Hause von Saluces, und hatte Ansprüche auf das Marquisat dieses Namens in Piemont. Der Marschall hatte, da er sie heyrathete, das Commando der in diesem Lande befindlichen französischen Truppen erhalten, das Bellegarde mit der Wittwe auch erlangte.

So sehr auch Bellegarde dem König Karl IX. ergeben war, so unterließ er doch nicht, sich bey dem Herzog v. Anjou (nachher Heinrich III.) einzuschmeicheln. Dieser Prinz, der leicht einzunehmen, und nicht sehr beständig in seiner Zuneigung war, machte ihn zum Obristen seines Regiments Infanterie, zum Nachtheil des braven Beranger Dugua, der es mehr wie er verdiente. Da bald nachher Anjou zum König von Pohlen erwählt wurde, und nach seinem neuen Königreich abreiste, so nahm er Bellegarde und Dugua mit sich. Diese vertrugen sich aber nicht lange mit den Pohlen, sondern kamen beyde bald zurück. Dugua nahm den geraden Weg nach Frankreich, Bellegarde aber hielt sich im Marquisat Saluces und an dem Hofe von Savoyen auf. Er war nicht lange daselbst, als er den Tod Karl IX. und die heimliche Abreise Heinrich III. aus Pohlen erfuhr, der von dem Thron seines Bruders Besitz zu nehmen kam. Bellegarde entwarf sogleich einen Plan, den er auch ziemlich glücklich ausführte. Er gieng nach Turin, woselbst er mit dem Herzog von Savoyen Maaßregeln nahm, wie er sich bey der Durchreise des Königs durch sein Land verhalten sollte; nachher reisete er nach Venedig, wo er die Ankunft Heinrich III. meldete, sodann eilte er dem Könige entgegen, den er in Kärnthen antraf, und so schloß er sich an sein Gefolge an. Der König war mit seinem Empfang in Venedig so sehr zufrieden, daß Bellegarde, dem er dieses schuldig zu seyn erkannte, seine ganze Gunst davon trug. Die Ehrenbezeigungen, die ihm der Herzog von Savoyen machte, vermehrten noch diese Gesinnung des Monarchen, und sein Vertrauen auf seinen neuen Günstling, daher er auch das Gesuch des Herzogs bewilligte, die französische Guarnison aus den noch besetzten Plätzen in Piemont herauszuziehn, so, daß nur blos in dem Marquisat Saluces einige französische

Truppen

Truppen zurückblieben. Kaum hatte der König den Boden seines Königreichs betreten, noch ehe er in Lyon anlangte, als er es seine erste souveraine Handlung seyn ließ, den Bellegarde zum Marschall von Frankreich zu ernennen, und ihm so viel liegende Gründe zu geben, die ihm mehr als 30,000 Livres Einkünfte einbrachten; eine sehr beträchtliche Summe für die damaligen Zeiten. Kurz, nichts war stärker als der Strom von Gunst des Marschalls von Bellegarde, wie ihn Brantome nennt; dieser Strom aber versiegte bald.

Dugua und andre Höflinge stellten dem Könige vor, daß Bellegarde ihn zum Vortheil des Herzogs von Savoyen hintergangen habe. Dieses verursachte bey Heinrich einen sehr sichtbaren Kaltsinn. Um ihn los zu werden, sagte ihm der König, daß, da er Marschall von Frankreich wäre, er auch Armeen commandiren müsse. Man gab ihm eine, die wider die Hugenotten und den Herzog von Alencon, Bruder des Königs, bestimmt war, der sie begünstigte. Bellegarde, der nie eine Armee commandirt hatte, belagerte Livron in Dauphine, begieng dabey viel lächerliche Fehler, und war gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Er war 1577 nicht glücklicher vor Montpellier. Nun begab er sich in sein Marquisat Saluces, wo er das Commando der französischen Truppen wieder übernahm, und seine Ansprüche auf die Landeshoheit dieser Provinz erneuerte, von welcher er behauptete, daß sie seiner Gemalin gehörte. Der Hof, dadurch beunruhigt, wollte ihn zurückberufen, da er sich aber mit dem Herzog von Savoyen und dem Statthalter von Mayland vereinigt hatte, schlug er es ab. Der König und die Königin schickten vergebens verschiedene Personen an ihn, um ihn aus diesem Zufluchtsort herauszubringen; selbst der

Herzog von Retz, sein alter Freund, kam, und wandte umsonst seine Beredsamkeit an. Man ernannte ihn zum Ritter des Heiligengeistordens; auch dieses that keine Wirkung, denn er wollte nicht erscheinen, um sich aufnehmen zu lassen. Endlich nahm Catharina ihre Zuflucht zu ihrem letzten Hülfsmittel; sie ließ ihn nemlich vergiften, und so starb er 1579 in Saluces. Doch war die Scene noch nicht geendigt, denn die Marschallin war eben so widerspenstig, und blieb im Marquisat mit ihrem Sohn Cäsar von Saint Lary Bellegarde. Man suchte alle Mittel hervor sie herauszuziehen. La Valette d'Epernon, Neffe des verstorbenen Marschalls, übernahm die Sache zu bewirken, und es gelang ihm auch, da mit seinem Auftrag viel königliche Wohlthaten und noch mehr Versprechungen für sie und ihren Sohn verbunden waren. Dieser glückliche Erfolg legte den Grund zu dem glänzenden Glück des Epernon.

Das Schicksal der Nachkommen des Marschalls von Bellegarde sowohl, als seiner Erbschaft, war sonderbar. Cäsar, sein Sohn, der zurück nach Frankreich gekommen war, und zur Schadloshaltung von Saluces das Gouvernement von Saintonge und von Angoumois erhalten hatte, verheyrathete sich 1585 in seinem 23sten Jahre mit einem sehr reichen Frauenzimmer, der einzigen Tochter eines Parlamentsraths in Paris. Sie hatte bereits zwey Männer gehabt, Bellegarde war der dritte. Zwey Jahr hernach wurde er in der Schlacht bey Coutras 1587 erschossen. Im folgenden Jahre kam die Witwe mit einem Sohn nieder. Die Rechtmäßigkeit der Geburt dieses Kindes wurde sehr bezweifelt, und gab zu einem grossen Proceß zwischen dieser Dame und zwey Neffen ihres Gemals Anlaß. Der eine war Roger de Bellegarde, Brudersohn, und der andere

la

la Valette d'Epernon, Schwestersohn des verstorbenen Marschalls. Nach einigen Jahren gewann das Kind den Proceß; durch den Credit der Gegenparthien kam es aber dahin, daß man diesen Erben dem geistlichen Stande widmete. Er starb als Erzbischof von Sens 1646. Das Glück des Epernon wollen wir nachher erzählen; nur müssen wir zuvor noch etwas von seinem Vetter, Roger de Bellegarde, sagen. Er nahm gewissermassen bey Heinrich III. die durch seinen Onkel den Marschall erledigte Günstlingsstelle ein. Dieser Monarch machte ihn zu seinem Oberaufseher der Garderobe, hernach zu seinem Oberkammerherrn, und endlich, nach dem Abgang des Herzogs von Elbeuf, zum Großstallmeister von Frankreich. Da Heinrich III. todt war, trat er in die Dienste Heinrich IV. und hatte auch das Glück, diesem neuen Monarchen zu gefallen, der ihn ebenfalls mit Wohlthaten überhäufte. Ein gleiches geschah auch, da Heinrich IV. ermordet war, von Ludwig XIII, der ihn 1619 zum Herzog und Oberhofmarschall machte. Im Jahr 1631 aber kam er in Ungnade, verlor sein Gouvernement Bourgogne, und lebte einige Zeit vom Hofe entfernt. Er gab seine Würde als Großstallmeister 1639 auf, kam nach Hofe 1643. zurück, und starb 1646 im 84sten Jahre seines Alters.

Der Herzog von Epernon.

Jean Louis de la Valette d'Epernon wurde 1554 gebohren. Sein Vater war Generallieutenant und Commendant in Guienne, in welchem Posten er auch 1575 starb. Der junge la Valette that seinen ersten Feldzug 1570, da er

noch

noch nicht 16 Jahr alt war. Er führte damals den Namen Caumont, nach einem Landgut seines Vaters. Im Jahr 1573 war er bey der Belagerung von la Rochelle, wozu sein Vater jedoch nicht gerufen wurde; eine Kränkung, die seinen Tod bewirkte. Die beyden Söhne baten nur um einige Ehrenstellen ihres Vaters; sie wagten es nicht, um die Generallieutenantsstelle von Guienne anzusuchen, aber wenigstens wünschten sie, ein Regiment leichter Cavallerie zu erhalten, das ihr Vater besaß. Der Herzog von Guise war ihnen jedoch entgegen, und sie erhielten nichts. Durch diese abschlägige Antworten aufgebracht, wandten sie sich an den König von Navarra. Im Jahr 1577 kam der junge Caumont zum französischen Hofe als Abgeordneter des Marquis von Villars, der für Heinrich III. in Guienne commandirte, und ihm den delicaten Auftrag gegeben hatte, den König von dem wahren Zustande seiner Angelegenheiten in diesem Lande zu unterrichten. Caumont gab von allem Nachricht, mit so viel Verstand und Einsicht, daß der König und die Königin ihn bewunderten und ihm ihre Gunst zuwandten. Man bot ihm an bey Hofe zu bleiben, er verbat es aber und zog den Krieg vor, wobey er versprach, am Ende eines jeden Feldzugs wieder zu kommen, und von dem Vorgefallenen genaue Nachricht zu geben. Dies that er auch, bis er 1579 als Günstling erklärt wurde, wo er denn in die Liste derjenigen kam, die man die Mignons des Königs nannte. Dieses waren ausser ihm der Herzog von Joyeuse, d'Epinay Saint Luc und d'O. Er folgte dem König allenthalben, und trug mit ihm einerley Farben. Da er viel Verstand, Lebhaftigkeit und eine natürliche Beredsamkeit besaß, wozu noch manche sonderbare Ausdrücke und der Accent seines Vaterlandes kamen, so wurde man gewahr, daß er den König mehr wie alle andere unterhielt, daher alle diejenigen, die

durch

durch die Favoriten die königliche Gnade zu erlangen suchten, sich vorzüglich an ihn wandten; unter andern einige schöne Geister vom ersten Rang, als Ronsard, Desportes und Davi-Duperron, der nachher Cardinal wurde. Auch die Militairpersonen drängten sich zu ihm, unter denen Armand de Gontaut war, der hernach als Marschall von Frankreich unter dem Namen Biron glänzte.

In eben diesem Jahre 1579 war es, daß er die Streitsache wegen des Marquisats von Saluces beylegte, wovon oben geredet worden ist. Caumont endigte das Geschäft auf eine Art, die seiner ganzen Familie Vortheile brachte; denn er verschafte seinem Vetter Bellegarde die Gouvernements von Saintonge und Rochelle, desgleichen an la Valette, seinen ältesten Bruder, das Gouvernement von Saluces. Da 1580 der Marschall von Matignon auf Befehl des Königs la Fere belagerte, so wurde Caumont auch dahin geschickt. Hier war es, wo er anfieng, seinen kühnen Character zu entwickeln, den er seitdem beständig behauptete, von dem er aber nur allein Proben gab, wenn er des Erfolgs versichert war. Während der Zeit der Marschall den Platz von der einen Seite angrif, ließ er in seinem Quartier eine andre Batterie vom Regiment von Champagne errichten, das er commandirte. Diese Batterie stand unter der Direction eines italienischen Ingenieurs, und that eine so grosse Wirkung, daß sie eigentlich den Ort zur Uebergabe zwang. Die Abgeordneten wandten sich wie natürlich an Matignon, und dieser bewilligte ihnen einen Waffenstillstand; allein Caumont und das Regiment von Champagne wollten davon nichts hören, sondern setzten auf dieser Seite den Angrif fort. Dieser kühne Zug brachte den commandirenden Marschall ausserordentlich auf, der sich auch

bitter

bitter darüber beklagte. Caumont kehrte sich aber daran nicht; der Platz gieng über, und sogleich eilte er nach Hofe, um der Ueberbringer dieser guten Nachricht zu seyn. Man gab ihm auf der Stelle das Gouvernement davon. Matignon verschluckte diese Pille, und verstellte sich wie ein feiner Normann, und Epernon fuhr fort, sich wie ein verwegner Gasconier zu betragen.

Die Gunst, in welcher er bey Hofe stand, nahm beständig zu; nur allein der junge Arques konnte hierin mit Caumont verglichen werden. Der König schien sie auch gleich zu achten, da er sie beyde zu Herzoge und Pairs des Königreichs machte, den erstern unter dem Namen Joyeuse, und letztern als Herzog von Epernon. Da Heinrich III. den Joyeuse mit seiner Schwägerin Margaretha von Lothringen vermählte, so gab die ausserordentliche Verschwendung bey diesem Vermählungsfeste Anlaß zu vielem Murren. Epernon nahm sich daher vor, nicht für seine Person solche Klagen zu veranlassen; und da er überdem vorhersah, daß die lothringischen Prinzen bald dem Könige verdächtig werden würden, so schlug er eine andre Prinzeßin aus diesem Hause aus, die Heinrich ihm antrug, und erklärte, daß er von jeder Verbindung befreyet zu seyn wünsche, nur nicht von der Dankbarkeit für seine Wohlthaten. Dennoch heyrathete er 5 oder 6 Jahr nachher, nachdem er vorher seinem ältesten Bruder eine Frau verschaft hatte, die zwar nicht von grosser Familie, aber sehr reich war.

Die Ligue fieng endlich an sich zu formiren, und wurde gleich anfangs dem Könige verdächtig. Epernon stellte sich, als ob er keinen Theil daran nähme, um sich nicht von den Guisen abhängig zu machen; im Gegentheil wurde er der

geheime

geheime Rathgeber Heinrichs wider dieselben. Dieses Betragen verschafte ihm neue Gnadenbezeigungen. Joyeuse hatte das Gouvernement der Normandie bekommen, Epernon erhielt dafür das Gouvernement von Metz, die drey Bißthümer in Lothringen, desgleichen von Calais, von Boulogne und von Loches; sein Bruder wurde Gouverneur von Dauphine und Provence, und auch sein Neffe, der junge Bellegarde, ward dem Könige näher gebracht, um dessen Glück desto schleuniger zu befördern.

Da Heinrich III. 1585. überzeugt war, wie gefährlich die Ligue für ihn sey, so wurde eine geheime Berathschlagung wider die Guisen gehalten, in welcher Epernon einen kühnen weisen Rath gab, der aber für zu verwegen geachtet wurde. Catharina von Medicis, ihrem Character getreu, beredte ihren Sohn, sich zu verstellen. Er that es, und fand sich übel dabey. In dem Lauf eben dieses Jahres erhielt Epernon den Auftrag, mit dem König von Navarra zu negociiren, ihn zu vermögen, sich mit Heinrich III. zu verbinden, und ihn aus den Händen der Guisen zu ziehn. Aber die Vorurtheile der Religion und das Mißtrauen, das der König von Navarra in die Catharina von Medicis setzte, verhinderten damals diese Aussöhnung. Der Günstling kam nach Lyon, um dem Könige von dem schlechten Erfolg seines Geschäfts Bericht abzustatten; dennoch wurde er sehr wohl empfangen. Die Ligue ergrif diese Gelegenheit, Heinrich III. zu verschreyen; man warf ihm vor, daß er sich mit den Ketzern vereinigen wolle.

Die Ligue war jedoch noch nicht so wohl gegründet, daß sie nicht glaubte nöthig zu haben, den Herzog von Epernon wo möglich zu gewinnen. Der Herzog von Guise bot

ihm

ihm seine Tochter zur Gemalin an, mit dem prächtigen Titel, Großmeister von Frankreich. Er schlug aber beydes aus. Der König, um ihn schadlos zu halten, stiftete einen neuen Militairposten, der, in Betracht der damit verknüpften ausserordentlichen Gewalt, die schönste und vornehmste aller Kriegschargen wurde, da der Connetableposten nicht besetzt war. Epernon wurde zum Colonel General der französischen Infanterie gemacht. Der Titel war zwar nicht neu, denn Coligni, Andelot, Strozzi und andere, hatten ihn geführt, allein ohne die unerhörten Privilegien, die jetzo dazu kamen. Unter diesen war auch die Ernennung aller Officiers bey der ganzen Infanterie, nicht einmal das Garderegiment ausgenommen. Man versichert, daß Heinrich III, der immer noch glaubte den Haß seines Günstlings gegen die Guisen zu wenig zu belohnen, ihm die völlige Souveränität der drey Bißthümer anbot, deren Gouverneur er war. Aber Epernon hütete sich wohl, dieses sonderbare Geschenk anzunehmen; er widerholte dem Könige unaufhörlich, daß er nie etwas anders wie sein Unterthan und Diener seyn wollte. Da nun bald nachher die Ligue die Fahne der Rebellion aussteckte, so wollte sie die drey Bißthümer in Besitz nehmen; es gelang auch mit Toul und Verdun, allein, Epernon fand Mittel, alle Anschläge des Guise auf Metz zu vereiteln.

Der König war am Ende des Jahres 1585. nach dem Rath seiner Mutter gezwungen, mit den Ligueurs wenigstens einen falschen Frieden zu machen. Um sie nun desto besser zu betrügen, nöthigte er den Epernon, mit ihnen in seinem Namen zu tractiren, da denn der Friede auch wirklich zu Nemours geschlossen wurde. Nun kündigte Heinrich den Hugenotten öffentlich den Krieg an, und schickte deshalb

Epernon

Epernon nach der Provence, um sie mit dem Gouverneur der Provinz, seinem ältesten Bruder, zu unterjochen. Der Colonel General nahm mit sich die Regimenter von Picardie, von Champagne, und einen Theil der französischen Garden. Verschiedene Schlösser wurden eingenommen, und die Truppen der Hugenotten unter Anführung des de Vins und Lesdiguieres zerstreut. Er überließ es nachher seinem Bruder, seine Eroberungen zu behaupten, und kam nach Hofe zurück, aus Furcht, daß man ihm sonst bey einer zu langen Abwesenheit die Gnade des Königs entziehen könnte. Sein Feldzug gab jedoch zu allerhand Satyren Anlaß. Unter den Ligueurs befanden sich Witzlinge, die in Paris ein Buch verbreiteten, auf dessen ersten Seite man folgendes las: „Bewundernswürdige und unerhörte Geschichte der hohen „Thaten, Tapferkeiten und wunderbaren Kampfübungen „des Herzogs von Epernon in Provence.„ Der Rest des Buchs war weiß Papier, und wenn die Käufer fragten, warum nichts weiter geschrieben sey, so antwortete man, die Ursache wäre, weil der Held nichts mehr gethan habe. Man vermuthete, daß der Staatssecretair von Villeroi, ein grosser Feind des Herzogs von Epernon, diesen bittern Scherz veranlaßt hatte. Dies war die geringste Rache, die er an dem Herzog wegen des stolzen Wesens nehmen konnte, womit ihm dieser bisweilen begegnete. Epernon hatte oft mit ihm Streitigkeiten in voller Rathsversammlung, und da eines Tages sich der König deshalb unwillig entfernte, so nutzte der Herzog diese Abwesenheit, um dem Villeroi wie dem schlechtesten Kerl zu begegnen.

Epernon vermählte sich 1587 mit Margaretha von Foix Candale, Erbin des vornehmsten Zweigs von dem berühmten Hause Foix, das mit den Königen von Frank-

reich,

reich, Spanien und England so oft verschwägert worden war, und selbst die Krone von Navarra eine Zeitlang getragen hatte. Es wurde in dem Heyrathscontract festgesetzt, daß die Kinder aus dieser Ehe den Namen Foix Candale führen sollten; eine Clausul, die zu ehrenvoll für la Valette war, um sie nicht getreu zu vollziehn. Der besagte Contract bewieß, wie ansehnlich seine Reichthümer schon damals waren, die er jedoch alle der Freygebigkeit des Königs zu verdanken hatte. Diese wollte Heinrich III. bey dieser seiner Vermählung noch vermehren; Epernon aber hatte die Großmuth es auszuschlagen, weil des Königs Finanzen in diesem unglücklichen Zeitpunct in schlechter Verfassung waren.

In eben diesem Jahr zogen die Hugenotten ein Corps deutscher Reuter nach Frankreich, die alle Protestanten waren, und der König von Navarra verließ Guienne, um sich mit ihnen in Bourgogne zu vereinigen. Heinrich III, der damals seinen Nachfolger als den grösten seiner Feinde betrachtete, schickte seinen andern Günstling und Schwager, den Herzog von Joyeuse, gegen ihn, der bey Coutras geschlagen wurde, wie oben gesagt ist; er aber marschirte mit Epernon gegen die deutsche Cavallerie. Der Herzog bemühte sich besonders, daß die protestantischen Schweitzer sich nicht mit ihnen vereinigen möchten; er negocirte daher mit diesen, und vermochte sie, sich zurückzubegeben. Nun grif er die deutschen Reuter an, und zerstreuete einen Theil derselben, während daß der Herzog von Guise in einer andern Gegend auch einen Theil in die Flucht schlug, und la Valette, Bruder des Epernon, diejenigen, die schon am weitesten vorgerückt waren, verhinderte, in Dauphine einzudringen. Lesdiguieres und Chatillon, die ihnen entgegen kamen, wurden geschlagen. In dieser Zeit gieng die Schlacht bey Coutras

verloren,

verloren, von welcher aber der König von Navarra nicht profitirte, sondern, da er die Niederlage der deutschen Reuter und des Lesdiguieres vernahm, fand er es nicht rathsam, vorzurücken.

Epernon erhielt fast alles, was sowohl der bey Coutras gebliebene Joyeuse, als auch sein Vetter Bellegarde besessen hatte, welcher letztere auch in dieser Schlacht umkam. Er wurde zum Gouverneur der Normandie und von Havre de Grace, von Saintonge, von Angoumois und von dem Lande Aunis ernannt; desgleichen erhielt er den Posten als Admiral von Frankreich, den er aber seinem Bruder überließ. Heinrich III. wagte nichts, da er so mit Gütern und Würden einen Günstling überhäufte, der ihm so sehr ergeben war, und nichts besaß, was er nicht von ihm allein hatte, während daß der König die fremden Prinzen für seine wahren Feinde hielt, die sich auf seine Kosten mitten in Frankreich mächtig machen wollten.

Das Jahr 1588 wird für eins der merkwürdigsten in der französischen Geschichte gehalten, weil in demselben die kühnen Entwürfe der Guisen und ihrer Agenten wider die Person Heinrich III. ausgeführt wurden, und auch das unglückliche Ende der Oberhäupter der Ligue sich in diesem Zeitpunct ereignete. Epernon war ihnen verdächtig, weil er dem Könige so sehr ergeben war. Seine Entfernung wurde daher mit Ungestüm gefordert. Der König schlug es lange Zeit aus, und fand sich wohl dabey, da der Herzog ihn gegen verschiedene Verschwörungen sicherte, die wider seine Person angezettelt waren; auch vereitelte er diejenigen, die gegen ihn selbst gemacht wurden. Endlich aber, nach einem glücklichen Gefechte, kam Guise in Person nach Paris, und

zwang

zwang den König sich nach Chartres zu begeben. Auch hieher kam er. Nun bemühte sich Catharina von Medicis, die ihren Sohn allemal dahin vermochte, eine treulose Politik den edlen und nachdrücklichen Entwürfen des Epernon vorzuziehn, einen Frieden auf das Tapet zu bringen, dessen Gegenstand war, dem Guise eine Falle zu legen. Die Ligueurs verlangten durchaus die Entfernung des Herzogs von Epernon, und der schwache Heinrich wurde gezwungen es zu bewilligen. Er empfand die ganze Härte des Gesetzes, das ihm seine Feinde und seine Mutter auflegten, und es war mit thränenden Augen, daß er seinem Günstling befahl, sich in eins von seinen Gouvernements zu begeben, und einige andre fahren zu lassen. Epernon gab daher das Gouvernement der Normandie auf, das dem Herzog von Montpensier gegeben wurde, und begab sich anfangs nach Loches mit einem überaus zahlreichen Gefolge, und lebte daselbst mit der größten Pracht. Da aber die Stände des Reichs in Blois zusammenkommen sollten, so wollte er nicht so nahe bey ihnen seyn, und gieng nach Angouleme. Hier war es, wo der Haß seiner Feinde ihn verfolgte, wozu der König hülfreiche Hand zu leisten schien, um sie desto besser zu betrügen. Die Einwohner erhielten einen königlichen Befehl, ihm ihre Thore zu verschliessen; dieses geschah aber, da er sich schon in der Stadt festgesetzt hatte. Nun kam ein anderer Befehl an den Magistrat, ihn zu arretiren, es möchte auch daraus entstehen was da wollte. Da der Magistrat von der Parthie der Ligue war, so wurde dieser Auftrag mit Freuden angenommen, und Epernon mit gewafneten Schaaren angegriffen; er vertheidigte sich aber so muthig, daß der Maire verwundet und seine Leute zerstreuet wurden, daher er Zeit bekam, sich ins Schloß von Angouleme zu werfen, woselbst er sich einschloß. Hier wurde er drey

Tage

Tage lang belagert; er hatte keine Lebensmittel, Mangel sogar an Wasser, und nur wenig Hofnung entsetzt zu werden. Seine Gemalin war in der Stadt zurückgeblieben. Endlich aber kam ihm ein Trupp Cavallerie zu Hülfe; diese Reuter waren zwar weit entfernt, eilten aber auf die erste Nachricht von seiner Verlegenheit herbey. Es kam nun zu einem Gefecht, in welchem die Einwohner der Stadt und ihre Helfer überwunden wurden. Man machte eine Art von Capitulation, in welcher Epernon als Sieger seine Großmuth zeigte. Der König von Navarra wünschte ihn an sich zu ziehen, und ließ ihm daher grosse Vorschläge thun; da aber die beyden Könige noch nicht ausgesöhnt waren, und Epernon das, was ihm begegnet war, blos der Schwäche des seinigen zuschrieb, auch überdem hofte bald gerächt zu werden; so wollte er nichts unternehmen, was ihm mißfallen könnte.

Der Herzog von Guise wurde endlich umgebracht; ein Streich, der, weit entfernt, die Unruhen zu endigen, solche vielmehr vergrösserte. Man kann sich leicht vorstellen, daß unter diesen Umständen Heinrich III. seinen Günstling zurückberief. Bevor aber dieser sich nach Blois verfügte, gieng er nach St. Jean d'Angely, um Vorkehrungen zur Vereinigung des Königs von Navarra mit Heinrich III. zu machen. Er überließ es sodann andern, dieses Geschäft zu endigen, und eilte zu seinem Könige nach Blois. Bald nach seiner Ankunft gieng er den Feinden entgegen, bot ihnen die Spitze, und erleichterte dadurch des Königs Reise nach Tours. Kaum war Epernon auch hier eingetroffen, als der Herzog von Majenne ihn angreifen wollte. Es gelang aber nicht, sondern er muste sich wieder zurückziehn. Die Gunst des Königs gegen Epernon war wo möglich grösser wie jemals. Der König von Navarra kam nach Tours, worauf denn

beyde

beyde Monarchen in Vereinigung die Belagerung von Gerseau unternahmen, die Epernon commandirte. Heinrich IV. kam oft in die Laufgraben und ließ dem erstaunlichen Muth des Herzogs Gerechtigkeit widerfahren. So vereinigt wurden auch die Belagerungen von Etampes und von Montereau-Fautyonne unternommen. Der Hochmuth des Günstlings gab indessen zu einigen Streitigkeiten zwischen ihm und dem Könige von Navarra Anlaß. Als Colonel General der französischen Infanterie wollte er die Truppen beyder Könige ganz nach seinem Gefallen commandiren; er wollte die weisse Fahne bey der Infanterie abschaffen, und die Truppen der Hugenotten nicht plündern lassen. Heinrich IV. sahe sich aus Liebe zum Frieden genöthigt, in allem nachzugeben; er verlor aber dies Betragen nicht aus dem Gedächtniß, so lange als er lebte.

Heinrich III. wurde, wie bekannt, zu St. Cloud ermordet. Heinrich IV. und Epernon waren bey den letzten Augenblicken dieses Monarchen gegenwärtig. Der sterbende König empfahl seinem Nachfolger, die catholische Religion anzunehmen, und dem Herzog von Epernon, ihm zu dienen, sobald es geschehen wäre. Diese Erinnerung war Ursache, daß, da gleich nach dem Tode Heinrich III. die andern Grossen Heinrich IV. den Eyd der Treue leisteten, Epernon sich entfernen wollte. Er bat den König, ihm zu erlauben, nicht eher vor ihm zu erscheinen, als bis er diejenige Religion angenommen hätte, die in Frankreich die herrschende seyn müste. Man kann sich vorstellen, daß ein solches Compliment dem neuen Könige nicht sehr gefiel; dennoch wollte er ihn weder zwingen, noch Vorwürfe machen. Epernon entfernte sich von einigen Truppen begleitet, mit welchen er den Leichnam seines alten Herrn und Wohlthäters nach Compiegne escortirte,

tirte,

tirte, wo er so lange beygesetzt wurde, bis man ihn zu St. Denis begraben konnte. Von da gieng Epernon nach Angouleme, wo er auch glücklich anlangte. Seine klügsten Freunde, die da fürchteten, er würde wider Heinrich Parthie nehmen, machten ihm deshalb die eifrigsten Vorstellungen. Er beruhigte sie aber mit der Versicherung, daß er immer noch ein Feind der Ligue sey, und nur blos die Bekehrung des Königs erwartete, um sich ganz seinem Dienst zu widmen. Dieses war so sehr sein Ernst, daß während der zwey Jahre, die er in Angouleme zubrachte, er beständig mit den Ligueurs Krieg führte; er jagte sie ganz aus den Provinzen Angoumois, Saintonge und Limousin, und da in diesen Ländern neue Empörungen entstanden, so unterdrückte er solche mit Eifer, und nahm Bourg weg, das sich zu den Unruhigen geschlagen hatte. Im Anfang des Jahres 1591 wurde der älteste Sohn des Herzogs von Epernon gebohren, den man den Herzog von Candale nannte und noch vor dem Vater starb; sein zweyter Sohn, der den Titel als Herzog von Epernon annahm, wurde erst 1592 gebohren.

Heinrich IV. hatte indessen die Schlachten von Arques und von Ivry gewonnen, und die Spanier waren von dem Herzog von Majenne in das Innere des Königreichs geführt worden. Epernon glaubte nunmehr verbunden zu seyn, seinem rechtmäßigen König wider die natürlichen Feinde des Königreichs beyzustehn. Er gieng mit seinen Truppen nach der Picardie, nachdem er dem Könige zuvor aufgewartet hatte, der ihn in der Hofnung bestätigte, bald catholisch zu werden. Da er Gouverneur von Boulogne war, so gieng er, diesen Ort gegen den Herzog von Aumale in Sicherheit zu setzen. Nachdem er deshalb die nöthigen Maasregeln

genommen, drang er in das innere der Provinz, und hob eine kleine feindliche Garnison auf. Als er aber mit seinen Gefangenen durch Corbie passirte, entstand ein Streit zwischen ihm und dem Herzoge von Longueville, Commendanten der Provinz, der da verlangte, daß der Herzog von Epernon sie ihm überliefern sollte; da nun dieser Feldherr es abschlug, ließ ihn Longueville arretiren. Um aus seiner verdrüßlichen Lage zu kommen, sahe sich Epernon gezwungen, seinen Stolz herabzustimmen und Entschuldigungen zu machen. Er grif bald nachher einen Posten an, wo er blessirt wurde; eine Büchsenkugel zerschmetterte ihm fast den Kinnbacken; dennoch setzte er seinen Weg bis Chartres fort, das damals vom Könige belagert wurde. Diese Belagerung dauerte sehr lange, und kostete viel Blut. Nach deren Endigung gieng Epernon wieder nach Angoumois zurück, um seine Truppen daselbst ausruhen, und seine Wunden völlig heilen zu lassen.

Der Admiral la Valette, sein ältester Bruder, blieb bey der Vertheidigung von Roquebrune in Provence 1592, woselbst er Gouverneur war. Epernon nahm dieses schöne Gouvernement in Besitz, noch ehe er es vom Könige erhalten hatte. Er verließ Angoumois, um den Krieg zu endigen, den sein ältester Bruder wider den Herzog von Savoyen angefangen hatte. Dieser, um von den Unruhen des Königreichs Vortheile zu ziehen, hatte sich des grösten Theils der Provence bemächtigt. Auf seinem Wege durch Perigord und Querci zerstreuete er einige Truppen der Ligueurs. Die erste Belagerung, die er in seinem neuen Gouvernement unternahm, war die von Montauron, ein Ort, der von Savoyschen Truppen vertheidigt wurde. Die Stadt wurde eingenommen, und die Garnison mit einer Grausamkeit

samkeit behandelt, die Schrecken und Entsetzen verbreitete. Epernon ließ nemlich alle Officiers hängen, und schickte die Soldaten auf die Galeeren. Nun nahm er ohne Mühe die Stadt Arles ein, marschirte die ganze Provinz durch, und belagerte Antibes, das aber erst nach einem langen Widerstande genommen wurde. Er vertrieb auch die Savoyarden aus Cannes, und schickte dem Lesdiguieres Hülfe zu, der seiner seits sie aus dem Dauphine jagte.

Während dieses unglücklichen Zeitpuncts war das Königreich ein Raub der verschiedenen Parthien. Man zählte deren drey. Die Hugenotten, die es mit ihrem rechtmässigen Könige hielten, und für die Erhaltung ihrer Religion fochten; die Parthey der Ligueurs, durch die fremden Truppen beschützt, deren Prätext die Unterstützung der catholischen Religion war, und der Herzog von Epernon mit den Seinigen, der als Feind der Ligueurs und der Hugenotten gewissermassen für seine eigne Rechnung Krieg führte, ob er gleich vorgab, daß er nur die Bekehrung des Königs erwarte, um ihm mit aller schuldigen Treue zu dienen. Um sich nun die Provence ganz unterwürfig zu machen, bemühte er sich, Marseille einzunehmen; er wollte eins ihrer Thore durch Petarden sprengen lassen, allein, die Unternehmung schlug fehl, und er wurde gezwungen sich zurückzuziehn. Auch bey Aix, das er nachher angrif, fand er mehr Widerstand, wie er geglaubt hatte. Da er diesen Ort nicht mit Gewalt nehmen konnte, so suchte er es auf eine andere Art zu bewirken; er ließ nemlich der Stadt gegenüber ein Fort aufführen, aus welchem er die Ausfälle der Garnison verhindern, und die Festungswerke beschiessen konnte. Durch dieses Mittel gelang es ihm, Aix zu erobern. Indessen war er bey dieser Belagerung in grosser Lebensgefahr. Eine Kanonen-

kugel, von den Wällen abgeschossen, drang in sein Zelt, und tödtete zwey Edelleute, die neben ihm standen, so daß ihre abgerissenen Glieder dem Herzog auf die Brust geschleudert wurden und stark verwundeten. Er wurde jedoch bald von diesem Unfall wieder hergestellt, und die Hauptstadt der Provence ganz seinen Befehlen unterworfen.

Wenn diese Wunde dem Herzog gleich nicht fatal war, so kostete sie doch das Leben der Herzogin seiner Gemalin, die in Angouleme geblieben, und eben von einem dritten Sohn niedergekommen war, (der nachher als Cardinal la Valette berühmt worden ist). In diesem critischen Augenblick erhielt sie Nachricht von der Gefahr, worin sich ihr Gemal befunden hatte. Der Schrecken, den ihr dieses verursachte, stürzte sie ins Grab, in einem Alter von 26 Jahren. Sie setzte in ihrem Testament ihren Gemal zum Erben von allem ein, worüber sie disponiren konnte.

Der Herzog von Epernon wurde über den Verlust seiner Gemalin sehr gerührt; dennoch sorgte er nicht weniger, um seine Autorität in der Provence aufrecht zu erhalten, und es gelang ihm, alle Anhänger der Ligueurs zu unterdrücken; da überdem der König 1594 durch die öffentliche Abschwörung der reformirten Religion denjenigen keinen Vorwand mehr übrig ließ, die ihn nicht erkennen wollten. Selbst Paris wurde zum Gehorsam gebracht. Nur Epernon fuhr fort, nicht wie ein Heinrich IV. unterworfener Gouverneur, sondern wie ein kleiner Tyrann zu handeln, der seine Autorität blos sich selbst, und seinen eignen Kräften schuldig war. Ein solches Betragen konnte nicht geduldet werden. Der König wollte demselben ein Ende machen, jedoch mit Beobachtung der glimpflichsten Maasregeln. Montmorenci, der eben

eben die Connetable-Würde von ihm erhalten, die sein Vater ehemals besessen hatte, bekam den Auftrag, die entstandenen Streitigkeiten zwischen dem Herzog von Epernon und den Provencalen zu schlichten; aber zu gleicher Zeit schickte er geheime Befehle an Lesdiguieres und an Alphonso von Ornano, um zu verhindern, daß die Provence nicht mit willkührlicher Gewalt beherrscht würde. Montmorenci war mit seinem gütlichen Betragen nicht glücklich; da er nun nicht gegen seinen alten Freund und Verwandten Epernon Gewalt brauchen wollte, so marschirte Lesdiguieres wider ihn, und lieferte ihm eine Schlacht, worin letzterer Sieger war, wenigstens behauptete er das Schlachtfeld; Epernon hingegen, der sich zurückzog, hätte viel Gefangene gemacht. Nach diesem Unfall gab der Herzog den Vorschlägen Gehör, die ihm der vom König abgeordnete Lafin that. Er übergab diesem das Fort von Aix, der vornehmste Klagegegenstand der Provencalen, und bewilligte einen Waffenstillstand. Während desselben that Epernon eine Reise nach Languedoc; eine Abwesenheit, von welcher Lesdiguieres die grösten Vortheile zog; er machte ihm nemlich einen Theil seiner Truppen abspenstig, und entzog ihm mehrere Städte. Der Herzog eilte auf diese Nachricht nach der Provence zurück; aber eine Begebenheit, die er nicht erwarten konnte, diente, seine Angelegenheiten daselbst völlig zu Grunde zu richten.

Der Herzog von Guise hatte endlich Heinrich IV. als König anerkannt. Eine seiner Bedingungen der Unterwürfigkeit war, daß man ihm ein grosses Gouvernement geben sollte. Der König ernannte ihn zum Gouverneur von der Provence, mit dem Auftrag, Epernon daraus zu treiben. Er vereinigte sich zu diesem Entzweck mit Lesdiguieres, da denn bald die eifrigsten Anhänger des Herzogs sich bey ihm ein-

einfanden. Sie übergaben ihm die mehresten Plätze, die ihnen anvertrauet waren. In dieser übeln Lage schickte Epernon seinen Secretär an den König, um diesem Monarchen zu versichern, daß er bereit sey, sich ihm völlig zu unterwerfen. Nach einigen Erklärungen erhielt er die Erlaubniß, nach Hofe zu kommen, wo ihn Heinrich IV. mit vieler Güte empfieng, und zur Schadloshaltung für die Provence ihm das Gouvernement von Limousin gab, desgleichen ihm den Besitz der beyden von Angoumois und Saintonge bestätigte.

Nach diesem Vergleich gieng der Herzog von Epernon nach Angouleme, wo er einige Zeit mit seinen Kindern zubrachte. Im Jahr 1597 kam er mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen zum Könige, der sich vor Amiens befand, das von den Spaniern überrumpelt worden war. Seine Ankunft aber geschahe in der nemlichen Stunde, da Heinrich es wieder eingenommen hatte. Im folgenden Jahre wurde der Friede zu Vervins geschlossen; allein 1599 entstand wieder ein kleiner Krieg zwischen Frankreich und Savoyen, wegen des Marquisats Saluces; er dauerte nur einen Feldzug, in welchem unter andern Montmelian erobert wurde, woran der Herzog von Epernon viel Antheil hatte.

Im Jahr 1602 gerieth Epernon in Verdacht, an der Verschwörung des zweyten Marschalls von Biron Theil zu haben; alles aber rechtfertigte ihn in Ansehung dieser falschen Vermuthung. Im folgenden Jahr erhielt er die auszeichnende Ehre, mit seiner Carosse in das Louvre fahren zu dürfen, eine Erlaubniß, die nur Prinzen von Geblüt damals hatten, die seitdem aber ein Vorrecht aller Herzoge geworden ist. Im Jahr 1605 zerstreute Epernon eine Anzahl Rebellen, die sich in Limousin versammlet hatten, und

1606

1606 commandirte er die königliche Avantgarde, da Heinrich IV. in Champagne wider den Herzog von Bouillon zu Felde zog. Als dieser Monarch 1610 Vorbereitungen machte, mit einer grossen Armee nach Deutschland zu gehen, so ernannte er den Herzog zum vornehmsten Minister der Königin, die in seiner Abwesenheit Regentin des Königreichs seyn sollte. Als endlich dieser grosse vortrefliche Monarch ermordet wurde, hatte der Herzog von Epernon die Ehre, bey ihm in seiner Carosse zu sitzen, und da der König schrie: ich bin verwundet! so wollte er den zweyten Stoß pariren, und fieng ihn zum Theil in dem Ermel seines Kleides auf, der durchstochen wurde. Nach diesem verfluchten Morde trug er nicht wenig bey, die Königin zur Regentin erklären zu lassen.

Während der Regierung Ludwig XIII. spielte Epernon beständig eine sehr grosse Rolle bey Hofe. Der Königin Mutter sehr ergeben, leistete er ihr die grösten Dienste. Er befreyete sie aus Blois, wo sie gleichsam eine Gefangene war, und führte sie nach Angouleme. Er wollte auch in ihrem Namen Krieg anfangen, allein, die Königin versöhnte sich wieder mit ihrem Sohne. Epernon kam nunmehr auch wieder nach Hofe, wo ihn der König wohl empfieng, und ihm auftrug, die revoltirte Provinz Bearn zum Gehorsam zu bringen, die sich empörte, weil man die catholische Religion daselbst wieder eingeführt hatte. Es glückte ihm auch damit, und er erhielt dafür 1622 das Gouvernement von Guienne. Seit dieser Zeit war er beständig in die Streitigkeiten der Königin Mutter und des Cardinals von Richelieu verwickelt. Sein natürlicher Stolz erlaubte ihm nicht, einem Premierminister zu schmeicheln, der so mächtig war. Dennoch diente er Ludwig XIII. getreu,

treu, und ergrif nie Parthie gegen ihn in den Unruhen von Languedoc. In den letztern Jahren seines Lebens hatte Epernon grosse Streitigkeiten mit dem Parlament und Erzbischof von Bordeaux, die ihm viel Verdruß machten; aber nichts konnte seine Standhaftigkeit und seinen Stolz beugen. Er starb den 13. Januar 1642 zu Loches in Touraine, im 89sten Jahr seines Alters; sein Körper wurde nach seinem schönen Schloß zu Cadillac in Guienne transportirt, wo man ihm ein prächtiges Mausoleum errichtete.

Epernon hatte drey Söhne. Der Aelteste derselben, der den Namen Herzog von Foix Candale führte, starb noch vor seinem Vater 1639. Er hatte 1611 Mademoiselle d'Halwin, Erbin des Herzogthums dieses Namens, geheyrathet, aber seine Gemalin fieng aus gegründeten Ursachen einen Proceß mit ihm an; die Ehre, das Epernonsche Geschlecht fortzupflanzen, war daher seinem zweyten Sohn, Bernard de la Valette de Foix, vorbehalten. Er vermählte sich 1622 mit Gabrielle Angelique, natürlichen Tochter Heinrich IV. und der Marquise von Verneuil, die zu Metz 1627 starb. Ihr Gemahl wurde nach dem Tode seines Vaters auch Colonel General der französischen Infanterie, und Gouverneur von Guienne. Er starb 1661, neun und sechzig Jahr alt. Dieser zweyte Herzog von Epernon hatte nur einen Sohn, der aber noch vor ihm starb, und eine einzige Tochter, die durchaus eine Nonne werden wollte. Sie gieng in das Kloster der Carmeliterinnen zu Paris, woselbst sie 1701 gestorben ist, und mit ihr starb zugleich diese so grosse Familie aus.

L.



VI.

Eine sonderbare Anecdote aus dem Leben des Marivaux.

Marivaux ist unstreitig einer mit von den vorzüglichsten neuern Theater- und Romanendichtern der Franzosen; auch in Teutschland sind seine Verdienste in diesen Fächern der schönen Wissenschaften anerkannt, und die meisten seiner Werke (obgleich freylich fabrikmäßig genug) übersetzt und mit Beyfall gelesen worden. Nachstehende Anecdote aus seinem Leben scheint uns weniger bekannt zu seyn; sie ist um so viel merkwürdiger, da sie einen neuen Beweis dargiebt: daß der aufgeklärteste Mann demohngeachtet öfters viel zu schwach ist, um verjährten Vorurtheilen widerstehen zu können.

R.

Brief des Herrn D. L. P. an den Herrn Marquis von N *.

„Gewiß, mein lieber Marquis, ich würde nie bey den „Lebzeiten unsers Freundes das Geringste von dem, was „Sie von mir zu wissen verlangen, gegen Sie erwehnt ha- „ben; weil Sie aber doch nun schon einmal durch den Herrn „v. R * * von einigen Umständen unterrichtet sind, und

„glau-

„glauben, daß ich mehr als irgend ein andrer davon wissen
„muß, so will ich es Ihnen nur gestehen, daß unser lieber
„Marivaux, bey allem Verstand, und bey alle der gesun-
„den Philosophie, die jemuls ein Sterblicher besaß, dennoch
„seine Leichtgläubigkeit über gewisse Materien oft so weit
„trieb, daß man mit Recht darüber erstaunen muß. —
„Urtheilen Sie selbst hievon aus nachstehendem Zuge:

„An einem Winterabende, da ich wegen eines hefti-
„gen Catharrs das Zimmer hüten muste, kam er beym Weg-
„gehen aus der Akademie zu mir. Er war vor Kälte bey-
„nahe erstarrt, und hustete stärker und öfterer, als ich selbst;
„ein Umstand, den ich mit seinem Ausgehen um so viel
„weniger zusammenreimen konnte, da ich wuste, wie theuer
„ihm seine Gesundheit immer zu seyn pflegte.

„Sie werden mich doch nicht ausschelten? — rief er
„aus, indem er meinen Vorwürfen zuvorkam — alles hat
„sein gesetztes Ziel, und ich bin endlich einer strengen Diät,
„die, anstatt meinen mit Flüssen behafteten Körper wieder-
„herzustellen, solchen täglich nur noch mehr zu Grunde zu
„richten scheint, überdrüßig geworden. Nehmen Sie nun
„noch hiebey an, daß ich, ohnerachtet der Grösse der Ge-
„fahren, welchen ich durch mein Ausgehen bey diesem Wet-
„ter Trotz biete, dennoch, aus mir bekannten Gründen, die
„ich nicht im geringsten bezweifele, überzeugt bin, daß ich
„mich deswegen vor keinen traurigen Folgen fürchten
„darf.

„Das scheint mir etwas viel gesagt zu seyn, erwiederte
„ich, indem ich ihm dabey starr in das Auge sahe, und eine
„Rede, wie die Ihrige, würde mir in dem Munde eines
„jeden

„jeden Andern höchst widersinnig vorkommen. — Ich ver-
„stehe Sie, mein Freund, antwortete er, — aber, lassen
„Sie uns nicht weiter davon sprechen, und thun Sie so, als
„ob ich nichts gesagt hätte. — Nein, mein Herr, ent-
„gegnete ich, so kommen Sie nicht los; Sie haben mich
„einmal in Verwirrung gestürzt, und alles, was Sie mir
„bisher gesagt haben, vermehrt nur noch immer mehr meine
„Unruhe — Ich müste der freundschaftlichen Gesinnungen,
„womit Sie mich bisher beehrt haben, ganz unwürdig seyn,
„woferne Sie noch daran zweifeln können. —

„Nachdem wir beyde einen Augenblick still geschwiegen,
„rief er aus: ich habe Unrecht! Ihr Ernst zeigt mir zur
„Gnüge an, wie viel Theilnehmung ich Ihnen eingeflößt
„habe; ich sehe daher kein ander Mittel, Sie zu beruhigen,
„als daß ich meine Unvorsichtigkeit durch eine Erzählung
„büsse, über die Sie vielleicht lachen werden, von der ich
„aber glaube, daß ich sie als ein Opfer der beleidigten Freund-
„schaft schuldig bin. — Machen Sie nur, daß man uns
„alleine läßt, — und nun, hören Sie mich an;

„Ich bin zu Paris geboren und von gutem Herkom-
„men. Mein Vater, der Münzdirector zu Rione gewesen
„war, hinterließ mir einiges Vermögen. Jugendliche Hitze,
„vereinigt mit der Hofnung, meine Glücksumstände um
„ein beträchtliches zu verbessern, waren die Triebfedern, die
„mich veranlaßten, an dem damaligen Actienhandel Theil
„zu nehmen. Der erste Anfang eröfnete mir sehr glänzende
„Aussichten, aber am Ende verschwand der schöne Traum,
„und ich befand mich, so, wie viele andre meines gleichen,
„ehe ich es mich versahe, zu Grunde gerichtet. Nun ward
„ich Schriftsteller für die Bühne; aber meine ersten Versuche
„brachten

„brachten mir mehr Ruhm als Geld ein. Endlich gab ich
„dem Bitten einer alten Anverwandtin nach, die für sehr
„reich gehalten wurde, und reisete nach Lyon, wo ich um
„so vielmehr Langeweile hatte, da die gute Frau eben so ge-
„nau als kränklich war, und weit weniger Vermögen besaß,
„als der Ruf ihr beygelegt hatte.

„Bey dieser neuen Lebensart, die für eine so thätige
„Seele, wie die meinige, sehr wenig gemacht war, gieng ich
„eines Tages in eins der Kaffeehäuser, die am meisten be-
„sucht wurden. Ein kleiner Greis, eben so alt, wie man
„die Zeit abzumalen pflegt, fiel mir besonders auf, und seine
„eben so ehrliche als wenig gemeine Physionomie nahm
„mich vollends für ihn ein. Ich näherte mich ihm, um
„durch eine Unterredung ihn besser und genauer kennen zu ler-
„nen. — Aber meine Hofnung war vergebens: es sey
„nun, daß meine Zudringlichkeit ihm misfiel, oder, daß er
„wirklich im Begrif war, fortzugehen, genug, er bezahlte
„seine Tasse Kaffee, grüßte mich auf eine eben so höfliche
„als kalte Weise, und verließ das Zimmer.

„Dies machte mich vollends aufmerksam, und ich weiß
„nicht, was für ein geheimer Antrieb mich zwang, ihm zu
„folgen. Ich gieng ihm auf dem Fusse nach, und mein
„Auge verfolgte ihn beständig in der Ferne. Endlich ward
„ich gewahr, daß er in einen in der Vorstadt de la Guil-
„lottiere gelegenen Garten trat, und begab mich gleichfalls
„dahin.

„Er hatte eine entlegene Allee zu seinem Spaziergang
gewählt, und aus Furcht, ihn auf das neue zu verscheuchen,
„gieng ich anfänglich in eine andere und that, als ob ich ihn
„gar

„gar nicht bemerkte. Indessen näherte ich mich ihm auf
„eine unmerkliche Art, doch immer mit einer Miene, als
„ob ich mit einem ganz andern Gegenstand beschäftiget
„wäre.

„Aber, ungeachtet meiner genommenen Maasregeln,
„beobachtete ich, daß er mich erkannt haben müßte, und
„nicht mehr vor mir zu fliehen schien. Ich war eben am
„Ende meiner Allee, und trat nun plötzlich wie in einer
„Art von Zerstreuung in die seinige, wo ich denn unverzüg-
„lich ihm ins Gesicht zu kommen suchte, und im Vorbeyge-
„hen, um ihn merken zu lassen, daß ich ihn erkannt hätte,
„zog ich auf eine ehrerbietige Weise den Hut vor ihm ab.
„Aber wie sehr erstaunte ich, da beym Zurückkehren mein
„Auge ihn überall vergebens suchte; endlich erfuhr ich von
„einem Thürsteher, daß er eben fortgegangen sey.

„Sie kennen mich, mein Freund! — fuhr Mari-
„vaux fort, indem er zugleich gewahr wurde, daß ich wider
„meinen Willen lächeln muste. — Weit entfernt, daß ein
„Vorfall dieser Art fähig gewesen wäre, mir meine Neu-
„gierde zu benehmen, wurde solche vielmehr dadurch so weit
„getrieben, daß, da ich ihn des andern Tages wieder auf-
„suchte, und an dem nemlichen Orte fand, wo ich ihn ge-
„stern gesehen hatte, ich ohne weiteres Bedenken alle
„Schüchternheit beyseite setzte, auf ihn zugieng, und ihn
„mit alle dem Nachdruck, dessen ich in meinem damaligen
„Alter nur fähig war, zu überreden suchte, wie viel Ver-
„gnügen es mir machen würde, wenn er erlaubte, daß ich
„während seines Spazierganges, gesetzt, daß es auch nur
„auf einige Minuten geschehen könnte, sein Gesellschafter
seyn dürfte.

Ich

„Ich kenne Sie, mein Herr von Marivaux, er„wiederte er lächelnd, und Sie werden also selbst einsehen, „daß mir all Ihr listiges Bestreben, welches Sie seit ge„stern angewandt haben, um mich genauer kennen zu lernen, „nicht entschlüpft ist. — Aber glauben Sie mir, Ihr Un„ternehmen wird Ihnen wenigstens vor jetzt nicht gelingen. „— Was, mein Herr! ich sollte die Ehre haben von Ih„nen gekannt zu seyn? — und doch wollten Sie sich mir „entziehen? — Beruhigen Sie sich, versetzte mein Un„bekannter, — ja, ich kenne Sie, mein Herr, ich habe „sogar Ihren Vater und die mehresten Ihrer Vorfahren und „Anverwandten gekannt; und was noch mehr ist, ich weiß „selbst die Bewegungsgründe, die Sie hieher geführt haben, „und empfinde eben so sehr, wie Sie selbst, wie viel Lange„weile Sie hier haben müssen. — Aber Ursachen, die ich „Ihnen nicht entdecken darf, zwingen mich, Sie zu bitten, „nicht weiter in mich zu dringen, wofern Sie mich anders „nicht zwingen wollen, augenblicklich Abschied zu nehmen. „— Verzeihen Sie mir, mein Herr, — aber, weil Sie „mich doch einmal kennen — dürfte ich denn zum wenig„sten nicht hoffen? — Nein! ich sage es Ihnen noch„mals, jetzt kann ich nicht; all Ihr Bemühen deshalb ist „umsonst. — Hüten Sie sich sogar mir nachzufolgen, „denn Sie würden, ohne den geringsten Nutzen davon zu „haben, nur mir, so wie sich selbst, schaden. Indessen kann „ich Ihnen doch, indem ich Sie verlasse, sagen, daß Sie „mir nicht gleichgültig sind, und daß es nur von Ihnen ab„hängen wird, dereinst wahre Beweise von meinen freund„schaftlichen Gesinnungen gegen Sie zu erhalten. Leben „Sie wohl, mein lieber Marivaux. — Fahren Sie „fort, sich in den Wissenschaften zu üben; vorzüglich aber „bleiben Sie Ihrem Character getreu. — Mag mir denn

„auch

„auch vorfallen, was da wolle, so seyn Sie auf mein „Wort versichert, daß Sie mich gewiß noch wenigstens vor „Ihrem Tode einst wiedersehen sollen. — Noch einmal, „leben Sie wohl! man bemerkt uns, und ich darf nicht „länger hier verweilen. — Mit diesen Worten eilte der „kleine Mann fort, und ließ mich im gränzenlosesten Er„staunen zurück, so, daß ich beynahe eine Viertelstunde nö„thig hatte, um mich einigermassen wieder zu erholen.

„Seit dem Tage darauf stellte ich unaufhörlich in „allen Kaffeehäusern, Gasthöfen und auf allen Promena„den zu Lyon Nachsuchungen, obgleich immer umsonst, an. „Kein Mensch kannte meinen Unbekannten, und schon seit „beynahe vierzig Jahren, habe ich vergebens auf die Wie„dererscheinung dieses Fantoms gewartet.

„Dies ist meine Geschichte, mein Freund, sagte Ma„rivaux, indem er einen Seufzer ausstieß, und ungeach„tet alles dessen, was ich mir schon selbst darüber gesagt „habe, um den in mir zurückgebliebenen Eindruck auszu„löschen, so kann ich mich doch durchaus nicht überzeugen, „daß dieser kleine Mann ein blosses Geschöpf oder ein Be„trüger gewesen seyn sollte, der irgend eine Art von Nutzen, „es sey fürs Gegenwärtige oder Zukünftige, gehabt hätte, die „Leichtgläubigkeit eines Menschen zu misbrauchen, von dem „er nicht das geringste hoffen, und noch weit weniger fürch„ten konnte. —

„Ich fühlte damals nur zu sehr, mein lieber Mar„quis, wie wenig es mir glücken würde, die schon seit so „langer Zeit eingewurzelten Vorurtheile meines Freundes „zum

„zum Vortheil seines Adepten zu bekämpfen. Ich glaubte
„sogar, ihm damit nur einen übeln Dienst zu erzeigen,
„weil ich ihm dadurch den mächtigsten Trost in allen seinen
„Krankheiten rauben würde; auch erfuhr ich nach meiner
„Zurückkunft von einer langen Reise von Mademoiselle de
„Saint Jean, bey welcher er wohnte, daß er in seinem
„fünf und siebenzigsten Jahre gestorben sey, und bis auf
„seinen letzten Augenblick beständig gehoft, und nie gezwei-
„felt habe, seinen kleinen Mann noch wieder zu sehen.

„Ich habe die Ehre u. s. w.„

F.

V.

May. 1785.

I.

Historische Nachricht von der merkwürdigen Belagerung von Bagdad, durch den Groß-Sultan Amurath.

Im Jahr 1638.

Dieses ist eine freye Uebersetzung eines Briefes, der ursprünglich in türkischer Sprache von einem vornehmen Türken im Gefolge des Groß-Sultans, an Mustapha Bey, Bassa in Cairo, geschrieben wurde.

Den achten Tag des Monden Regeb *) liessen Se. Hoheit das Lager vor Bagdad aufschlagen, am nemlichen Ort, wo mehr als 100 Jahr zuvor der Sultan Solimann

*) Nach unserer Zeitrechnung der 11te November 1638.

mann das seinige gehabt hatte. Er gieng noch an eben diesem Tag, das Grab des im Paradiese glücklichen Imam Azam zu besuchen; sodann berief er alle Veziere, Bassen und andere vornehme Befehlshaber des Heeres zusammen, und befahl ihnen, die Soldaten in Schlachtordnung zu stellen, vertheilte die Posten unter die Anführer, und umringte sein Lager mit der Cavallerie. Hierauf umritt er dasselbe, mit sehr schönen Waffen geziert, und begab sich nachher nach dem Mittelpunct des Lagers, der sowohl verwahrt war, daß niemand weder herein noch herausgehen konnte, ohne deshalb am Eingang gültige Ursachen anzugeben. Er ließ noch den nemlichen Tag große Haufen Erde allenthalben aufführen, wo die Canonen der Stadt uns Schaden zufügen konnten; ferner ließ er eine große Menge Holz und Faschinen herbeybringen, sie mit Erde vermischen, und drey Berge davon formiren, die höher waren als die Mauren von Bagdad. Jeder dieser künstlichen Berge wurde mit zwanzig Canonen besetzt, die den folgenden Tag mit der Morgenröthe alle zu gleicher Zeit zu feuren anfiengen. Der Sultan ließ auch vor seiner Zelt einen hohen Thurm aufführen, den er bestieg, und von dessen Spitze er wie von einer Gallerie alles sahe, was sich in seinem Lager und in Bagdad zutrug, wobey er ausserhalb der feindlichen Schüsse war.

Hier versammlete er alle Grossen, sowohl die Militärpersonen, als die zum Gesetz gehörten, und hielt ihnen folgende Anrede: „Ihr Mufti, Veziers, Beglerbeys, Bassen, Sangiacs und ihr andern überhaupt, die Gott meiner Herrschaft „unterworfen hat, glaubt nicht, daß ich hergekommen sey, „um wieder zurück zu kehren, ohne diese Stadt eingenommen „zu haben. Nein! Ich bin gekommen mit dieser großen Anzahl dem Gesetz getreuer Soldaten, um hier zu siegen oder

zu

„zu sterben. Ich verlange daher, daß ihr alle, die ihr hier
„versammlet seyd, eben diesen Entschluß ergreift. Die Gros-
„sen, die ihre Pflicht nicht thun werden, sollen von meiner
„eignen Hand fallen, und die Gemeinen, die dem Feinde
„entgehn, werde ich unter einander alle tödten lassen, alsdann
„will ich selbst sterben, damit die Geschichte der Nachwelt er-
„zählen kann, daß ein Nachfolger des grossen Ottomans hier
„mit einer Million Menschen für die Vertheidigung des Glau-
„bens gestorben sey. Was ist die Welt? sie kommt wenig
„oder gar nicht in Betrachtung. Derjenige, der da stirbt,
„indem er wohlthut, wird sich nach seinem Tode wohl befin-
„den, derjenige aber, der da stirbt, indem er einen Feind
„zur Vertheidigung des Glaubens erlegt, wird noch glücklicher
„im Paradiese seyn. Also Ihr meine Väter, so nenne ich
„die Alten, und Ihr meine Brüder, die Ihr von meinem Al-
„ter seyd, denn wir sind alle von einerley Materie gemacht,
„laßt uns etwas thun, wodurch unser großer Prophet Mu-
„hamed vermocht werden kann, unser Sachwalter zu werden,
„daß er uns alle am Tage des Gerichts vor dem Tribunal des
„großen Gottes stellen und ihm sagen könne: Hier sind die
„Gläubigen, die zur Ehre deiner heiligen Majestät tapfer
„gestritten haben. So wird man von uns sagen, daß wir
„Ruhm in dieser und in der andern Welt haben. Um zu
„diesem Zweck zu gelangen, ist es nöthig zu arbeiten, und
„keine Gefahren zu scheuen. Warum würdet ihr sie aber auch
„fürchten, da ihr aus Liebe zu unserm großen Propheten strei-
„tet, der euch so viel Gnade vom großen Gott verspricht.
„Nein ich glaube es nicht, und wenn ich jemand von euch
„sehe, der nicht freudig in den Streit geht, so werde ich ihn
„mit meinem eignen Schwerdt niederhauen.„

Alle Anwesende, die diese Rede mit Aufmerksamkeit zugehört hatten, legten die Hand auf den Kopf und antworteten einmüthig, daß sie bereit wären, den Willen Sr. Hoheit zu erfüllen, und ohne Zeitverlust fiengen sie den Streit an. Der Großherr ließ alle Zelte der Wundärzte nahe bey dem seinigen aufschlagen, und gab Befehl, alle Verwundete dahin zu bringen, damit sie verbunden werden könnten. Dieses geschah. Er tröstete sie selbst durch sehr gute Worte und gute Thaten; denn er gab jedem 40 auch 50 Zechinen. Man hat gefunden, daß er an einem Tage an Siebenhundert Verwundete dergleichen Geschenke gemacht hat. Hieraus kannst du urtheilen, ob die Gefechte blutig gewesen sind. Den Sold derjenigen, die da starben, ließ er ihren Kindern oder nächsten Verwandten auszahlen. Während den 39 Tagen, daß die Belagerung dauerte, verrichteten Se. Hoheit alle Tage und alle Nächte sein Gebet öffentlich auf den Knieen, wobey er sich mit thränenden Augen auf der Erde hinstreckte. Alle Abend wurde ein wenig von der Erde weggeführt, von welcher man die Verschanzungen gemacht hatte, um uns mehr der Stadt zu nähern, so daß wir uns den 10ten Tag des Monden Chaban an den ersten Laufgraben befanden. Der Sultan befahl, eine Menge mit Erde angefüllter Säcke hereinzuwerfen. Dieses geschah mit solcher Geschwindigkeit, daß in vier Tagen die Graben gefüllt waren. Man formirte drey andre Berge, auf deren Gipfel man die Artillerie brachte, die auf den ersten gewesen waren. Diese that so gute Wirkung, daß die Hälfte der Mauern von Bagdad niedergeschossen wurde, die andre Hälfte war ringsherum mit Erdhaufen bedeckt, durch welche die Canonenkugeln nicht durchdringen konnten. Viele derselben fielen auf Thürme und andre erhöhete Gebäude, denen sie keinen Schaden zufügten, sondern wieder abprallten. Auf einem dieser Berge, der Posten des

Selictar Bassa, befanden sich zwölf Canonen und drey große Mörser, die unaufhörlich die Stadt beschossen, und viele Häuser zu Grunde richteten.

Der Großvezier hatte seinen Posten auf einem andern Berg, von welchem er die Stadt bestürmte, und drey Bastionen wegnahm, allein er wurde dabey durch einen Musketenschuß erschossen, und drey Beglerbeys wurden verwundet. Der Gebliebenen war eine große Anzahl. Der Großvezier lebte noch bis zum 16ten des Monden Chaban. Den 17ten wurde Mustapha Bassa, der Bassa des Meers und Caimakan war, an seine Stelle gesetzt, und der Großherr übergab ihm das Reichsinsiegel. Den 18ten fiel ein so großer Regen, daß man keine Lunte brennend erhalten konnte. Dieser Umstand war für uns günstig; die Stadt wurde mit einer solchen Wuth bestürmt, daß die Belagerten um Gnade schrieen, und ihre Fahnen zur Erde warfen, zum Zeugniß, daß sie sich der Willkühr Sr. Hoheit überliessen. Zu gleicher Zeit kam der Kiaya, oder Vicecommendant der Stadt, den Großvezier aufzusuchen. Er hatte eine Binde um den Hals, an welcher sein Säbel hieng, ein Zeichen einer schimpflichen Unterwerfung, und bat sowohl für sich als für den Gouverneur um Gnade. Da er diese erhalten, fand sich der Gouverneur, Namens Becktachkan, selbst ein. Der Großvezier hieß sie warten, und verfügte sich zum Sultan, mit demüthiger Bitte, diesen Reuigen das Leben zu schenken. Es wurde bewilligt, und Befehl gegeben, daß jeder in seinem besten Aufzuge erscheinen sollte, um Parade zu machen. Alles war mit großem Pomp und Pracht eingerichtet, und sodann wurde Becktachkan ins kayserliche Zelt geführt, wo er nicht dem Glanz so vieler Majestät widerstehn konnte, der ihm von dem ganzen Hofstaate des Groß-Sultans entgegen

stralte,

stralte, *) das Blut erstarrte ihm, und er konnte nichts sagen, als: Gelobt sey Gott! Gelobt sey Gott! Se. Hoheit setzten sich auf den Thron, Becktachkan aber stürzte zur Erde und flehete um Gnade, die er auch erhielt. Der Groß-Sultan hieß ihn aufstehn, und sich nähern, worauf er ihn über verschiedene Dinge befragte, die er zu seiner Zufriedenheit beantwortete. Er gab ihm ein mit Zobel ausgeschlagenes Unterkleid, einen Gürtel und Dolch mit kostbaren Steinen besetzt, desgleichen einen Federbusch von großem Werth, und so schickte er ihn nach der Stadt zurück, mit dem Befehl, alle Officiers ihm zuzusenden, und den gemeinen Soldaten bekannt zu machen, daß diejenigen, die in seinen Dienst treten wollten, wohl aufgenommen werden würden, die andern hingegen ohne Waffen verabschiedet werden sollten; wenn sie sich aber widerspenstig bezeigten, würde er sie niederhauen lassen.

Becktachkan warf sich abermahls zur Erde, dankte Sr. Hoheit demüthigst, und versprach, sein Sklave nicht mit einer, sondern mit tausend Seelen zu seyn **). Hierauf begab er sich zum Zelt des Großveziers, woselbst er seinen Kiaya nach der Stadt schickte, um den Willen des Grosherrn kund zu thun. Ehe er aber noch allda anlangte, waren schon die Truppen von dem Posten des Großveziers durch das Thor

Azana

*) Man erinnre sich hierbey des in den *Memoires de Thott* angeführten türkischen Sprüchworts: Der Verstand von Europa, die Reichthümer von Indien, und der Pomp der Ottomannen.

A. d. H.

**) Eine bey den Türken gewöhnliche Redensart, die in ihrer Sprache viel Nachdruck haben soll.

A. d. H.

Azana in die Stadt gedrungen, und fiengen an die Häuser zu zerstören. Da dieses die Khams sahen, die in Persien so viel wie die Bassen bey uns bedeuten, und in der Stadt geblieben waren, verlohren sie die Geduld, und schrieen, daß man ihnen nicht Wort hielte; man hätte ihnen Gnade versprochen, und behandelte sie itzo so strenge. Sie suchten bey dem Thor Cara Cape ihre Soldaten zu versammlen, die unsrigen waren aber so sehr nach Blut und Plünderung begierig, daß sie nichts anhören wollten, und alles ermordeten, was ihnen in dieser Nacht unter die Hände fiel. Gott allein weiß die große Anzahl der Perser, die hiebey umkamen, und die großen Reichthümer, die von den Unsrigen genommen wurden. Sobald der Tag anbrach, sahe man die vorgemeldten Khams mit 15000 Mann unterm Gewehr, die sie in der Nacht zusammengebracht hatten, entschlossen, ihr Leben aufs äusserste zu vertheidigen. Da dieses Se. Hoheit erfuhren, wurde Befehl gegeben, daß alle Truppen der andern Posten auch hereinrücken und alles niedermachen sollten. Viele der Feinde warteten dieses nicht ab, sondern unterwarfen sich dem Willen des Großherrn, die andern aber liessen sich lieber niederhauen. Die Anzahl der Getödteten belief sich auf 10,000. Die sechs Khams wurden zu Gefangenen gemacht, desgleichen zwölf andre Grossen, die dem Ossein Bassa übergeben wurden. Von den Persern hatten 5,000 um Gnade gefleht; diese wurden durch einen Beglerbey zur Armee escortirt, um zu verhindern, daß unsre Soldaten ihnen keinen Schaden zufügen möchten. Der Großvezier aber, der sie vor seinem Zelt vorbeyführen sahe, wandte sich an die vornehmen Befehlshaber, die zugegen waren, und sagte: „Warum wollen wir diesen Hunden Barmherzigkeit erzeigen, „die weder Treu noch Glauben haben, und nie ihr Wort „halten? Sie haben sich nicht gutwillig ergeben, sondern

wir

„wir haben sie mit Gewalt dazu gebracht, womit Gott den „Arm unsrer tapfern Soldaten gestärkt hat. Sind es nicht „die nemlichen, die wir bey Revan überwunden, die der „Grosherr mit so vieler Gelindigkeit und Gnade behandelte, „da er sie, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, „mit ihrer Bagage und Waffen frey ziehen ließ, und die den= „noch diese Gnade so sehr verkannten, daß sie 10,000 der „Unsrigen niedermachten, da sie sich im Vortheil befanden? „Wie schreyt nicht das Blut der Gläubigen, die sie so grau= „sam umgebracht haben? Man hat ihnen Gnade bewilligt, „mit der Bedingung, daß sie sich ohne zu fechten ergeben soll= „ten; da sie aber hernach hartnäckig Widerstand gethan, so „haben sie sich derselben unwürdig gemacht. Mit einem Wort, „wenn Se. Hoheit sie begnadigt hat, so thue ich es nicht.„ Er wandte sich hierauf sofort an Navy Aully, Mehemed Bassa, Var Varally Bassa, Chus Casanadar u. a. mit dem Befehl, hinzugehn und sie in Stücken hauen zu lassen. Sie schlugen es aus, mit der Entschuldigung, daß der Großherr sie begnadigt hatte; er gab ihnen aber den Befehl schriftlich zu ihrer Rechtfertigung, und nahm alle Schuld auf sich. Diesem zufolge giengen sie, seinen Willen zu vollziehn.

Der Sultan gerieth in großen Zorn, da er dies hörte, und ließ sogleich den Großvezier holen, den er ganz aufge= bracht fragte, warum er diesen Befehl, troz seiner Begnadi= gung gegeben, und Treu und Glauben verlezt hätte. Der Großvezier antwortete, daß, wenn der Großherr sie auch begnadigt habe, so hätte er es doch aus vorbesagten Ursachen nicht thun wollen, die er Sr. Hoheit umständlich wiederholte. Nachdem der Großherr das Gehörte ein wenig überlegt hatte, zog er sein eigen Unterkleid aus, übergab es dem Großvezier, und lobte was er gethan hatte.

Es

Es befanden sich in Bagdad beym Anfang der Belagerung 31,000 Mann auserlesener Truppen, hiezu kamen noch 20,000, die sich freywillig eingefunden hatten. Alle diese haben unter unsern Säbeln erliegen müssen, ohne daß ein einziger entronnen ist, um die Nachricht davon den andern Städten in Persien zu bringen.

So viel wir aus den Kriegsverzeichnissen der sechs Gefangenen Khams gesehen haben, ist nie eine Schlacht wider die Perser mit dieser zu vergleichen, als die zwischen dem Sultan Selim, Vater des Sultan Solimann, und dem Schach Ismael von Persien, woselbst von beyden Seiten über 100,000 Mann auf dem Platze blieben. Den 18ten Tag des Monden Chaban war der Großherr wirklich Meister der Stadt Bagdad, durch die Gnade Gottes und den Segen der Völker, die da scheinen ein neues Leben bekommen zu haben. Die belagerten Einwohner sahen, daß sie nicht länger dem Willen Gottes widerstehn konnten, der augenscheinlich die Waffen unsers großen Kaysers begünstigte, sie brachten daher alle ihre Weiber und Kinder um, und schnitten 4000. bis 5000. Pferden die Kniesehnen ab, damit sie uns nicht dienen konnten. Becktachkan, dem Se. Hoheit so schöne Geschenke gemacht hatte, wie ich dir oben schon erzählt habe, gieng in die Stadt zurück, und nahm in der Nacht Gift zu sich. Er wurde des Nachts todt gefunden, und wie ein Hund begraben.

Bevor der Großherr von Constantinopel abreisete, war daselbst ein Abgesandter des Sophi von Persien angekommen, der auf Befehl Sr. Hoheit in Verhaft genommen und mitgeführt wurde. Dieser Verhaft hat bis jetzo gedauret, da ihn denn der Sultan vor sich bringen ließ und ihm sagte: „Gehe

und

„und sage deinem Beherrscher, daß er mir Bostan Bassa, „Meny Bassa, Jan Bassa, Ibrahim Bassa und Chopur „Bikeri schicke, die seine Gefangene in Persien sind, des- „gleichen alles, was er in Bagdad und Revan genommen „hat, sowohl an Geld als Waffen und Kriegsbedürfnissen, „daß er mir Tauris, Naschivan, Cherisul und alle andre „Provinzen und Plätze wiedergebe, die mein Ahnherr, Sul- „tan Solimann, erobert hatte, daß er mir ferner den Tri- „but zahle und die Geschenke mache, die damals üblich wa- „ren, sodann wollen wir unsre Gränzen ziehen. Wenn er „diese Bedingungen erfüllt, will ich zufrieden seyn, und alle „Streitigkeiten sollen ein Ende haben; wo nicht, so erkläre „ich hiermit, daß, wenn er sich auch zur Ameise machte, um „sich in die Erde zu verkriechen, oder zum Vogel, um in „die Luft zu fliegen, so soll er doch meinen Händen nicht „entrinnen. Ich will alle seine Länder so verheeren, daß „nicht ein ganzes Haus in Ispahan, Gasbin, Erdebil, noch „in irgend einer andern von seinen Städten, Flecken oder „Dörfern übrig bleiben soll. Nicht ein Kraut soll im ganzen „Umfang seines Reichs gefunden werden. Ich will ihn vor „mir herjagen, wie ein Jäger mit dem Wilde thut. Er „mag überlegen, daß die Reue keine Vortheile bringt, wenn „der Fehler begangen ist. Will er hartnäckig seyn, so mag „er sich bereit halten, denn ich werde mit der Hülfe Gottes „nächsten Frühling in seinem Reiche seyn, und wenn er mich „alsdann auch tausendmahl um Gnade anflehen sollte, so „wird doch keine mehr für ihn vorhanden seyn.„ Se. Ho- heit ließ hierauf einen Brief schreiben, des nemlichen Inhalts, den er dem Gesandten übergab, und ihn damit verabschie- dete. Nach diesem ließ der Sultan das zerstörte Grabmal des Imam Azam von neuem erbauen, und es mit einigen goldenen Lampen zieren, die mit kostbaren Steinen besetzt

wa-

waren. Er ließ ferner den Fußboden mit seidenen Tapeten bedecken, und auch die Gräber anderer großen Gläubigen ausschmücken. So viel wie ich urtheilen kann, ist die Meynung Sr. Hoheit, hier die Antwort des Sophi von Persien abzuwarten, und sodann nach Constantinopel zurückzugehn, und alle seine Unterthanen zu beruhigen. Gott gebe ihm seinen Segen u. s. w.

Geschrieben zu Bagdad den 22sten Tag des Monden Chaban 1048 *).

T.

*) Dieses ist nach unserer Zeitrechnung der 19te December 1638.

II.

Zur Geschichte der bildenden Künste, und der berühmtesten Mahler des 15ten und 16ten Jahrhunderts.

Beschluß.

Die Lombardische Schule wird bisweilen mit der venetianischen für eine gerechnet, so wie die florentinische mit der römischen. Die erstere erkennt für ihr Oberhaupt den vortreflichen Corregio, dessen wahrer Name Antonio Allegri war.

Er

Er wurde 1494. in Corregio, einem Ort im Modenesischen, gebohren, und zeigte bald die ausserordentlichsten Talente. Er besaß viel Verstand, war gelehrt, und, obgleich seine Eltern arm waren, dennoch wohl erzogen. In allen seinen Figuren ist die Sanftmuth und die Güte seines Characters ausgedrückt. Kein Künstler hat je die Mahlerey so verführerisch gemacht. Sein Colorit ist weich und interessant. Ob er gleich nicht für einen vollkommenen Zeichner gehalten wird, so hat er doch etwas ausgeführt, das Raphael selbst nicht zu unternehmen wagte, nemlich Figuren in der Luft zu verkürzen. Sein grôstes Werk in Fresco ist die Kuppel der Hauptkirche in Parma. Sein vortreflichstes Gemählde auf Leinwand aber ist die Geburt Christi, das unter dem Namen der Nacht des Corregio bekannt ist, und sich in der großen Gallerie in Dresden befindet. Der König von Frankreich und der Herzog von Orleans besitzen auch einige Gemählde dieses vortreflichen Meisters, die von den besten Künstlern gravirt worden sind.

Polidor von Caravagio ist auch durchgehends unter dem letztern Namen bekannt, der ein kleiner Ort im Mayländischen ist, woselbst dieser Künstler gebohren wurde. Er wird für den Erfinder des Heldunkels gehalten, wenigstens ist es durch ihn, daß diese Art zu mahlen zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden ist. Unter Heldunkel versteht man die Mischung der beyden Farben weiß und schwarz oder braun. Die erstere, mehr oder weniger rein, dient, das Tageslicht zu bilden, und die letztere, mehr oder weniger dunkel, wird zu den Schattirungen gebraucht, die so nöthig sind, die verschiedenen Theile eines Gemähldes abzusondern, und hervorstechend zu machen. Man hat mehrere Zeichnungen dieser Art von Caravagio, wie auch Kupferstiche, die

nach

nach ihm gemacht worden sind. Er arbeitete anfangs als Maurer im Vatican, wo er den Michael Angelo und die andern großen Mahler bey ihren Frescomahlereyen bediente, dadurch bildete er seinen Geschmack in der Zeichnung. Er starb 1543. zu Messina in Sicilien, und zwar durch die Hand seines Bedienten, der ihn meuchelmörderisch umbrachte.

Franciscus Mazzuoli, genannt Parmegiano, weil er aus Parma war, wurde 1504 gebohren, und fieng zeitig an, die Mahlerey zu studiren. Durch einen ausserordentlichen Fleiß, ohne eben viel Verstand und Einbildungskraft zu besitzen, gelangte er dahin, sich eine anziehende Manier eigen zu machen, obgleich seine Zeichnung nicht sehr correct war. Das Studium der Werke Raphaels und Michael Angelo diente jedoch, seine Talente zu vervollkommnen. Seine Figuren haben mehr Grazie als Ausdruck, und sein Colorit ist besser, als das von der römischen Schule, weil er hierin dem Corregio nachahmte. Er befand sich in Rom 1527, da diese Stadt geplündert wurde. Die kayserlichen Soldaten nahmen ihm dabey alles ab, was er hatte, worauf er sich wieder nach Hause begab, um sich von seinem Verlust zu erholen. Er war sowohl Tonkünstler als Mahler; ja man behauptet sogar, daß er noch besser die Laute spielte als mahlte. Unglücklicherweise setzte er sich das Goldmachen im Kopf, das auch die Ursache seines Todes war. Er verlohr bey dieser betrüglichen Kunst seine Zeit, sein Geld und seine Gesundheit. Die metallischen Dünste, die er einsog, zogen ihm eine Krankheit zu, woran er 1540. starb, da er nur 36 Jahr alt war. Seine vornehmsten Gemählde sind in Parma, die andern sind sehr zerstreut. Der König von Frankreich, und der Herzog von Orleans besitzen einige derselben, die sehr ge-

geschätzt werden, und von den besten Meistern gravirt sind; dennoch sind seine Zeichnungen in Heldunkel noch höher geschätzt. Er gravirte auch selbst, und zwar auf allerhand Art, auf Holz, auf Metalle, mit Scheidewasser u. s. w. Indessen war er eigentlich nicht der Erfinder, das Heldunkel in Kupferstichen anzubringen, sondern Hugues de Carpi kommt diese Ehre zu; jedoch wurde diese Erfindung vom Parmegiano vervollkommnet, sowohl als das Graviren mit Scheidewasser, dessen Urheber Beccafumi war; ein Historienmahler, der in Siena 1484 gebohren wurde, und 1549 starb.

Die Familie der Carrache fieng an in der Mitte des 16ten Jahrhunderts bekannt zu werden, und brachte nach und nach drey große Mahler hervor, die in Bologna, ihrem Vaterlande, eine Art von Schule formirten. Der erste war Ludwig Carrache, der die beyden andern, seine Vettern überlebt hat; der zweyte war Augustin und der dritte Hannibal Carrache. Der letzte hatte den grösten Ruhm, weil er die grösten Werke, unter andern die berühmte Gallerie, im farnesischen Pallast in Rom, ausgeführt hat. Indessen behaupten viele Kenner, daß Ludwig in seinen Compositionen mehr Klugheit, Grazie und Würde, wie seine Vettern, zeigte, obgleich diese ihn an Feuer und Einbildungskraft übertrafen. Augustin war gelehrt und besaß Kenntnisse in allen Künsten; auch machte er Verse und war ein sehr guter Kupferstecher. Hannibal hatte weniger erlernt, aber desto mehr natürliche Talente. Es glückte ihm sehr im Portraitmahlen, weil er die Aehnlichkeit mit großer Leichtigkeit zu treffen wuste. Er machte ein Spiel daraus, denn er hat, wo nicht erfunden, doch vervollkommnet, was man Carricatur nennt; eine Kunst, die darin besteht, wenn man die auffallenden Züge der Physiognomie eines Menschen aufgefunden hat, sie in lächer-

liche Formen einzuhüllen, und mit grotesken Zierrathen zu verbrämen, wodurch denn die Person kenntbar bleibt, und in einer satyrischen Gestalt erscheint. Die Zeichnungen dieses Künstlers, seine Gemählde, selbst seine Kupferstiche, sind in allem Betracht schätzbar. Seine Colorit, seine Köpfe, seine Draperien und Anordnungen, alles zeigt den guten Geschmack an. Die Werke, die Hannibal Carrache in Rom gemacht, nachdem er die Meisterstücke des Raphael und Michael Angelo studirt hatte, sind correcter als alle diejenigen, die er vorher gemahlt hat, und die Arbeiten seiner Brüder. Die Schule, die diese 3 Künstler in Bologna gründeten, machte ihnen viel Ehre. Sie gaben Unterricht, und verschaften Modelle für alle Künste, die sich auf Zeichnung bezogen. Augustin, der gelehrteste von den dreyen, gab in Ansehung der Theorie die besten Lehren, die andern aber waren besser in der Ausübung nachzuahmen. Die Vereinigung ihrer Talente war Ursache, daß ihre Schule sehr berühmt wurde, und dazu diente, geschickte Männer zu bilden, die haufenweise daraus hervorgiengen. Die vornehmsten Werke der Carrache sind in Bologna, in Rom und in Dresden, indessen hat man auch in Frankreich eine beträchtliche Anzahl.

Obgleich alle drey in Kupfer gestochen haben, so war doch Augustin, wie bereits oben gesagt, der beste in dieser Kunst, worin er überhaupt Muster geworden ist. Seine Landschaften vorzüglich sind vortreflich ausgearbeitet. Eins seiner schönsten Kupferstiche ist das Portrait des Titian, da er schon alt war, gemahlt, in einem mit Rauchwerk besetzten Talar. Augustin hinterließ einen natürlichen Sohn, der auch ein Mahler war, und viel versprach, allein jung starb.

Die

Die Schüler der Carrache gehören mehr zum 17ten als zum 16ten Jahrhundert, weil sie alle in jenem gestorben sind, und einige auch den grösten Theil ihres Lebens darin verlebt haben; indessen wollen wir doch etwas von den vornehmsten sagen.

Guido Reni wurde 1574 in Bologna gebohren. Er bildete sich in der Schule der Carrache und gieng nachher nach Rom, um sich da zu vervollkommnen. Sein Gemählde, die das schöne Colorit und die sanfte Behandlung der lombardischen Schule mit der richtigen Zeichnung der römischen Schule vereinigten, erhielten bald einen erstaunlichen Beyfall, und wurden sehr theuer bezahlt. Guido aber gieng mehr dem Spiel als seiner Kunst nach, wodurch er nicht allein seine Glücksumstände, sondern auch sein grosses Talent ruinirte, denn um nur geschwinde Gemählde zu endigen, verpfuschte er solche, welches besonders bey seinen letzten Arbeiten sichtbar ist. Dennoch ist keines vorhanden, wo man nicht einen leichten angenehmen Pinsel, und einen ausserordentlichen Geschmack gewahr wird, seine Figuren zu gruppiren, sie mit Kunst zu erhellen, und mit Grazie zu drapiren. Er hat nie etwas anders als Figuren gemahlt, und wenn man in seinen Gemählden Landschaften findet, so sind sie von einem andern. Er starb 1642 aus Kummer, da er von seinen Gläubigern verfolgt wurde, die er nicht bezahlen konnte. Man findet in in Frankreich einige von seinen Zeichnungen, allein viele Gemählde. Seine Meisterstücke aber sind in Rom, und von den besten Künstlern gestochen. Guido Reni war selbst ein Kupferstecher, die mehresten seiner Arbeiten in dieser Kunst sind mit Scheidewasser. Man erkennt in seinem Grabstichel alle Grazien seines Pinsels.

Do-

Domenico Zampieri, insgemein Domenichino genannt, wurde 1581 in Bologna gebohren, und war der vornehmste Schüler der Carrache. Weit entfernt, anfangs die Grazie seiner beyden Mitschüler, Guido und Albano zu zeigen, schien sein Pinsel vielmehr schwer und unangenehm. Man nannte ihn daher den Ochsen; Hannibal Carrache aber versicherte, daß dieser Ochse das Feld der Mahlerey fruchtbarer machen würde, wie es noch gewesen wäre. Diese Prophezeiung wurde auch erfüllt. Die Gemählde des Domenichino sind noch heut zu Tage eine große Quelle des Unterrichts für junge Mahler. Seine Ideen, die allemahl richtig gedacht waren, stiegen nicht selten bis zum Erhabenen. Seine Zeichnung ist sowohl in Ansehung der Correctheit als dem Ausdruck der Leidenschaften nicht unter Raphael, aber er ist etwas trocken, seine Gewänder sind schlecht hingeworfen, sein Colorit ist schwach und seine Carnationen nicht glücklich. Dennoch mit allen seinen Fehlern ist er ein vortreflicher Mahler. Sein Meisterstück ist ein Gemählde, das die Communion des heiligen Hieronimus vorstellt, und sich in Rom befindet. Der Character des Domenichino war sehr ernsthaft. Er dachte nach über alles was er sahe, und die Frucht dieses Nachdenkens äusserte sich mehr in seinen Pinselzügen als in seinen Worten. Seine Neider zogen ihm viel Verdruß zu, besonders in seinen letzten Lebensjahren. Er starb in Neapel 1631. nicht ohne Verdacht, Gift empfangen zu haben, Man findet mehrere seiner Gemählde in Versailles und im Pallast des Herzogs von Orleans.

Albano ist der dritte der berühmten Schüler der Carrache. Er gieng nach nach Rom, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Der Character seiner Gemählde ist Grazie und Sanftmuth, so wie er die Eigenschaften auch persönlich

 be=

besaß. Seine Frau war schön, und zeugte ihm eine Menge schöner Kinder, deren er sich beständig zu seinen Modellen bediente. Da er nun nie andre hierzu brauchte, so ist daher eine Einförmigkeit in seinen Figuren sichtbar. Sein Colorit und seine Carnationen sind frisch, allein seine Zeichnung ist nicht sehr correct. Er mahlte sehr ungerne traurige oder schreckhafte Gegenstände, wenn er sie daher unternahm, so war er nie damit glücklich. Seine Handzeichnungen sind mit vielem Fleiß gemacht, und werden sehr geschätzt. Der König von Frankreich besitzt eine Menge seiner Gemählde, worunter Venus an Ihrem Putztisch das vornehmste ist. Man hat nach ihm viel gestochen, allein das Sanfte und Grazienvolle in seinen Figuren hat man nur sehr unvollkommen erreichen können. Albano, der beständig ein glückliches ruhiges Leben führte, starb 1660 in Bologna 82 Jahr alt.

Guerchino war nur ein Schüler der Carrache aus der zwoten Hand, denn sie waren bereits todt, als er anfieng, die Mahlerey zu studiren, aber Guido Rheni und Albano waren seine Lehrer. Er machte sich eine eigenthümliche Manier. Sein Geschmack in der Zeichnung ist leicht, seine Ideen mehr fein als groß, und bisweilen sonderbar. Vorzüglich schätzt man in seinen Gemählden das Kraftvolle in den Schatten, und die Harmonie der Farben. Er lebte eine Zeitlang in Rom, und kam nachher in seine Vaterstadt zurück. Dieses war Cento, ein Flecken im Bolognesischen. Er führte hier ein so ruhiges zufriedenes Leben, daß er die Einladung nach Frankreich ausschlug, wo er erster Mahler des Königs werden sollte, und starb 1666 im 76sten Jahre. Seine Zeichnungen sind sehr zerstreut; es befinden sich deren eine große Anzahl in Frankreich und England, wo man sie nebst seinem Zeichnungsbuche gestochen hat.

Die-

Dieses sind also die grösten italienischen Mahler des 16ten Jahrhunderts, ein Zeitalter, wo diese schöne Kunst in ihrem höchsten Flor war. Im folgenden Jahrhundert fiengen die Künste an in Italien zu sinken, in den Niederlanden erhielten sie sich noch, und in Frankreich stiegen sie empor. Wir wollen nur noch einige italienische Künstler anzeigen, die blos Kupferstecher waren, und nachher zu den flämischen Mahlern übergehn.

Man schreibt insgemein die Erfindung des Kupfer-Abdrucks dem Maso Finiguerra zu. Dieses war ein Goldschmid in Florenz, der die Figuren, die er auf sein Silberzeug eingrub, auf Papier abdruckte. Einer seiner Zunftgenossen, Names Baccio Baldini oder Baldinelli, ahmte ihm nach und gravirte nicht allein seine Zeichnungen auf Silberzeug, sondern auch die einem Mahler gehörigen Zeichnungen, der Sandro Boticelli hieß. Auf diese Weise wurden einige Figuren gravirt, die man in einer Edition des Dante von 1481 findet, und sehr selten ist. Andres Mantegna, Mahler aus Mantua, war der erste, wie bereits oben gesagt, der nach seinen eignen Zeichnungen gravirte.

Diese Kunst gieng aus Italien nach den Niederlanden. Martin von Antwerpen und Albrecht Dürer übten sie aus. Da ihre Kupferstiche nach Italien kamen, so unternahm es ein Künstler, Marcus Antonius Raymondi, der ein mittelmäßiger Mahler, aber ein guter Zeichner war, des Dürers seine nachzustechen; er bezeichnete seine Platte so wie der deutsche Künstler, und verkaufte sie, als ob sie von demselben wären. Dürer gieng darauf selbst nach Venedig, um wider Raymondi Klage zu führen, worauf diesem verboten wurde, sich des Zeichens eines andern zu bedienen. Er nahm

daher ein eignes an, und gieng nach Rom, woselbst er sich die Gunst Raphaels zu erwerben wuste. Dieser große Mann ließ sich herab, wie man versichert, auf den Platten, die Raymondi nach seinen Zeichnungen gravirte, die ersten Züge selbst zu entwerfen, wodurch der Preiß dieser Kupferstiche ungemein erhöhet ward. Ueberhaupt werden die Werke dieses Meisters sehr gesucht; so correct sie aber auch sind, so hat sein Grabstichel doch viele Trockenheit. Nach dem Tode Raphaels hieng sich Raymondi an Julius Romanus, und war sogar so gefällig, nach seinen Zeichnungen zu graviren, die ihnen beyden viel Verdrüßlichkeiten zuzogen. Raymondi war genöthigt, Rom zu verlassen, und sich nach Florenz zu begeben. Da er aber in dieser letztern Stadt einige vortrefliche Werke machte, so wurde er mit dem Pabst Clemens VII. wieder ausgesöhnt, und durfte nach Rom zurück kommen. Er setzte hier seine Arbeiten bis 1527 fort, da Rom eingenommen und geplündert wurde. Nun gieng er nach Bologna, seiner Vaterstadt, woselbst er 1533 starb. Seine Kupferstiche sind sehr zahlreich und werden sehr geschätzt. Der Abbe von Marolles hatte davon eine Sammlung von 570. Stücken gemacht, die ins Cabinet des Königs gekommen sind.

Raymondi hinterließ einige Schüler, die sich berühmt machten, worunter Augustino war, der auch nach Raphael gravirt hat. Man zählt von ihm 154 Stücke. Julius Bonasone und Marcus von Ravenna waren auch Schüler des Raymondi. Die Ghisi, die unter dem Namen Mantuani bekannt sind, und die Tochter des ältern, Diana, haben alle schätzbare Arbeiten nach Raphael, Michael Angelo und andern berühmten Mahlern gemacht. Cherubin Alberti war auch ein vortreflicher Kupferstecher. Er starb 1615 in einem

hohen

hohen Alter. Seine Arbeiten bestehen in 86 Stücken. Franco, ein Venetianer, der 1571 starb, hat auch schöne Werke geliefert, desgleichen Procaccini aus Bologna, gestorben 1626, achtzig Jahr alt. Martin Rota, aus Dalmatien gebürtig, der aber in Venedig wohnte, ist besonders wegen dreyer Werke berühmt, das jüngste Gericht von Michael Angelo und zweyer Gemählde des Titian, die Magdalena und der Prometheus, die er gravirte. Vanni, gebohren in Sienna 1553 und gestorben 1603, hat einen heiligen Franciscus in der Entzückung gravirt, das für ein Meisterstück gehalten wird; und endlich Eneas Vico von Parma, ein vortreflicher Zeichner, hat nach vielen großen Meistern und auch nach seinen eignen Zeichnungen ganze Folgen von schönen Vasen und historischen Gegenständen gravirt.

Wir kommen nunmehr zu den flämischen und deutschen Künstlern, unter denen der älteste und zugleich einer der berühmtesten Albrecht Dürer ist, von dem man bereits oben Nachricht gegeben hat. Nach ihm kam Cranach, gebohren in Westphalen 1472 und gestorben in Sachsen 1553. Dieser deutsche Künstler und sein Sohn, der 1586 starb, haben sich einen Ruhm als Mahler und Kupferstecher erworben. Die alten Stiche des Vaters werden besonders wegen der Sonderbarkeit des Ausdrucks und des Costume gesucht, die mehresten sind jedoch Holzschnitte. Das vornehmste Verdienst des Sohnes bestand im Portraitmahlen.

Lucas von Leyden, der Freund des Albrecht Dürers, besaß ungefehr die nemlichen Talente wie dieser, in der Mahlerey und in der Kupferstecherkunst; auch hatte er die nemlichen Fehler, weil er sich so wenig wie sein Freund nach den großen Mustern in Italien gebildet hatte. Er wurde nur

39 Jahr alt, und zwar starb er, wie man behauptet, am Gift, das ihm seine Neider beybrachten. Bevor er den Geist aufgab, befand er sich eine Zeitlang in einem schmachtenden Zustande, der jedoch seinem Willen nicht Einhalt that, beständig zu arbeiten, ob er gleich gezwungen war, das Bette zu hüten, denn er sagte, er müste auf diesem seinem Ehrenbette sterben. So lange er noch gesund war, trank er sehr viel, und man behauptet, daß seine besten Werke in einem halb trunkenen Zustand verfertigt worden sind. Frankreich besitzt wenige von seinen Gemählden und Zeichnungen, allein eine Menge seiner Kupferstiche, deren er ungefähr 400 gestochen hat. Das Sonderbare im Costume macht sie vorzüglich den Liebhabern merkwürdig.

Holbein, gebürtig aus Basel, ist besonders wegen seines Todtentanzes berühmt, eine Reihe von Frescogemählden, die man in einem Kirchhof von Basel sieht. Der Gedanke sowohl als die Ausführung derselben sind so sonderbar als lächerlich. Ausserdem aber hat er andre Gegenstände behandelt, die nicht so ausserordentlich waren; seine Stärke war jedoch das Portraitmahlen. Er war ein vertrauter Freund des gelehrten Erasmus, dessen Bild er auch mahlte. Dieses Werk machte ihm so viel Ehre, daß der König Heinrich VIII. ihn nach England zog, woselbst er die innige Freundschaft des berühmten Kanzlers, Thomas Morus, gewann. Er verfertigte hier seine schönsten Werke, und starb in London 1554 im 56sten Jahr seines Alters. Man kennt von ihm fast keine Zeichnungen, es müsten denn die seyn, die zum Buch seines Freundes Erasmus, das Lob der Narrheit, gehörten. Der König von Frankreich und der Herzog von Orleans aber besitzen viele seiner Gemählde, unter welchen die Portraits von Heinrich VIII., von Johanna von Cleve, Gemahlin

die=

dieses Monarchen, von Erasmus, und von Thomas Morus sind.

Peter Breugel, mit dem Beynamen der Alte, wurde 1565 in einem Dorfe nahe bey Breda gebohren. So wie viele andre Künstler seines Vaterlandes, bildete er sich zur Mahlerey blos durch das Studium der Natur. Es glückte ihm aber sehr, sie nachzuahmen, so wie er sie sah, unter den Bauren, auf ihren Kirmessen und Hochzeiten in Flandern. Er bereiste Frankreich und Italien, um auswärtige ländliche Gebräuche kennen zu lernen, und sie sodann abzubilden. Hierin schränkte er seine Kunst ein. Man sahe blos von ihm Landschaften, und Bauren verschiedener Gattungen und Nationen, die aber mit vieler Wahrheit dargestellt wurden, wodurch denn alles, was er verfertigte, einen hohen Werth erhielt. Die beyden Söhne dieses Künstlers werden durch sonderbare Beynamen bezeichnet. Den einen nennt man den höllischen Breugel, weil er sich vorzüglich mit schwarzen und schrecklichen Gegenständen beschäftigte. Seine schönsten Gemählde sind Feuersbrünste, Belagerungen, Menschen, die durch Minen in die Luft gesprengt werden, u. s. w. Man hat auch von ihm das Herabsteigen des Orpheus zur Hölle, und eine Versuchung des heiligen Antonius. Alles dieses ist sehr gut gemahlt, und wohl ausgedrückt, allein nur mittelmäßig gezeichnet. Der jüngste Sohn des alten Breugels war der berühmteste Mahler von den dreyen und ist unter dem Namen, der sammetne Breugel, bekannt, weil er die Leidenschaft hatte, sich prächtig zu kleiden und den grossen Herrn zu spielen, besonders seitdem seine Glücksumstände durch den theuren Verkauf seiner Gemählde ansehnlich geworden waren. Er behandelte edlere Gegenstände wie sein Vater, und nicht so schwarze wie sein Bruder. Sie bestanden

den auch in Landschaften, die aber sehr reizend, und mit Blumen, Früchten und vielen kleinen Figuren von Menschen und Thieren geziert waren. Diese Figuren gewinnen bey einer genauen Untersuchung desto mehr, weil die Zeichnung correct, die Behandlung sinnreich und leicht, und das Colorit sehr glänzend ist. Er brachte einen Theil seines Lebens in Cölln zu, that verschiedene Reisen nach Italien, und arbeitete auch da mit großem Beyfall. Sein Tod erfolgte gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts in einem hohen Alter. Der König von Frankreich und der Herzog von Orleans besitzen wenig von seinen Gemählden, aber in den Privatsammlungen in Paris findet man deren in Menge, sowohl wie in allen europäischen Residenzstädten. Die Breugels haben wenig selbst gravirt, nach ihnen aber ist viel gestochen worden.

Paul Bril von Antwerpen, Zeitgenosse des alten Breugel, arbeitete lange in Rom und Venedig, und gelangte dadurch zu der correcten Zeichnung der römischen Schule, und dem Colorit des Titian; nachher wandte er sich an die Carrachen, und arbeitete unter den Augen des Hannibals an der farnesischen Gallerie in Rom. Er blieb in dieser Stadt bis an seinen Tod, der 1626 im 72. Jahre seines Alters erfolgte. Die meisten seiner Gemählde sind auch in Italien geblieben, wo sie verfertigt wurden. Dennoch besitzen der König von Frankreich und der Herzog von Orleans davon eine beträchtliche Anzahl. Seine Art zu mahlen ist leicht, markigt und wahr; besonders hat es ihm in Landschaften geglückt. Seine Perspektive sind vortreflich und seine Bäume und Kräuter von einem schönen Colorit, nur tadelt man, daß er das Grüne zu häufig angebracht habe. Seine Zeichnungen sind sehr geschätzt,

auch

auch hat man einige Kupferstiche von ihm, und viele, die nach ihm gestochen sind.

Franciscus Floris ist einer der besten Mahler aus der flämischen Schule, wie auch einer der besten Zeichner, daher man ihn auch den flandrischen Raphael genannt hat. Er war in Italien gereist, und hatte mit vielem Fleiß nach den Antiken und nach den Zeichnungen des Michael Angelo gearbeitet. Ein Characterzug der damaligen flämischen Mahler war, viel zu trinken, daher auch dieser Künstler nicht aus der Art schlug. Er arbeitete sieben Stunden den Tag über, sieben andre brachte er mit seinen Freunden im Wirthshause zu, und die übrigen waren dem Schlaf und seinen sonstigen Geschäften gewidmet. Er starb jung, und zwar an den Folgen eines zu häufigen Gebrauchs des Weins, und andrer starken Getränke.

Hubert Goltzius wurde in Venlo in Gueldern 1526. gebohren, und starb 1583. Heinrich Goltzius, sein Sohn, aber wurde 1558. in Jülich gebohren, und starb 1617. Sie waren beyde berühmt, jedoch mehr als Kupferstecher wie Mahler. Der Vater war dabey ein Gelehrter, und schrieb gute Bücher über die Alterthümer, Inschriften und Medaillen. Sie waren in lateinischer Sprache in keinem schlechten Styl abgefaßt, und mit Kupferstichen versehen, von denen die mehresten im Heldunkel waren. Der Sohn, mit weniger Gelehrsamkeit, war ein besserer Mahler und geschickterer Kupferstecher. Sein Grabstichel ist durchaus fest, leicht und glänzend. Seine Köpfe und Compositionen sind voll Grazie, indessen finden die Kenner, daß die Zeichnung nicht genau ist. Heinrich Goltzius war blos wegen seiner Gesundheit nach Italien gereist, er benutzte aber diese Reise sowohl,

um seine Talente zu vervollkommnen, daß er selbst in diesem Vaterlande der Künste bewundert wurde. Von hier gieng er nach Deutschland, woselbst er am kayserlichen Hofe wohl empfangen ward, und kam erst nach den Niederlanden nach einer Abwesenheit von 37 Jahren wieder zurück, und starb bald darauf.

Otto Venius war ein Holländer, allein er studirte die Mahlerey in Italien, brachte mehrere Jahre in Deutschland zu im Dienst des Kaysers, gieng hernach nach Antwerpen, und starb sehr alt in Brüssel. Er hat die Ehre, der Lehrer des Rubens gewesen zu seyn. Seine Gelehrsamkeit war groß, auch besaß er viel Verstand. Er schrieb einige Bücher mit Kupferstichen, die von einem seiner Brüder nach seinen Zeichnungen gemacht wurden. Die mehresten davon sind Sinnbilder mit ihren Erklärungen. Unter seinen Gemählden befinden sich viele über historische Gegenstände, und sehr schöne Portraits. Er ist der erste Mahler aus der flämischen Schule, der im Heldunkel gearbeitet hat.

Dieses sind die vornehmsten flämischen Mahler, die zum 16ten Jahrhundert gehören; nun wollen wir noch die andern berühren, die, obgleich vor 1600 gebohren, dennoch erst im 17ten geglänzt haben.

Der berühmteste von diesen ist Peter Paul Rubens, gebohren in Cöln 1577. und gestorben in Antwerpen 1640. Er besaß Verstand, Artigkeit und sogar Talente zur Politik, daher er auch in Staatsangelegenheiten gebraucht, und vom König von Spanien als Ambassadeur nach England geschickt wurde. Nachher erhielt er den Posten eines Staatssecretairs in den Niederlanden, der nach ihm seinem Sohne zufiel. Aber dieses, was den Ruhm eines andern würde ganz ausge-

macht

macht haben, war bey ihm nur eine Folge des grossen Ruhms, den er durch die Mahlerey erlangt hatte. In den ersten Jahren des 17ten Jahrhunders wurde er für den grösten Mahler seines Zeitalters anerkannt. Er ließ der flämischen Schule einen Flag nehmen, der demjenigen gleich kam, den die italienische im vorhergehenden Jahrhundert genommen hatte; auch bekam er Schüler, die so geschickt wurden, daß, da damals die italienischen Schulen gefallen waren, die flämische die Oberhand erhielt. Seine Werke sind so bekannt, daß deren Anführung hier unnöthig ist. Sie zeichnen sich durch eine vortrefliche Anordnung, durch Wahrheit und Ausdruck in den Figuren, durch den Glanz seines Colorits, und der frischen Farbe seiner Carnationen aus. Dagegen tadelt man, daß er, nachdem er Italien verlassen, woselbst er sich sieben Jahr lang aufgehalten hatte, wieder zu dem flämischen Geschmack zurückgekehrt sey; daß er bisweilen die Genauigkeit und Correctheit in seinen Zeichnungen vernachläßigt habe, worin er sich sonst als ein großer Meister gezeigt hat. Seine Stellungen sind edel und natürlich, die Kleidungen seiner Figuren in einem guten Geschmack, seine Gewänder mit Kunst hingeworfen, und seine Landschaften reizend. Er besaß vollkommen das Talent, Licht und Schatten wohl zu vereinigen. Seine Architectur aber ist schwer und gothisch, und nach flämischen Gebäuden gezeichnet, wobey er die prächtigen italienischen ganz vergessen zu haben scheint. Seine Portraits sind so schön als glücklich getroffen; auch seine Zeichnungen sind vortreflich. Man bemerkt darin kühne Züge, aber fast nie sind sie ganz ausgearbeitet. Die Kupferstecher haben auch die Ehre, ihn unter ihre Künstler zu zählen, es sind uns aber nur wenige von seiner Hand gravirte Werke übrig, allein die nach ihm gravirten Arbeiten sind in ungeheurer Anzahl. Der Catalogus davon füllt einen ganzen

Band an, worin man die Auswahl treffen kann. Wenn man nur das Schönste darin absonderte, so würde dennoch die Sammlung sehr beträchtlich seyn. Die Gemählde des Rubens in der Gallerie von Luxemburg sind bekannt. Man findet daselbst oft das Bild seiner Frau, die schön war, allein einen etwas zu starken Körper hatte, dabey besaß sie eine frische Farbe, die dem flämischen Frauenzimmer eigen ist. Sie diente ihm zum Modell in einem großen Theil seiner Gemählde. Die Abnehmung Christi vom Kreuz, ein Gemählde, das in Antwerpen aufbewahrt wird, ist das Meisterstück dieses grossen Mahlers. Man hat davon vortrefliche Kupferstiche, die des Originals würdig sind.

Der vornehmste Schüler des Rubens war Van Dyk, der 1599 gebohren wurde; ein Mahler, so vortreflich in grossen Gemählden, als in Portraits. Man muß indessen gestehn, daß er sich nach dem Tode Rubens vernachläßigte, Er hat nie selbst gravirt, aber viel ist nach ihm in Kupfer gestochen worden, vorzüglich seine Portraits, die vortreflich sind. Er lebte lange Zeit in Londen, wohin ihn der unglückliche König Carl I. gerufen hatte, und heyrathete daselbst eine Engländerin; auch starb er in diesem Lande 1641.

David Teniers, mit dem Beynamen der Alte, gebohren in Antwerpen 1582, war auch ein Schüler des Rubens, und Lehrer seines Sohnes, der ebenfalls David Tenier, benannt der Junge, hieß. Beyde waren Mahler. Der erstere gieng nach Italien, um seine Kunst zu studiren, der letztere aber kam nie aus Flandern. Beyde haben Landschaften mit grosser Wahrheit vortreflich gemahlt. Der Sohn hat auch einige Stücke gestochen. Ihre Gemählde sind in Frankreich in grosser Anzahl zu finden.

Rem=

Rembrand wurde auch erst am Ende des 16ten Jahrhunderts in einem Dorf nahe bey Leyden gebohren. Er hatte eigentlich keinen andern Lehrer als die Natur, auch war er nie gereiset, sondern begnügte sich, dasjenige nachzuahmen, was er in seinem Lande sah. Diese Nachahmung geschah aber mit Nachdruck, Grazie und Wahrheit. Ohne correcte Zeichnung, ohne die geringste Kenntniß des Antiken hat er Meisterstücke verschiedener Arten hervorgebracht, in Zeichnungen, Gemählden und Kupferstichen. Uebrigens hat er, wie ein wahrer flämischer Bauer in allen seinen Manieren, die Kunst eher errathen als gelernet. Seine Gemählde sind in ganz Europa zerstreut, auch seine Zeichnungen sind in grosser Anzahl. Er hat auf allerhand Art gravirt, auf Holz, auf Metall, im Geschmack des Heldunkels, und mit Scheidewasser. Man hat von ihm Stücke zu einem ausserordentlichen Preiß. Das Verzeichniß seiner eignen gravirten Arbeiten macht allein einen beträchtlichen Band aus.

Gerhard Dow war ein Schüler des Rembrand. Man hat von ihm vortrefliche Gemählde, und Kupferstiche, die er selbst nach seinen Gemählden gemacht hatte. Franciscus Mieris war Schüler des Gerhard Dow. Dieser Künstler war sehr lüderlich, aber ein sehr geschickter Mahler; beyde waren aus Leyden. Abraham Bloemart war ein guter Mahler, seine Söhne aber, Cornelius und Friedrich, haben sich als Kupferstecher noch berühmter gemacht. Diese gehören jedoch ganz zum 17ten Jahrhundert.

Cornelius Cort, gebohren 1536 in Horn in Holland, brachte den grösten Theil seines Lebens in Rom zu, und starb daselbst 1578. Er war einer der besten Schüler der Carrache, der Freund und Rival des Augustin. Seine Kupfer wer-

werden sehr geschätzt, man kann ihn aber mehr zur italienischen als zur flämischen Schule rechnen, denn seit seiner Jugend, da er sein Vaterland verließ, ist er nie wieder zurückgekehrt. Er war kein Mahler, sondern nur allein ein Kupferstecher, so wie auch die folgenden. Uebrigens arbeitete Cort blos nach den Gemählden italienischer Meister.

Adrian Collart und Johann sein Sohn, beyde aus Antwerpen, haben ganze Folgen schöner Kupferstiche nach den besten Meistern der flämischen Schule geliefert, unter andern eine Folge von Einsiedlerinnen, die, zu den Einsiedlern des Sadeler gefügt, eine schätzbare Sammlung ausmachen.

Philip Galle, seine beyden Sohne Theodor und Cornelius, und sein Enkel Cornelius, genannt der Jüngere, wohnten alle zu Antwerpen, ihrem Vaterlande, und machten sich durch ihre Arbeiten berühmt. Der geschickteste dieser 4 Künstler war der ältere Cornelius.

Die Familie der Sadeler hat auch im 16ten Jahrhundert eine Anzahl vortreflicher Kupferstecher hervorgebracht. Einige derselben waren aus Antwerpen gebürtig. Johann, der ältere, wurde 1550, und Raphael, sein jüngster Bruder, 1555 gebohren. Beyde brachten einen großen Theil ihres Lebens in Deutschland zu, und beyde starben auch in Venedig im Jahr 1600. Ihre Kupferstiche werden sehr geschätzt, besonders die obengedachte Folge der Einsiedler, oder Väter in der Wüste, die nach den Gemählden und Zeichnungen des Martin de Vos gemacht war. Gilles, Justus, Marcus und Raphael Sadeler, der Jüngere, waren alle Kinder dieser beyden Brüder und auch ihre Schüler. Gilles über-

übertraf jedoch an Talent alle, die seinen Namen führten, besonders hat man von ihm vortrefliche Portraits.

In dem ganzen 16ten Jahrhundert hat Deutschland und die Niederlande nur einen einzigen berühmten Bildhauer hervorgebracht. Dieses war Johann Bulong. Er lebte den grösten Theil seines Lebens in Italien. Hier studirte er die alten Statuen und Bas Reliefs. Nach diesen großen Mustern gebildet, verfertigte er in Rom, Florenz, Livorno und Bologna Meisterstücke der Bildhauerkunst, die man noch bewundert. Einige derselben sind in Marmor, die vornehmsten aber in Bronze. Da Maria von Medicis dem König Heinrich IV. eine Bildsäule errichten lassen wollte, so ließ sie ein von diesem berühmten Künstler verfertigtes Pferd von Bronze aus Italien nach Frankreich bringen. Dieses ist dasselbe, das man noch jetzo auf dem Pont neuf in Paris sieht, auf welches die Statue Heinrichs IV. gesetzt ist, deren Giesser ein Franzose, Namens Dupre war. Bulong starb 1608 im 84sten Jahr seines Alters.

Frankreich hat in diesem 16ten Jahrhundert nur eine sehr kleine Anzahl guter Künstler erzeugt. Es scheint, daß die erste Art der Mahlerey, in welcher sich die Franzosen auszeichneten, die Glasmahlerey gewesen ist. Seit den Zeiten der Römer kannte man die Kunst, das Glas mit verschiedenen Farben zu färben, man hatte aber noch nicht die Erfindung gemacht, durch die Zusammensetzung gefärbter Gläser Gemählde zu bilden. Die Franzosen fanden dieses Geheimniß, wie man glaubt, unter der Regierung Carl VI. Man formirte in den Kirchfenstern grosse Rosen, deren Blätter Glasscheiben waren, die man durch Drath verbunden hatte; hernach machte man Zeichnungen und Figuren auf

das weisse Glas. Unter der Regierung des Pabsts Julius II. befand sich ein Franzose in Rom, Namens Claude, der die Glasmahlereyen in den Kirchen und Pallästen anordnete. Bramante, der große römische Baumeister, bediente sich hierzu sowohl seiner, als eines andern Franzosen, Guillaume de Marsilli, oder von Marseille. In eben diesem Jahrhundert lebte auch in Frankreich ein andrer großer Glasmahler, Jaques de Paroy. Er reiste ebenfalls nach Italien, machte schöne Arbeiten in Venedig, kam in sein Vaterland zurück, und starb in Moulins 102 Jahr alt. Der im vorigen Abschnitt bereits angeführte Jean Cousin ist eigentlich wie der erste französische Mahler zu betrachten. Während der Zeit dieser noch lebte, arbeiteten 2 andre Franzosen, die Gemählde zu vollenden, die Primatice und Rosso in Fontainebleau angefangen hatten. Diese Italiener waren ihre Lehrer gewesen. Die Franzosen hiessen Dubreuil und Bunel, und ihre Werke sind noch in vorbesagtem Schloß vorhanden. Sie kamen nachher beyde nach Paris, und mahlten auf Befehl Heinrich II. die kleine Gallerie des Louvre, die 1660 abbrannte. Bunel hatte einen Sohn, der noch geschickter war, wie der Vater; er reißte in Spanien und Italien herum, im erstern Lande copirte er die Gemählde des Titian, und im letztern die Werke des Raphael. Man findet noch verschiedene seiner Gemählde in den Kirchen zu Paris.

Martin Freminet, gebohren in Paris 1567. reiste nach Italien, die Mahlerey zu studiren, und blieb daselbst 16. Jahr. Er machte sich eine Manier, die mit des Michael Angelo seiner viel ähnliches hatte. Heinrich IV. rief ihn nach Frankreich zurück, und trug ihm auf, die Capelle in Fontainebleau zu mahlen, welches er auch sehr glücklich ausführte. Er erhielt den Titel erster Mahler des Königs, und Ludwig

wig XIII. machte ihn zum Ritter des St. Michael-Ordens. Er starb 1619. Seine Zeichnungen sind gut und correct; er hat nicht selbst gravirt, allein nach ihm sind ein Dutzend Stücke gestochen worden. Mit ihm endigt sich die kurze Liste der französischen Mahler des 16ten Jahrhunderts. Indessen kann man noch zwey anführen, die zwar erst im 17ten florirt haben, allein noch vor 1600 gebohren sind.

Simon Vouet, gebohren 1582. reiste anfangs in der Türkey, und hernach in Italien. Er heyrathete eine Römerin, die, sowohl wie er, Talente zur Mahlerey besaß. Nach einem 16jährigen Aufenthalt in diesem Lande wurde er 1627 nach Frankreich als erster Mahler des Königs Ludwig XIII. berufen, und starb 1641. Der Cardinal von Richelieu ließ ihn viel im königlichen Pallast arbeiten; man hat ausserdem von ihm eine Menge Gemählde im Louvre, in mehreren Kirchen in Paris und im königlichen Cabinet. Sie sind alle schön, und sehr wohl gravirt; Vouet selbst aber hat nie in Kupfer gestochen.

Der andre Mahler, der noch vor 1600, und zwar 1594 gebohren wurde, ist der berühmte Poussin. Die Stadt Andely in der Normandie war sein Geburtsort. Er brachte einen großen Theil seiner Jugendjahre in Italien zu, wo seine Gemählde so bekannt und hochgeschätzt sind, wie in Frankreich. Im J. 1640. wurde er zurückberufen, und zum ersten Mahler des Königs Ludwig XIII. ernannt. Der Cardinal von Richelieu schmeichelte ihm sehr, und trug ihm einige Arbeiten auf; da er aber in Rom auf einen ganz verschiedenen Fuß zu leben gewohnt war, so suchte er einen Vorwand wieder dahin zu kommen, den er auch bald fand. Nachdem nun der König und der Cardinalminister bald darauf star-

 ben,

ben, so konnte nichts ihn vermögen, wieder zurückzukehren. Dennoch ließ ihm Ludwig XIV. den Titel seines ersten Mahlers, den er auch bis an seinen Tod behielt. Dieser erfolgte in Rom 1665. Das gröste Verdienst seiner Gemählde besteht in der Anordnung und Vertheilung der Figuren. Hierin hat er es fast bis zur Vollkommenheit gebracht; ausserdem ist seine Zeichnung correct, aber bey seinen letzten Werken ist das Colorit mangelhaft. Man bewundert seine Gemählde in der Kirche Notre Dame und einigen andern in Paris, im Cabinet des Königs und in dem Pallast des Herzogs von Orleans. Unter andern findet man hier die Folge der sieben Sacramente, die vortreflich gestochen sind, wie auch die meisten andern Gemählde dieses großen Meisters.

In dem Lauf des 16ten Jahrhunderts hat Frankreich 2 berühmte Bildhauer hervorgebracht, Jean Goujon und Germain Pilon. Der erstere, der unter der Regierung Franciscus I, und Heinrich II. lebte, verfertigte Statuen und Bas reliefs von einem so schönen Geschmack und so vortreflicher Zeichnung, daß man ihn den Corregio der Bildhauerkunst nannte. Sein Meisterstück ist der Springbrunnen der Unschuldigen in der Strasse St. Denis in Paris. Er verfertigte auch die beyden Fontainen, die das Thor St. Antoine in Paris zierten, allein seit kurzem vernichtet worden sind. Man bewunderte auch vier colossalische Cariatiden, die man im Louvre in dem Schweizer Saal sahe. Ausser seinen Talenten als Bildhauer, war er auch ein guter Baumeister. Was Pilon betrift, so war er nur allein Bildhauer. Sein Meisterstück ist in der Capelle von Orleans, in der Kirche, die ehemals die Cölestiner in Paris besaßen. Dieses ist eine Gruppe der 3 Grazien, die eine Urne unterstützen, in wel-

cher

cher das Herz der Königin Catharina von Medicis aufbehalten wird.

Es hat zwar im 16ten Jahrhundert auch einige französische Kupferstecher gegeben, die sich in den italienischen, flämischen und deutschen Schulen gebildet hatten, allein keiner von ihnen hat einen grossen Ruf erlangt.

Nun ist noch übrig, von zwey Arten von gravirenden Arbeiten zu reden, woraus keine Abdrücke auf Blättern gemacht werden können, wohl aber Ringe, Petschafte, Medaillen und Münzen. Dieses ist die Kunst, auf feinen Steinen und Metallen, theils erhaben, theils tief zu graben. Die Alten haben in diesem Kunstfach große Meister gehabt. Die Egypter waren damit sehr bekannt, von da kam die Kunst nach Griechenland und endlich nach Rom, woselbst sie zur Vollkommenheit gebracht wurde. In den Zeiten der grösten Barbarey, wo man alle Kunstwerke des Alterthums vernichtete, war man dennoch besorgt, diese Meisterstücke aufzubewahren, die Kunst aber, sie nachzuahmen, war ganz verlohren gegangen. Die Medicis, die mit so viel Recht Väter der Künste genannt zu werden verdienen, riefen auch die Kunst hervor, auf Stein zu graviren, daher man während dem 16ten Jahrhundert in Italien einige berühmte Künstler in dieser Gattung entstehn sah. Man kann unter andern Giovanni Florentini anführen, der unter dem Namen delle Cornivolle bekannt ist, Dominico di Milano, genannt: Dei Camei, Michellino, Zeitgenosse des Raphael und Michael Angelo, Annichini von Ferrara und einige andre. Kein Franzose aber hat sich in jenem Zeitalter in dieser Kunst berühmt gemacht. Was das Graviren zu Münzen und Medaillen betrift, so findet man darin nur drey französische Künstler im 16ten

Jahrhundert. Die beyden ersten hiessen Jean Rondelle und Etienne l'Ane. Sie arbeiteten an der Münze zur Zeit Heinrich II. und verfertigten Schaumünzen für diesen Monarchen, die wegen der schönen Arbeit bewundert wurden. Der dritte ist der obengedachte Jean Goujon, der nicht allein ein guter Bildhauer, sondern auch ein vortreflicher Medailleur war. Er verfertigte für die Königin Catharina von Medicis Denkmünzen, die sehr geschätzt werden.

L.

III.

Nachricht von einem merkwürdigen Schifbruch an der Küste von Bengalen.

Aus dem Tagebuche eines holländischen Seefahrers.

Wir reisten den 3ten September 1661. nebst noch drey andern Schiffen von Batavia ab, und richteten unsern Lauf nach Ougueli in Bengalen. Unser Schiff, der Ter Schilling, führte acht Canonen, unsre Equipage bestand aus fünf und achtzig Personen, und die Ladung in gemünztem Silber, Kupfer und Bretern. Am drey und zwanzigsten glaubte unser Bootsmann, Namens Hildebrand, der in den Raum gestiegen war, um einiges Tauwerk herauf zu holen, im Meere ei-

einige abgezehrte und kränkliche Personen, wie auch todte Körper schwimmen zu sehn. Als er zurück kam, schien er ziemlich zerstört, und als er sich ein wenig erholt, erzählte er, was er gesehen hatte. Dies mochte nun wirklich wahr, oder nur die Folge seiner erhitzten Einbildungskraft seyn, so machte es dennoch Eindruck auf die übrigen, und viele hielten es für eine üble Vorbedeutung. Er selbst wurde seit dieser Zeit traurig und nachdenkend, da er hingegen vorhero sehr aufgeräumt und lustig gewesen war; und dies gieng so weit, daß er kein freyes Wort oder Bewegung mehr ertragen konnte, und uns alle zum Gebet ermahnte, um das bevorstehende Unglück abzuwenden. Da sich verschiedne darüber lustig machten, so bat er Gott oft, diesen Freygeistern das nehmliche zu zeigen, was er gesehn habe, damit sie ein wenig ernsthafter würden.

Am 8ten October hatten wir zwar die Küste von Bengalen im Gesicht, jedoch ohne sie zu kennen, weil wir nicht gewiß wußten, ob es diese oder die Küste von Arakan, die nahe dabey ist, war. In dieser Unschlüßigkeit seegelten wir darauf zu, und warfen zwey Meilen vom Lande die Anker. Der Capitain Jacob Jantz Stroom, aus Amsterdam gebürtig, setzte die Chaluppe nebst dem Steuermanne, dem Quartiermeister und acht Matrosen aus, damit der Quartiermeister, der die Landessprache ein wenig verstand, sich nach dem Namen des Landes erkundigen sollte. Wir wußten, daß die Küste von Bengalen sehr gefährlich sey, und daß schon viele Schiffe dort unglücklich gewesen waren: da wir aber keine gehörige Kenntnis von ihrer eigentlichen Beschaffenheit hatten, so war es auch schwer, die Gefahr zu vermeiden. Wir erwarteten die Zurückkunft des Botes vergebens drey Tage lang. Schon glaubten wir, daß sie verunglückt wären, und hoben deswegen die Anker auf, um einen Hafen aufzusuchen, wo

wir

wir uns nach ihnen erkundigen könnten. Nachdem wir lange gesucht hatten, sahen wir drey kleine Barken von dem Lande auf uns zukommen. Wir freuten uns darüber, weil wir glaubten, durch sie aus unsrer Verlegenheit zu kommen, und von unsern Leuten Nachricht zu erhalten. Sie hielten auf einen Steinwurf von uns still, und schienen sich zu berathschlagen, ob sie an das Schif kommen sollten. Nach Verlauf einer Viertelstunde näherte sich endlich ihr Chef, mit Namen Orangkai, und berichtete uns durch Zeichen, daß die andern beyden Boote mit Hünern, Pisangfrüchten und andern Lebensmitteln angefüllt wären.

So viel als möglich gaben wir ihm zu verstehen, daß er nichts zu fürchten habe, und unsre Zeichen schienen ihm Muth zu machen. Sobald er am Bord war, ließ er die andern Barken heran kommen, und seine Lebensmittel, die uns sehr zu statten kamen, ausladen; unser Capitain nahm ihn mit in seine Kajüte und erzeigte ihm viel Höflichkeiten. Indem sie sich noch mit einander unterhielten, und der Capitain wegen seiner Leute Erkundigung einzog, so stieß das Schiff auf den Grund, wodurch alles in Schrecken gesetzt ward. Der Lerm, der sowohl dadurch, als auch bey Ergreifung der nothwendigen Maasregeln, uns wieder loszumachen, entstand, machte dem Orangkai glaubend, dies sey ein Zeichen, ihn zu beleidigen. In dieser Meynung also, dachte er nur darauf zu entwischen, und dies that er auch mit so viel Eilfertigkeit, daß ihn niemand gewahr ward, als bis er schon in einiger Entfernung war. Er hielt von Zeit zu Zeit an, wir glaubten, er würde zurück kehren, als wir aber gewahr wurden, daß er sogar das empfangne Geld vergessen hatte, so zweifelten wir nicht, daß seine Furcht ganz ausserordentlich groß gewesen seyn müsse; er kam nicht zurück, und als wir das

Schiff

Schiff wieder flott gemacht, waren wir nicht besser unterrichtet, als vorher. In dieser großen Verlegenheit waren die meisten der Meynung, unsre Leute erwarten zu müssen, und ganze acht Tage seegelten wir an der Küste hin und her, in der Hoffnung, sie zu finden; da aber alles vergebens war, so giengen wir wieder in die hohe See, und suchten die übrigen Schiffe auf.

Nachdem wir lange damit zugebracht hatten, stießen wir auf eine Sandbank, und als wir von dieser los waren, auf eine zweyte, die noch gefährlicher war, als die erste. Dies nöthigte uns, das kleine Boot auszuheben und mit dem Senkbley die Tiefen zu untersuchen. Wir fanden aber nichts, als Untiefen, Klippen, Sandbänke, und überall so wenig Wasser, daß wir nicht wußten, wie wir wegkommen sollten. Alles hielt sich für verlohren, und die Equipage war äusserst niedergeschlagen, ausgenommen die Steuerleute, die in der größten Gefahr doch zu ihren Fäßern liefen, und einander zutranken. Unterdessen trafen wir sowohl mit dem Vorder- als dem Hintertheile auf, und da nicht allein die See sehr hoch gieng, sondern auch der Wind heftig bließ, so bekamen wir eine Oeffnung im Schiffe, die es zum Sinken würde gebracht haben, wenn wir nicht sogleich den Boogspriet gekapt hätten. Das kleine Boot gieng bey dieser Gelegenheit zu Grunde, und ein einziger Mann, der darin war, ward mit vieler Mühe noch gerettet.

Wir hatten nunmehr beyde Boote eingebüßt, und waren weit vom Lande in einer unbekannten See. So traurig auch unsre Lage war, so hatten wir dennoch noch nicht den Gipfel des Elends, das für uns bestimmt war, erreicht. Indem wir uns eben beschäftigten, dem Unglücke so viel als

mög-

möglich abzuhelfen, zerriß ein heftiger Windstoß beyde Ankertaue; mit größter Geschwindigkeit warfen wir deren zwey andre aus, dies konnte aber dennoch das Schif nicht hindern, auf die Bank zu stoßen; wir hieben hierauf die Taue mit Aexten ab, und gaben die Anker verlohren. Von den Seegeln hatten wir auch schon eins eingebüßt, und wir hätten müssen das Schiff auf den Sand laufen lassen, um sie alle aufreffen zu können. Die Wellen giengen so hoch, daß das Wasser durch die Schieslöcher herein drang, und wir erwarteten jeden Augenblick den Schiffbruch. Die Bestürzung war groß, aber nicht allgemein, denn während daß der eine Theil betete und sich zu seinem Ende bereitete, giengen die Steuerleute mit den Gläsern in der Hand herum, und versicherten, sie wollten schon Sorge tragen, daß ihnen das Wasser nicht den Branntwein verdürbe. So spotteten sie dem Tode, den sie nur ein Schrecken feiger Seelen nennten, dahingegen Leute, die ihn so kenneten wie sie, selbigen nur verachteten. Unterdessen daß also auf der einen Seite gebetet, und auf der andern getrunken wurde, machte ein neuer Windstoß das Schiff wieder flott. Die Hoffnung belebte uns wieder, allein das Wasser drang von Sallen eiten ein. Sogleich ergriffen wir die Pumpen, allein es war unmögiich, es damit zu überwältigen, unterdessen würde es uns doch vielleicht gelungen seyn; wenn alle unser Volk, dessen Anzahl sich noch auf siebenzig Mann belief, hätte arbeiten können, allein die meisten waren so schwach, daß sie kaum gehn konnten. Zu diesem Unglücke kam noch ein weit größeres; kein Mensch war in diesen Gegenden bekannt, und der Capitain und die Steuerleute waren auch nicht weiser.

Nach verschiedenen Streitigkeiten waren endlich die Meynungen völlig getheilt; die einen wollten hierhin, und

der

der Capitain dort hinaus, doch behielt die Meynung des letztern endlich die Oberhand. Wir waren noch nicht weit gekommen, so sahn wir auch schon, daß dies das beste war, denn wäre es nach dem Vorschlage der Steuerleute gegangen, so hätten wir uns noch mehr vom Lande entfernt. Jedoch war unsre Noth noch immer sehr groß, das Wasser drang von allen Seiten ein, wir hatten das Land noch nicht im Gesichte, und schon fieng es an, uns an Lebensmitteln zu fehlen; hiezu muß man noch rechnen, daß wir alle von Arbeit, Müdigkeit und Mangel des Schlafs erschöpft waren. In dieser Verfassung hörten wir die Schildwache auf dem Mastkorbe „Land, nahes Land,„ rufen. Jedermann schien neu belebt, man strengte, durch Hofnung gereizt, die letzten Kräfte an; allein diese Glückseligkeit war nur von kurzer Dauer, denn in wenig Stunden drehte sich der Wind und ward uns zuwider, wir konnten nur langsam vorwärts kommen, und waren genöthigt, drey oder vier Seemeilen vom Lande, mit vier Faden tiefem Ankergrunde, die Anker fallen zu lassen. Dies letzte schlug unsern Muth völlig nieder, denn das Wasser im Schiffe nahm augenscheinlich überhand, und wir waren zu sehr abgemattet, um länger pumpen zu können. Jedoch, die große Gefahr würkte so viel auf die Stärksten unter uns, daß, indem sie einander selbst ermunterten, sie auch zugleich ihre letzten Kräfte noch anstrengten, mit dem Entschlusse, am nächsten Morgen die Ankertaue abzuhauen, und dann sich mit der Fluth dem Lande so viel als möglich zu nähern. Allein kaum waren sechs Stunden mit dieser Arbeit verflossen, so bemerkten wir, daß von jedem Eimer Wasser, welcher eindrang, wenigstens die Hälfte Sand war, wodurch also das Schiff so beschwert wurde, daß alle unsre Mühe vergebens war.

Nun=

Nunmehr gab alles die Hoffnung auf und überließ sich ganz der Vorsehung; da jedes Mittel vergebens war, so überliessen sich einige, die der Müdigkeit nicht länger widerstehn konnten, dem Schlafe, andre hingegen waren zu unruhig, um die Süßigkeit desselben schmecken zu können, wieder andre wurden vom Hunger so heftig geplagt, daß sie dringend um Speise baten; der Capitain ließ hierauf ein wenig Branntwein und geräuchert Fleisch austheilen. Derjenige, der die Aufsicht über die Lebensmittel hatte, und schon lange an Sparsamkeit gewohnt war, machte Einwendungen, allein zuletzt ward er gezwungen, und gab von jedem nur so wenig, daß es aussahe, als ob wir noch eine sehr weite Reise vor uns hätten.

Furcht und Anstrengung der Kräfte würkte unterdessen bey vielen von unsern Leuten so heftig, daß ihre Vernunft darunter litt, und Thorheiten vorfielen, worüber man bey jeder andern Gelegenheit gelacht haben würde. Der Koch stieg auf den Mastkorb, und kam sehr erhitzt von der Mühe wieder herunter, die er, wie er mit der grösten Ernsthaftigkeit versicherte, gehabt hätte, dort Tauchenten zu fischen, wovon er ein so vortrefliches Gericht machen wollte, daß selbst Todte aufstehn sollten, um davon zu essen. Andre konnten gar nicht die Gefahr begreifen, in der wir uns befinden sollten, und sprachen von nichts als dem Nutzen, den sie von dieser Reise haben würden, weil sie schon keine Erinnerung des Vergangenen mehr hatten. Sobald wir aufgehört hatten, zu pumpen, waren unsre Seegelstangen meistentheils mit Tauchenten bedeckt; hier hatte der Koch sie gefangen und selbige zuerst gesehn. Von denen, die noch ihren Verstand hatten, hielten einige eine Mahlzeit von einer gewissen Art Bohnen Kitseri, die sich noch in der Kiste eines Matrosen, welcher schlief, gefun-

funden hatten. Sie wurden noch mit ziemlicher Gelassenheit verzehrt, ob man gleich mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussehn konnte, daß dies die letzte Mahlzeit in diesem Leben seyn würde. Kurz drauf drang eine so große Menge Wasser durch das Schießloch in des Kochs Kajüte, daß wir Löcher in das Verdeck hauen mußten, um es in den Raum laufen zu lassen, diese wurden nachhero wieder mit bleyernen Platten, die mit Werk eingefaßt waren, zugestopft. Selbst die Allerstärksten konnten nunmehr dem Schlafe nicht widerstehn; ich selbst hatte immer noch bis jetzt dawider gekämpft, allein er überwand mich auch und ich legte mich auf einen Kasten, der auf dem Verdeck fest gemacht war, denn ich konnte mich nicht entschliessen, zu einer Zeit, wo mir der Tod so nahe schien, mehrere Bequemlichkeiten zu brauchen. Allein kaum waren wir eingeschlafen, als wir durch ein heftiges Geschrey derer, die noch wachend waren, aufgeweckt wurden; das Schiff fieng nun an, sich auf eine Seite zu legen. Nun ward die Unordnung allgemein, und jeder ergriff die Maasregeln, die ihm zur Verlängerung seines Lebens am besten schienen. Alles begab sich auf die höchsten Stellen des Hintertheils; hier bemerkten wir, daß drey Matrosen fehlten; wahrscheinlich waren sie unten im Raume ertrunken, wo sie geschlafen hatten. In dieser schrecklichen Lage waren wir zwey Stunden, als sich das Schiff wieder erhob. Dieser Zufall schien uns so unglaublich, daß wir kaum unsern Augen traueten, nachdem wir aber endlich überzeugt wurden, faßten wir wieder Muth, und unsre Herzen öffneten sich der Freude aufs neue. Viele liefen nach ihren Kisten, zogen ihre besten Kleider an, und riefen nach Branntwein. Dieser wurde ihnen in reichlichem Maaß gereicht, und seine Würkung wurde bald sichtbar; einige redeten platten Unsinn, bildeteten sich ein, große Herren geworden zu seyn, und sprachen von nichts als Millionen. Doch diese

Thor-

Thorheiten waren erträglich, in Vergleichung der Ausschweifungen der Steuerleute, die dem Tode immer noch trotzten. Vielleicht war es eine Folge des Getränks oder des bösen Beyspiels, kurz, einige von denen, die sich die Mühe gegeben hatten, ihre besten Kleider anzuziehn, begaben sich zu ihnen, und fiengen auch mit dem Glase in der Hand an, die übrigen zum trinken und singen einzuladen; es fehlte wenig, so tanzten sie gar. Verschiedne andere waren zwar weniger laut, allein sie unterliessen dennoch nicht, tapfer zu trinken, um sich, wie sie sagten, zu betäuben, und ihr Schicksal weniger zu fühlen. Diese hielten sich also noch in einigen Schranken, allein noch andre tranken so, daß sie in kurzer Zeit wenig vom Viehe unterschieden waren, so sehr auch die Vernünftigen ihnen zuredeten. Unterdessen kam uns der Tod immer näher, und der einzige Weg, ihm zu entgehn, bestand darin, eine Maschine zu erfinden, worauf wir uns begeben konnten, wenn das Schiff untergienge. Der Schiffszimmermeister mit seinen Gehülfen machte sich endlich an das Werk, er nahm alle Masten, Seegelstangen und andre solche Stücke, woraus er ein Ganzes, ungefehr in der Gestalt eines Flosses, verfertigte, welches ungefehr vierzig Mann tragen konnte. Unsre Gesellschaft war zwar größer, allein die lustigen Trinker lachten über unsre Vorbereitungen, und halfen nicht einmal; wir konnten deswegen aus Mangel mehrerer Arbeiter und Hände kein beßres und tüchtigeres Fahrzeug machen. Die Härte bey einigen gieng so weit, daß sie uns nicht einmal ihre Aexte und Handwerkszeug leihen wollten. Der Unterkoch war einer davon. Dieser Mensch, der Wilhelm Ysbrants hieß, hatte einen großen Vorrath solcher Geräthschaften, allein anstatt sie zum allgemeinem Gebrauche herzugeben, suchte er noch die übrigen zu bereden, seinem Beyspiele zu folgen. Jedoch aller dieser Schwierigkeiten un-

ge-

geachtet, wurden wir mit unserm Floß fertig, und befestigten es unterdessen an das Schiff, bis wir die dazu nöthigen Ruder auch gemacht haben würden. Nachdem alles bereit war, erhielt jeder von denen, die sich darauf begeben wollten, zehn Stücke Geld, wie es in Bengalen galt, damit sie sich dessen am Lande bedienen konnten. Allein, ehe man sich trennte, mußte wieder getrunken werden, und dieser Valet-Schmauß beraubte die meisten des noch kleinen Ueberrests ihrer Vernunft. Ich wollte auch mit, allein ein Freund hielt mich davon ab; er sagte mir, ich dürfe ihn nicht verlassen, auch habe er eine sehr mittelmäßige Meynung von der ganzen Unternehmung, weil nicht allein das Floß überladen, sondern die Leute darauf unsinnig betrunken, und schon im Begriffe sich zu zanken wären. Ich blieb also nebst dem Capitain, und einigen andern im Schiffe, allein unsre Anzahl war weit geringer, als die Gesellschaft der Emigranten. Kaum hatten sie sich ein wenig entfernt, so reuete es schon verschiedenen unter ihnen wieder, uns verlassen zu haben, sie sprangen ins Wasser und schwammen wieder an das Schiff, mit diesen letztern nun waren wir noch zwey und dreyßig Mann am Bord; folglich mußten vierzig Mann auf dem Floß seyn. Auf diesem bemühten sie sich, das Seegel von der Chaluppe aufzurichten, allein ausser daß es viel zu schwer war, so legte sich auch eine Viertelstunde darnach der Wind, so daß sie nur langsam fort kamen.

Als wir sie beynahe aus dem Gesichte verlohren hatten, beteten wir wegen des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmung, damit sie, ihrem Versprechen gemäß, die Einwohner ans Land zu unsrer Rettung schicken könnten. Nach diesem theilte der Capitain Zwieback und geräuchertes Fleisch aus,

wel-

welches mit gutem Apetit verzehrt ward. Während dieser Zeit sahen wir unsere Cameraden noch, aber sehr weit von uns, jedoch nur auf einen Augenblick, und denn nicht mehr; wir schlossen daraus, daß das Floß durch irgend einen Zufall gesunken sey, dies ist auch ziemlich wahrscheinlich, weil wir nie weiter etwas von ihnen hörten. Wir hatten unsre Hofnung beynahe ganz auf sie gesetzt, und da diese nun wieder fehlschlug, mußten wir ein neues Floß zu bauen uns entschliessen; als es aber fertig war, so fand sich, daß es höchstens nur zwölf Mann tragen konnte. Wir waren also genöhigt andre Maasregeln zu ergreifen, und fiengen damit an, den Mastkorb vom großen Maste, der schon zerschnitten war, herunter zu nehmen; nach diesem hatten wir eine Seegelstange nöthig, allein da sie mit allen Seegeln und Tauwerken zu tief im Wasser steckte, so war es uns unmöglich, sie los zu machen. Endlich aber versuchte es mein Freund, von welchem ich schon gesprochen habe, Wilhelm Bastians; er ließ sich ein Seil um den Leib fest machen, sprang in die See und schnitt alles das davon herunter, was uns bis jetzt verhindert hatte. Unterdessen erschwerte uns die Nacht und die Wellen unsre Arbeit sehr, und wir waren beynahe jeden Augenblick unserm Untergange nahe. Während daß wir größtentheils damit beschäftigt waren, den vordern Mast, den einzigen, der noch aufrecht stand, abzuhauen, machten sechs von unsern Leuten den Anschlag, mit dem schon verfertigten Floße davon zu gehn, und ohne sich weiter darum zu bekümmern, was aus den übrigen werden möchte, machten sie sich schon fertig, ihren Entwurf auszuführen. Schon hatten sie die beyden Taue, womit es an das Schiff befestigt war, abgehauen, und fiengen an, sich zu entfernen, als der Mastbaum, den man eben abgeschnitten hatte, gerade vor ihnen ins Wasser fiel, und dadurch das

Floß

Floß zurück trieb. Ohne diesen Zufall wären wir wahrschein-lich alle umgekommen, denn das üble Wetter nahm zu, die Erschütterungen waren so heftig, daß daß Schiff sie nicht län-ger aushalten konnte. Wir eilten also nur, das Floß noch durch den abgehauenen Mast zu vergrößern, wodurch es un-gefehr fähig wurde, zwanzig Mann zu tragen, und dennoch waren wir deren zwey und dreyßig. Um Mitternacht war die See ein wenig zurückgetreten; wir hätten gern den Tag erwartet, ehe wir das Floß bestiegen, allein die Gefahr war zu groß und zu dringend.

Man dachte nun also ernstlich darauf, das Schiff zu verlassen; es wurde denen, die es haben wollten, Geld aus-getheilt, denn viele nahmen keins an, als bis sie eben aufs Floß herab stiegen, wir nahmen nur wenig Lebensmittel, zwey Compasse, zwey große Messer, einen Degen, ein gros-ses Beil, einige in der Geschwindigkeit verfertigte Ruder, eine Laterne, und einige Pfund Talglichter, um wenigstens diese Nacht über Licht zu haben, mit. Mit diesem geringen Vorrathe also verliessen wir das Schiff, und suchten nunmehr durch Rudern mit unserm Floße das Land zu gewinnen. Un-möglich kann ich ausdrücken: wie viel wir zu leiden hatten, so bald wir diese Maschiene betraten: doch wird man sich ei-nen schwachen Begrif davon machen können, wenn ich sage, daß wir bey sehr kalter Witterung bis an den halben Leib im Wasser, in einer finstern Nacht, saßen. Bey Anbruch des Tages ward uns der Strom zuwider, und führte uns, da wir nichts hatten, diesem Uebel abzuhelfen, so weit, daß wir das Land völlig aus dem Gesichte verloren. Eine Stunde hernach erblickten wir es wieder; wir strengten alle Kräfte an es zu erreichen, jedoch vergebens, denn der Strom war für uns zu stark. Hierzu kam noch ein anderer trauriger Zu-

fall,

fall, die meisten fielen in einen Zustand, der nicht viel besser als Raserey war, und vermehrten dadurch die Angst derjenigen, die ihre Vernunft noch hatten. Einige forderten mit Ungestüm ihre Koffer, um weisse Wäsche daraus zu nehmen, andre suchten die Küche, um sich darin zu wärmen. Mein armer Freund, Wilhelm Bastians, glaubte auch noch im Schiffe zu seyn, schrie auf einmahl, wo man ihn hinführte, und fieng an, ganz nach der entgegen gesetzten Seite zu reden. „Laßt mich nur machen, rief er, ich sehe den Thurm „von Helvoetsluys, dorthin will ich euch führen.„ „Seht den Narren, sprach ein andrer, — es ist eine Kirche, rief „ein Zimmermann, wie vortreflich ist die Kuppel derselben „gebaut, alles glänzt von Gold und Azur. Wer hat denn „diese Narren hergeschickt, sprach ein vierter? sind sie toll, „daß sie die Masten eines Schiffs für Thürme und Kirchen „ansehn.„ Ich lachte einige Zeit über diese Thorheiten, allein es dauerte nicht lange, so machte ich es eben so. „Mein „Gott! schrie ich, in diesem Schlosse gerade vor uns macht „man sich lustig, und ich darf nicht dabey seyn!„ ich riß mich von dem Capitain, neben welchem ich saß, los, und lief so unsinnig auf dem Rande des Floßes hin, daß ich ins Wasser stürzte. Man zog mich wieder heraus, allein weder die Nässe noch die Kälte, von der ich viel litt, brachten mich aus meinem Irrthum zurück. Ich verlangte von dem Capitain, daß er seine Kleider ausziehn, und mir geben sollte; ich hielt eine Tonne für die Küche, und setzte mich daran, um mich zu wärmen und zu trocknen. Dies Feuer, welches jedoch blos in meiner Einbildung existirte, that mir unterdessen eben die Dienste, wie ein wirkliches, denn ich glaubte seine wohlthätige Wärme zu fühlen, fiel in einen sanften Schlaf, und als ich erwachte, hatte ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erhalten.

Un-

Unterdessen hatten uns die Ströme so weit weggeführt, daß wir alle Hofnung verloren; wir beteten eifrig zu Gott um ein Ende oder Abänderung unsers Elends. Nach einiger Zeit glaubten wir wieder Land zu sehen; einige riefen, dies sey die Wirkung des Gebets, man müsse damit fortfahren. Wir beteten und sungen also immer fort; auf einmal glaubten wir eine Wiese und schöne darauf weidende Kühe zu sehn. Unsre Freude bey dieser Idee, denn weiter war es nichts, war unaussprechlich; allein es war eine elende Sandbank, an welcher die Brandung heftig schlug. Diese Ueberzeugung machte uns wieder höchst traurig, überdies bemerkten wir, daß unser Floß immer tiefer im Wasser gieng, und uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr tragen würde. Die Herzhaftesten, oder vielmehr die Grausamsten unter uns, nahmen sich deswegen vor, während der Nacht, soviel als sie könnten, von ihren Cameraden ins Meer zu stoßen, um die Maschine dadurch zu erleichtern. Jedoch der Himmel erlaubte ihnen nicht, ihren grausamen Entschluß auszuführen; der Chirurgus kam auf den Einfall, aus dem vielen Gelde, welches wir bey uns hatten, eine Art von Anker oder Gegengewicht zu machen, welches doppelten Nutzen haben würde. Denn abgerechnet, daß das Floß eben nicht mehr dadurch beschwert war, so konnte es doch in etwas als Gegengewicht gegen den starken Strom, wie auch als Anker dienen. Dieser Vorschlag ward angenommen, und jedermann gab willig sein Geld. Man that das Ganze in ein Paar Beinkleider, steckte diese wieder in ein Paar andre, und diese noch in ein drittes Paar, umwickelte es fest mit einem Stricke, und ließ nun dieses an einem andern Seile auf den Grund fallen, wenn wir anhalten wollten. Aus einem andern kleinen Packet Geld, machten wir ein Senkbley, oder bedienten uns vielmehr desselben auf diese Art. Beyde waren uns so nützlich, daß wir uns kurz darauf nahe genug am Lande befanden, und nicht be-

befürchten durften, es wieder aus dem Gesichte zu verlieren. Ungefehr nach zwey Uhr Nachmittage wurde der Anker wieder auseinander genommen, und jedem sein Antheil am Gelde wieder gegeben; alle nahmen es zurück ohne selbiges zu zählen, so groß war die Freude, am Lande, und der Gefahr entgangen zu seyn. Es konnte freylich nicht fehlen, daß die Austheilung des Geldes ungleich geschahe, allein man war jetzt so gleichgültig dagegen geworden, daß dessen sogar übrig blieb, womit niemand sich belästigen wollte; es wurde deswegen dem gegeben, der es nehmen wollte. Hiernächst fand sich noch in einem Fasse ein Sack mit Zwieback; niemand bekümmerte sich darum, und er würde vergessen worden seyn, wenn der Capitain ihn nicht zu sich genommen hätte. Wir näherten uns nur dem Ufer so, daß wir Fischer an demselben zu sehn glaubten, die damit beschäftigt waren, ihre Netze zu trocknen. Jemehr wir nahe kamen, sahen wir, oder glaubten es vielmehr, Leute, die völlig wie wir gekleidet giengen, und die wir für unsre Cameraden hielten; sie schienen uns völlig so, bis auf einige, die nur um den Unterleib ein Stück Leinwand trugen; wir betrachteten sie durch Ferngläser, und wurden nunmehr beynahe gewiß überzeugt. Unterdessen brachte uns der Strom, von welchem wir getrieben wurden, nicht sobald als wir es wünschten, auch nicht an dem Orte an das Ufer. Einer der Ungeduldigsten versuchte es deswegen an Land zu schwimmen, allein kaum war er ins Wasser, so trauete er sich nicht Kräfte genug zu, und kam zu uns zurück. Man erinnerte sich jetzt, daß die Einwohner von Bengalen einen Abscheu für dem Schweinefleisch hatten, und noch ein Vorrath davon übrig war; es ward deswegen beschlossen, selbiges in das Meer zu werfen; was mich aber ausserordentlich betrübte, war, daß man es mit einem Fäßgen Zwieback eben so machte, ob man solches gleich füglich unter uns hätte vertheilen können. Viele widersetzten sich

zwar

zwar, aber die meisten behaupteten, daß es, da wir nun an das Land giengen, nicht mehr nöthig sey, und so ward es denn den nemlichen Weg geschickt.

Wir überliessen unser Floß dem Strome, und stiegen an das Land. Der Capitain und noch zehn oder zwölfe von den muntersten giengen sogleich auf Entdeckungen aus, die andern, die ihnen langsam folgten, baten sie sehr, ihnen einen Ort ausfündig zu machen, wo sie sich mit Bequemlichkeit trocknen könnten, weil sie eben so viel von der Kälte als vom Hunger litten. Wir unterhielten uns während dem Gehen von dem, was wir ausgestanden hatten, unserm Glück, diesem Uebel entgangen zu seyn, und sprachen von der Verbesserung unsers Zustandes eben so zuversichtlich, als ob wir schon die Einwohner, bereit uns zu empfangen, gesehn hätten. Man behauptete, daß diejenigen, die wir am Strande gesehn hatten, unmöglich weit von demselben wohnen könnten. Andre meynten, daß unsre vorausgegangenen Cameraden sie schon angetroffen haben müßten, und glaubten gewiß, daß sie uns in einem Gebüsche, welches nicht weit davon lag, erwarten würden. In dieser Hoffnung giengen wir muthig darauf zu; allein wir hatten uns sehr geirrt, denn wir fanden weder Menschen noch Thiere; selbst nicht einen Weg, Pfad oder irgend ein Merkmal, daß das Land bewohnt sey. Einige, die am meisten ermüdet waren, und ihre gröste Hofnung hier auf diesen Busch gegründet hatten, konnten das, was sie sahen, kaum glauben; sie schrieen in der Hofnung, daß man ihnen gewiß antworten würde, aus allen Kräften, allein vergebens. Wir mußten unsern Weg durch ein finstres, dickes Holz, in welchem vielleicht noch wilde Thiere, die uns schädlich seyn konnten, sich befanden, fortsetzen. Diese Ueberlegungen, mit dem, was wir schon ausgestanden hatten verbunden, schlugen uns völlig nieder. Wir fiengen schon an, wegen des Schick-

fals des Capitains und seiner Gesellschaft uns zu beunruhigen, als wir sie schlafend antrafen; wir bedurften dieser Erholung eben so sehr, und folgten also ihrem Beyspiele.

Beym Erwachen unterhielten wir uns von den Holländern und Indianern, die unsre Einbildungskraft uns bey der Ankunft am Ufer gezeigt hatte, und da wir nichts ähnliches, auch keine Spur davon finden konnten, zweifelten wir nicht mehr, daß das Ganze die Wirkung unsrer erhitzten Einbildungskraft gewesen sey. Da der Tag beynahe verstrichen war, beschlossen wir, die Nacht an diesem Orte zuzubringen; wir schaften etwas Holz herbey, und stellten zu jedem Feuer einer Schildwache, um gegen den Anfall wilder Thiere sicher zu seyn, wir trockneten und wärmten uns mit großer Zufriedenheit. Allein die Nächte waren so kalt, und wir so schlecht bekleidet, daß wir nur wenig schlafen konnten; einer unter uns war auch noch so verwirrt, daß er uns nicht ruhen ließ. Alles was wir anwendeten, ihn wieder zur Vernunft zu bringen, war vergebens; er schrie, woher eine so seltsame Veränderung zu Batavia komme, daß man so schlecht bedient werde; er warf dem einen seine Kleider, und dem andern seine Schuhe an den Kopf, und schwor, er wolle diese elenden Sclaven umbringen, die ihre Schuldigkeit nicht besser beobachteten.

Wir brachten diese Nacht also ziemlich traurig zu, und mit dem Tage beschlossen wir aufzubrechen, und einen beßern Aufenthalt zu suchen. Der Chirurgus erwachte zuletzt, und schrie sogleich, man habe ihm sein ganzes Geld gestohlen, er müssees wieder haben. Der Lerm machte den armen Unsinnigen wieder rege, der ihn für einen Sclaven, der rebelliren wollte, ansahe und schrie um Hülfe gegen diese verwünschte Menschenclasse. Der Barbier, welcher noch so ziemlich fest

ge-

geschlafen hatte, besann sich nicht auf den Zustand, worin sich jener befand, nahm es sehr übel, und die übrigen hatten Mühe, ihn von Thätlichkeiten abzuhalten. Und wenn er auch ein Narr ist, rief er, so bleibt es dennoch nicht weniger gewiß, daß mir von meinen sechs Säcken Geld deren drey fehlen, und ich sie wieder haben muß. Wir bemerkten leicht, daß auch dieser nicht allzurichtig im Kopf war, und giengen endlich von diesem Orte weg, wo der arme Kranke, der mit dem Chirurgus den Streit gehabt hatte, allein zurück blieb, weil er uns nicht folgen wollte, und wir ihn unmöglich fortragen konnten. Da wir am Ufer noch am ersten Menschen zu sehn vermutheten, so nahmen wir unsern Weg dahin. Das erste Objekt, auf welches wir stiessen, war eine große Schildkröte, die ohne Kopf auf der Erde lag, und nicht weit davon einen Büffelochsen, dessen Kopf gröstentheils verfault und von den Würmern gefressen war. Eine Menge andre Thiere, eine Art Eidechsen, die Leganes heissen, waren darum versammlet; der Geruch aber war so übel, daß wir uns nicht nähern konnten. In der Folge waren wir weniger ekel.

Eine halbe Stunde von hier kamen wir an einen Fluß, an dessen gegenüberliegenden Ufern wir acht Mohren sahen, die wir für Bengaleser hielten. Wir versuchten alles mögliche, um hinüber zu kommen, allein die große Tiefe vereitelte unsre Versuche. Eine Stunde darauf glückte es uns dennoch, einen etwas seichten Ort zu finden, und nun wadeten wir mit eben so viel Freude durch, als ob wir des besten Erfolgs gewiß gewesen wären. Als wir auf der andern Seite anlangten, kamen uns die Schwarzen entgegen, fielen uns zu Füßen, küßten selbige, und blieben lange auf ihren Knieen liegen, wobey sie viel redeten, und die Hände immer gegen den Himmel hoben, als ob sie ihn zum Zeugen ihrer Unschuld und des Unrechts, was man ihnen angethan, anruf=

rusten. Diese Leute, achte an der Zahl, als vier Männer, zwey Weiber und zwey Kinder, schienen sehr betrübt, allein wir konnten von dem, was sie sagten, nichts verstehn; wir schlossen blos, aus einer Art von Flosse, welches am Strande angebunden lag, daß es unglückliche Sklaven waren, die die grausame Behandlung ihrer Herren zur Flucht genöthigt hatte.

Da diese armen Leute unser Schicksal auf keine Art verbessern konnten, so giengen wir wieder durch den Fluß zurück an das andere Ufer, wo wir ein großes Feuer anzündeten, und die Schildkröte, welche wir erst so verächtlich behandelt hatten, in ihrer Schaale brateten. Jeder nahm nur ein kleines Stück davon, denn die Portionen konnten nicht groß werden, da sich ein und dreyßig Menschen davon sättigen mußten, und verzehrte oder verschlang selbige vielmehr mit dem grösten Heishunger. Allein da unserm Bedürfnisse hiermit noch nicht abgeholfen war, und wir dennoch nichts weiter hatten, so bedaureten wir nunmehr die Thorheit, unsern Vorrath von Lebensmitteln ins Meer geworfen zu haben, und machten uns, obgleich zu spät, die heftigsten Vorwürfe darüber. Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese Klagen, dies brachte uns endlich zu einem allgemeinen Gebete, und nun suchte ein jeder die Ruhe.

Am andern Morgen, ehe wir weiter giengen, gab der Capitain einem jeden einen Schnitt von einem Käse von drey Pfunden, den er noch mit vom Schiffe gebracht hatte und auf Anrathen des Barbiers, der zugleich unser Arzt war, tranken wir jeder eine Schaale ziemlich salziges Wasser, und fühlten davon gute Wirkung. Nach fünf oder sechs Stunden befanden wir uns an einer Landspitze, und sahen nunmehr, daß wir auf einer Insel waren, die ungefehr acht oder neun Stun-

Stunden vom festen Lande liegen mochte. Dies schlug unsern Muth vollends nieder; wir fiengen an, uns darauf vorzubereiten, an diesem unfruchtbaren Orte verhungern zu müssen. Man sahe entweder ganz dürre, oder wenigstens Bäume, die nichts als Blätter trugen; die einzige traurige Nahrung, die uns noch übrig blieb. Wir blieben hier bey dieser Landspitze nur so lange, bis wir einen Entschluß gefaßt hatten; er fiel dahinaus, an den Ort zurück zu kehren, wo wir die erste Nacht zugebracht hatten. Auf dem Rückwege giengen wir nahe an dem Orte vorbey, wo die Schildkröte gelegen hatte, in der Hofnung einige Leganes noch anzutreffen. Aus Furcht sie zu verscheuchen, giengen nur zwey von unsern Leuten, die mit Beilen bewafnet waren, voraus, und die übrigen folgten. Die zwey ersten kamen bald mit einem von diesen Thieren zurück, welches wir mit in unser Nachtlager nahmen. Da dies der Platz war, wo unser Kranker zurück geblieben war, so suchten und riefen wir ihn mit vieler Sorgfalt, allein vergebens, wir sahen und hörten nichts von ihm. Wir bemühten uns nach diesem, einen bequemern Aufenthalt als die Mitte eines dicken Holzes aufzusuchen; hierzu schien das Ufer am bequemsten, denn hier konnten wir noch die vorbeyfahrenden Schiffe sehn, und dies war die einzige Aussicht zur Rettung, die uns in dieser traurigen Lage übrig blieb. Hierauf machten wir Feuer, und schnitten die Eidechse mit ihrer Haut in so viel Theile als wir Personen waren. Ein jeder nahm den seinigen, und richtete ihn nach seinem Gefallen zu; die am meisten hungrig waren, aßen das ihrige beynahe ganz roh, aus Furcht, das Feuer möchte etwas verringern, und andre hingegen aus einer ähnlichen Ursache liessen es braten, weil sie glaubten, die geringe Portion, denn das Thier selbst ist nicht größer als eine Katze, könnte durch das Feuer noch etwas ausgedehnt werden. Dies Fleisch schmeckt weichlich und unangenehm, allein die Noth

machte,

machte, daß wir dies sowohl als auch das ganze bittere und salzige Wasser vortreflich fanden. Nach einer halben Stunde nahmen wir die Bibel, denn wir hatten deren zwey bey uns, und der Steuermann hielt Betstunde; alsdann schliefen wir wechselsweise um das Feuer herum, weil wir nicht alle zugleich Platz da[illegible] hatten.

Den andern Tag fiengen wir wieder mit Gebet an, und nach diesem gieng jeder wohin er wollte, seine Nahrung zu suchen. Der Barbier versuchte es, Baumblätter zu essen, fand sie gut, wenigstens eßbar, und nun wollte es ein jeder versuchen. Im Anfange kauete man sie lange, ehe man sie hinunter schluckte, allein bald schmeckten sie gut, und zuletzt ward es das vortreflichste Gericht. Ob uns gleich diese Speise sehr zu statten kam, so hatten wir dennoch nicht deswegen aller andern Art von Nahrung entsagt; hätten wir Feuergewehr gehabt und damit Büffelochsen, Hirsche und wilde Schweine, die in dem Walde herum giengen, schiessen können, so würde es uns nicht daran gefehlt haben, allein ohne dies war es uns unmöglich, eines von ihnen habhaft zu werden. Eines Tages, als wir am Ufer des Flusses hingiengen, sahen wir zwey große Schlangen, die uns erst einige Furcht einjagten; wir entfernten uns ein wenig, allein der Hunger drückte; wir überlegten, daß wir eine gute Mahlzeit davon haben könten, versammleten uns alle mit großen Prügeln darum her, und überwältigten sie bald. Die Köpfe und Schwänze wurden herunter geschnitten, das Eingeweide heraus genommen, die Haut abgestreift, alles in gleiche Theile getheilt und mit vielem Vergnügen verzehrt, ohne daß jemand einige Unbequemlichkeit davon empfunden hätte.

Jedoch, mit dem Ende jeder Mahlzeit waren wir wieder in der nemlichen Verlegenheit; wir vertheilten uns von allen

allen Seiten, um unsern Unterhalt zu suchen, und wenn wir denn mit leeren Händen zurück kamen, nahmen wir unsre Zuflucht zu den Baumblättern, welche zwar mit großem Appetit verzehrt wurden, uns aber doch nicht hinreichende Nahrung verschaften. Ich und mein Freund giengen oft an das Ufer der See, zu sehn, ob diese nicht vielleicht etwas zu unserm Bedürfnisse angeworfen habe, aber immer vergebens. Eines Tages besonders, wo uns der Hunger mehr als gewöhnlich plagte, kamen wir so niedergeschlagen zur Gesellschaft zurück, daß ich es nicht beschreiben kann. Wir wurden jedoch durch den Anblick einer Art Bohnen, welche die andern gefunden hatten, ein wenig aufgeheitert. Nie ist etwas mit so allgemeinen Beyfalle verzehrt worden. Der Muth kam wieder, und nachdem wir einige Pfeifen gedörrte Baumblätter geraucht hatten, sprachen wir einander selbst Trost zu. Allein die Freude über die gute Mahlzeit war von kurzer Dauer, denn schon nach einer Stunde fühlten wir unaussprechliche Schmerzen. Nur mit großer Mühe konnten wir Athem holen, und bey jedem Zuge schien es, als ob wir den Geist aufgeben sollten. Nachdem wir auf diese Art drey Stunden gelitten hatten, ward endlich das Athemschöpfen ein wenig leichter, und wir konnten wieder aufstehn, allein so matt, daß wir kaum gehn konnten.

Seit dieser Zeit erhielten wir auch unsre Kräfte nicht wieder, und es mochte nun die Folge dieser Bohnen, oder überhaupt der wenigen und schlechten Nahrung seyn, so bliehen alle würklich doch so schwach, daß wir nicht mehr Holz holen konnten, um uns zu wärmen. Auch fühlte man einen Ekel gegen die Blätter, die uns erst so gut geschmeckt hatten; so oft wir deren gegessen hatten, welches jedoch jetzt mit Widerwillen geschahe, hatte man einen Geschmack im Munde wie Wanzen, der uns zuletzt unausstehlich ward. Ich versuchte

es oft, anstatt der Blätter Gras zu essen, allein ich konnte es nie hinunter schlucken. Da unsre Schwachheit immer mehr zunahm, und keine wahrscheinliche Hofnung vorhanden war, aus diesem Elende erlößt zu werden, hielten wir eine Berathschlagung, worin beschlossen wurde, ein Floß zu bauen, und mit diesem zu versuchen, ein andres Land zu finden. Wir hieben kleine Bäume, die längst dem Ufer standen, nahmen die Rinde davon ab, und bedienten uns derselben, sie zusammen zu fügen. Diese Maschine war höchstens stark genug, fünf Mann zu tragen, und dennoch wollte jeder unter dieser Anzahl seyn; denn, obgleich ihr Befehl dahin gieng so bald als möglich mit Lebensmitteln und Erfrischungen für die übrigen zurück zu kommen, so war es dennoch für diese schon ein ausserordentlicher Vortheil, einige Tage eher der Glückseligkeit zu geniessen, sich satt essen zu können, deren ein jeder sich theilhaftig machen wollte. Man ward endlich einig, es dem Capitain zu überlassen, sie zu ernennen; er gab ihnen noch den Rath, sich so lange an der Insel zu halten, bis sie an die Spitze derselben kämen, von welcher wir schon gesprochen haben; von hier sollten sie die Ueberfahrt versuchen, indem sie sich dem Strome überliessen, würden sie an zwey Inseln kommen, von welchen sie alsdann in einiger Entfernung das feste Land antreffen würden, welches überhaupt nach seiner Meynung von unserm Aufenthalte nicht über acht oder neun Stunden entfernt seyn könnte. Ausser diesem Unterrichte gab er ihnen noch einen Compaß mit, und nachdem sie eine hinlängliche Anzahl Blätter zu ihrer Nahrung mitgenommen, fuhren sie am dreyzehnten Tage nach unsrer Ankunft in der Insel mit der heiligsten Versicherung ab, daß, wenn der Himmel ihr Vorhaben unterstützte, so wollten sie gewiß nichts unterlassen, uns aus unsrer traurigen Lage zu retten. Jeder von ihnen hatte ein Ruder, aber keinen Anker oder irgend etwas, womit sie das Floß bey widrigen Strömen hätten aufhalten können.

Unterdessen traten sie doch ihre Reise mit vieler Hofnung eines glücklichen Erfolgs an.

Als sie fort waren, giengen wir aus Nahrung zu suchen, fanden aber nichts als Blätter, die wir jedoch ganz blos, ohne etwas zu haben, welches ihre Strenge milderte, bald nicht mehr verschlingen konnten. Die Wuth des Hungers brachte uns endlich zu dem Entschlusse, den Körper des Unsinnigen, den wir gewiß für todt hielten, und von dem ich schon gesprochen habe, aufzusuchen, allein er fand sich zu unserm Leidwesen, so viel Mühe wir auch anwendeten, dennoch nicht; denn nachdem wir zwey Schlangen ohne üble Folgen gegessen hatten, glaubten wir, daß uns auch Menschenfleisch nicht schaden könnte. Es geschahe sogar der Vorschlag, einen Schiffsjungen zu schlachten, allein dem Himmel sey Dank, er kam nicht in Betrachtung; denn hätte man erst einen Versuch gemacht, so würde es öfter geschehn seyn, und wir einer den andern öffentlich oder heimlich umgebracht haben. Allein, obgleich das Projekt nicht angenommen ward, so machte es dennoch eine üble Wirkung, und keiner trauete dem andern mehr. Man schlief nun zitternd ein, weil keiner wußte, ob nicht einige den Anschlag gemacht, jemand diese Nacht zu Erhaltung ihres Lebens zu ermorden. Wir erfuhren diesen Abend, daß zwey von uns, die dem Floße am Ufer gefolgt waren, an der Landspitze so dringend gebeten hatten, sie auch mitzunehmen, daß die andern auf demselben ihnen nicht widerstehn konnten, jedoch vergrößerten sie erst die Maschine mit etlichen Bäumen.

Einige Tage darauf berichtete einer, daß er eine ausserordentlich große Schlange angetroffen, da er sich aber nicht gewagt habe, sie allein anzugreifen, so rief er die übrigen zu Hülfe. Jeder bewafnete sich mit einem Stock, und lief mit unglaubli-

cher Freude an den Ort, wo sie seyn sollte. Unterwegs schlugen wir noch einen Leganes todt, der von einem Baume vor unsern Füßen herunter fiel; schon schätzten wir uns glücklich, wenigstens etwas zu haben, womit wir unsre herben Baumblätter versüßen konnten. Die Schlange aber war fort, und wir fanden sie alles Suchens ungeachtet nicht. Der Leganes ward hierauf vertheilt, allein die Portionen davon waren so klein, daß, wenn wir nicht eine Menge Baumblätter dazu gegessen hätten, wir diese Nacht gewiß nicht würden haben schlafen können. Seit dieser Zeit blieben wir lange ohne etwas zu finden, und unsre Schwachheit war auf einen hohen Grad gestiegen, als der Zimmermann seine Mütze voll Schnecken brachte. Diese kleinen Thiere hatten zwar weder Hörner noch Hauser, allein wir nennten sie Schnecken, weil wir ihnen keinen andern Namen zu geben wusten. Jedoch ohne uns im geringsten darum zu bekümmern, oder zu untersuchen, ob sie uns nützlich oder schädlich seyn würden, liessen die übrigen von ihm den Ort anzeigen, wo er sie gefunden, giengen hin, und es blieb auch nicht eine davon übrig. Als wir zurück kamen, warfen wir sie unterdessen an verschiedne Oerter, welche einen Augenblick darauf einen himmelblauen Schein von sich gaben; man vermuthete deswegen, daß diese Thiere giftig, und folglich uns schädlich wären. Allein einige aus der Gesellschaft schlossen anders, und meynten, eine Menge Thiere würden für giftig gehalten, die es gar nicht wären, z. E. die Schlangen, welche wir dennoch ohne üble Folgen verzehrt hatten. Ueberdies würden die giftigen Theile, wenn deren darin wären, durch das Feuer verzehrt. Diese Meynung behielt die Oberhand, es wurde ein großes Feuer angemacht, in deren Asche wir sie brateten, und mit hungrigen Magen aßen. Man fand sie sehr gut, am Schlusse der Mahlzeit tranken wir halb salziges Wasser, und suchten nun die Ruhe. Ein oder zwey Stunden darauf wurde der Zimmermann

zuerst

zuerst krank, und fiel endlich in Ohnmacht. Als wir ihn in diesem Zustande sahen, glaubte jeder für Furcht, demselben auch nahe zu seyn; man unterhielt sich unterdessen von allen Arten von Gegengiften, wovon wir nur je gehört hatten, allein alles dies war vergebens, weil nichts von dem, was wir brauchen konnten; vorhanden war; wir mußten es also mit Geduld abwarten. Ungefehr nach einer halben Stunde gieng es uns eben so, und alle hatten die nemlichen Anzeigen; während zwey Stunden fühlten wir heftige Schmerzen in den Eingeweiden, und schweres Athemholen; wir litten so viel, daß keiner zu entkommen hofte. Jedoch nach einiger Zeit hörten die ganz heftigen Schmerzen auf, allein es blieb uns eine große Schwachheit zurück; kaum konnten wir wieder gehn, so suchten wir, vom Hunger getrieben, unsre einzige Zuflucht, die Baumblätter. Seitdem man sie aß, hatten wir bemerkt, daß sie stark abführten, und seit den unglücklichen Schnecken hatte noch kein Einziger einige Verdauung bey sich gefühlt. Sie kam aber, mit solchen heftigen Leibschmerzen, daß ich mich nicht erinnere, je ähnliche empfunden zu haben. Es blieb uns nichts weiter übrig, als uns der Gnade der Vorsehung zu überlassen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

IV. An

IV.

An Herrn Meißner.

In das Papier geschrieben, worinnen ihm Ein Pränumerations-Thaler für Bürgers Gedichte überschickt wurde.

Nimm den kahlen Thaler hin
Für die süßen Lieder!
Süßer schrieb, so wahr ich bin,
Noch kein Bürger wieder!

Keiner noch in Rom, Athen,
An der Spree und Pleisse;
Keiner sang dem Volk so schön,
Freude so, für Weise!

Freyheit stimmte ihrem Sohn
Bürgern seine Leyer:
Aechter Geist der Nation
Glüht in seinem Feuer.

Jede

Jede Freuden-Fieber bebt,
Hör ich Bürgern nennen.
Der verdient nicht, daß er lebt,
Der ihn mag verkennen!

Nur die dumme Heuchler-Brut
Kann ihn sündlich finden:
Christen mit gesundem Blut
Lieben seine Sünden.

O wie heitert sich mein Sinn,
Schlag ich auf sein Büchel!
Süße Stunden sinken hin
Vor der schnellern Sichel.

Weisheit paart mit schlauem Scherz
Sich auf jeder Seite,
Führen sanft das leichtre Herz
Auf der Ruhe Weide.

„Was sind alle Schelmereyn
„Blinder Götter-Bübgen;
„Aller Dichter Tändeleyn
„Gegen Lust an Liebgen?

„Mahlt

„Mahlt er mir der Hofnung Bild,
„Ha! wie fliehn die Sorgen!
„Meiner Zukunft Nacht entquillt
„Mancher goldne Morgen.

„Komm ich auf der Musen Pfad
„Auch zur Pfennig = Schenke,
„Lach ich, wie der Wandrer that,
„Aller Hunde Ränke.

„Drängen Narren auf mich los,
Schleich ich in sein Dörfgen:
„Bin vergnügt, bin reich und groß,
„Auch mit einem Schärfgen!

„Und soll meine Phantasie
„Thränen mir entführen,
„Laß ich Wilhelms Rappen sie
„Wacker galoppiren.

O wie reich und froh ich bin!
Durch dies dünne Büchel!
Und verlach in meinem Sinn
Manchen Herzog Michel!

Hätt

„Hätten alle Bürgers Sinn
Wär kein Herzog Michel:
Fürsten gäben friedlich hin
Schwerd um Flöt und Sichel.

Welch ein herrlicher Gewinn!
Mein sind Bürgers Lieder! —
Nimm den kahlen Thaler hin
Für die lieben Lieder!

Hundert gäb ich Dir dazu,
Hätt' ich eins geschrieben.
Meißner, wie beglückt bist Du,
Ihn als Freund zu lieben!.

V.

Die Verbrennung einer indischen Wittwe, und das Leichenbegängniß eines Braminen.

Aus dem Tagebuch eines Reisenden, von 1640.

Der grausame, zum Theil abgeschafte, zum Theil noch beobachtete Gebrauch in Indostan, daß nemlich die Weiber sich mit dem Leichnam ihrer Männer verbrennen müssen, wird hier von einem Augenzeugen erzählt, der eine sehr gräßliche Scene 1640. in Golconda sah.

Nur den Weibern der Braminen ist diese Ehre zugedacht, die Weiber der andern Casten sind davon befreyt. Stirbt die Frau eines Braminen, so ist es ihm erlaubt, wieder zu heyrathen, die unglückliche Wittwe aber hat bey dem Absterben ihres Mannes eigentlich die Wahl nicht, sondern muß sich Schande halber verbrennen. Um diesem barbarischen Gesetz ein desto größeres Ansehen zu geben, so sind folgende Verordnungen dabey gemacht worden. Erstlich muß die Wittwe nicht weinen. Das geringste Zeichen von Betrübniß würde sie der Ehre unwürdig machen, sich mit dem glücklichen Geist zu verbinden. Zweytens muß sie sich in dem Augenblick, wenn ihr Mann den Geist aufgiebt, erklären, daß sie sich mit ihm verbrennen will, und dieses muß sie einem alten Braminen anzeigen, den sie zur Anordnung der Ceremonie erwählt. Wenn sie sich nur eine Viertelstunde Bedenkzeit nehmen wollte, sich zu entschliessen, so würde sie Gefahr laufen, nicht mehr ange-

genommen zu werden, weil man diese Erklärung als die Frucht ihrer Ueberlegung, und nicht als die Würkung ihrer Zärtlichkeit für den Verstorbenen ansehn würde. Drittens muß sie bey ihrer Entschliessung beharren, ob es ihr gleich immer noch erlaubt ist, zurückzutreten, bis man sie an den Leichnam fest gebunden hat. Hier ist die Erzählung:

„Man brachte den Körper des Braminen auf ein Feld, „das ungefähr 200 Schritte von dem Hause entfernt war, „woselbst er den Geist aufgegeben hatte. Der Leichnam, „in einer sitzenden Stellung, wurde auf einem Sessel ge„tragen. Man machte mit demselben dreymahl die Runde „um einen Holzstoß, der die Form eines Bettes hatte, zwey „Fuß von der Erde erhöhet, und dessen Rand ein Fuß breit „war. Hier wurde er hingelegt. Nun machten die Leiche „begleitenden Braminen abermals drey Runden unter fürch„terlichem Geschrey und Wehklagen, und stellten sich sodann „rechts und links an der Seite des Scheiterhaufens. Hier„auf erschien die Frau, mit ihrem schönsten Schmuck ange„than, mit Hals- und Armbändern reichlich versehen, und „überhaupt geschmückt, wie an ihrem Hochzeittage. Ihr Ge„sicht war heiter, ihr Gang fest, und nichts zeigte ihre Furcht „für den grausamen Tod an, der ihrer wartete. Sie war „von Weibern, von Mädgen, und von einigen Braminen „begleitet, die sie alle theils ermahnten, muthig zu seyn, „theils Glück wünschten, daß sie nun bald an den Freuden „ihres verstorbenen Mannes Antheil nehmen würde. Sie „machte ebenfalls dreymahl die Runde um dieses sonderbare „Ehstandsbette, wobey sie jedesmahl gefragt wurde, ob sie „noch entschlossen sey, sich mit dem Leichnam zu verbrennen. „Sie bestätigte es immer mit grosser Standhaftigkeit. Da „ich mit der Sprache etwas bekannt war, so wagte ich, ihr „Gegenvorstellungen zu thun, mit dem Versprechen, sie zu

„beschützen, und für sie zu sorgen. Das Mitleiden, das „ich mit ihrem Schicksal hatte, überwand bey mir alle an„dre Betrachtungen, denn sie war sehr wohlgebildet, reizend, „und nicht mehr wie achtzehn Jahr alt.„

„Alle meine Bemühungen aber waren fruchtloß, doch „schien sie dafür erkenntlich zu seyn, denn sie blickte mich mit „Lächeln an, und neigte sich. Ihre Standhaftigkeit hielt „bis ans Ende aus. Sie bestieg den Scheiterhaufen, küßte „den Leichnam, und fieng sodann an sich zu entkleiden. Ihren „Schmuck und ihre Kleidungsstücke schenkte sie ihren Beglei„terinnen, und behielt nichts auf dem Leibe, als ein klei„nes Stück baumwollenes Zeug, das in Form eines Gürtels „ihr blos den Unterleib bis an die Knie bedeckte. In diesem „fast nackenden Zustande setzte sie sich neben den Todten, und „legte seinen Kopf in ihren Schooß.„

„Bis hieher war es ihr noch erlaubt gewesen, ihren „Sinn zu ändern. Diese Gnadenzeit war aber vorüber, so„bald der bey diesem Schauspiele präsidirende Bramine, der „mit ihr den Holzstoß bestiegen war, ihren Arm mit dem „Leichnam zusammen gebunden hatte. Nach dieser Handlung „entfernte er sich aufs geschwindeste, und die andern Brami„nen traten sogleich zu, sim den Scheiterhaufen von allen „Seiten in Flammen zu setzen. Man warf Holz und andre „brennbare Materialien in Menge darauf, während welcher „Zeit die Braminen, die Weiber und alles versammelte Volk „ein ganz entsetzliches Geschrey machten, um zu verhindern, „daß man das Geschrey des Schlachtopfers nicht hören mögte. „Das erstaunungswürdigste hiebey war, daß obgleich das „Feuer viele Minuten lang brannte, ehe es stark genug „war, sie zu verzehren oder zu ersticken, sie dennoch diese „ganze Zeit über gelassen und ruhig blieb, ohne das geringste

Zeichen

„Zeichen von Ungeduld bey ihren grausamen Schmerzen zu „erkennen zu geben.„

Einige Schriftsteller behaupten ganz ohne Grund, daß dieses barbarische Gesetz in der Absicht gemacht wäre, die Weiber abzuhalten, ihre Männer zu vergiften. In diesem Fall aber würde das Gesetz sich über alle Weiber erstreckt haben, anstatt daß nur blos die Frauen der Braminen diese Rolle spielen, deren Uebernehmung ausserdem ganz von ihrem Willen abhängt, so daß die Giftmischerin, wenn ihr Verbrechen verborgen bliebe, ungestört als Wittwe fortleben könnte. Es ist daher nichts als lächerliche Begriffe von Ehre und eine sinnlose Schwärmerey; wodurch diese Wittwen zum Feuertode geführt werden. Auch verbrannte sich von jeher nur immer ein kleiner Theil derselben, so groß auch das Zureden der Andächtler, und die dringenden Ermahnungen der Braminen immer waren.

Eben dieser Reisende beschreibt das Leichenbegängniß eines andern Braminen, der nicht die Ehre hatte, von seiner Wittwe in den Tod begleitet zu werden, auf folgende Weise:

„Der Bramine starb gegen Abend. Die ganze Nacht „durch hörte man nichts als erschreckliches Heulen und Weh„klagen. Ich verfügte mich den folgenden Tag nach dem „Hause des Verstorbenen, woselbst ich den Körper auf einer „feinen Matte ausgestreckt liegen fand. Er war, das Ge„sicht ausgenommen, mit einem sehr feinen und sehr weissen „baumwollenen Zeuge bedeckt, und schien mir etwas über „50. Jahr alt gewesen zu seyn. Seine Wittwe saß bey seinem „Haupt, seine Kinder bey den Füßen, und seine Verwand„ten auf beyden Seiten. Niemand gab einen Laut von sich,

„und

„und die traurigste Stille herrschte durchaus. Dieses war „mit Aufgang der Sonne angefangen worden, und dauerte „bis gegen Mittag, da denn die Frau sich zuerst erhob, her„nach die Kinder, und endlich die Verwandten, die bisher „alle auf ihren Fersen gesessen hatten. Nun fiengen sie alle „an, einer nach dem andern mit dem Todten zu reden. „Die Frau sagte: Warum hast du mich verlassen, mein „lieber Mann? Habe ich nicht alles Mögliche gethan, um „dir zu gefallen? Kannst du dich über meine Gemüthsart „wohl beklagen? Was fehlte dir wohl? Hattest du nicht „Reiß genug, um zu leben? und andre Fragen mehr dieser „Art, worauf sie das Zimmer verließ. Nun kam die Reihe „an den ältesten Sohn, der ihm ungefähr die nemlichen Fra„gen that, und zuletzt bat, ihm zu sagen, in welchen Kör„per seine Seele gefahren sey, und ob sie seine Familie oder „seine Caste verlassen habe. Darauf fiel er zur Erde, und „blieb liegen an der Seite seiner Verwandten, die so unbe„weglich da standen, als ob sie Bilder gewesen wären. In „diesem Zustande blieben sie noch eine halbe Stunde, da „denn einer von den alten Verwandten den Sohn folgen„dermaaßen anredete: Dein Vater antwortet nicht, weder „dir noch deiner Mutter, noch uns, weil er erzürnt ist, daß „dieser unreine Ueberrest seiner selbst nicht in eine feinere und „gereinigte Materie verwandelt ist, um sich mit seiner Seele „zu vereinigen. Laßt uns also diesen unreinen Ueberrest ver„brennen, damit er nicht mehr böse sey, und er sein Glück „völlig geniessen könne.„

„Dieser Rath, der eigentlich nur Ceremonie ist, wurde „sogleich befolgt. Man hatte schon eine Art von Tragsessel „zurecht gemacht, der vor der Thür des Hauses durch acht „Personen getragen wurde; zwey vorne, zwey hinten, und „zwey an jeder Seite. Mitten in diesem Tragsessel war eine Ni-

sche,

„sche, die mit unsern Portechaisen Aehnlichkeit hatte, sowohl
„von innen als von aussen mit schönen baumwollenen Zeugen
„von allerhand Farben und grünen Zweigen geziert war, und
„oben eine kleine Kuppel hatte. Hier wurde der Körper her-
„eingethan, und aufrecht gesetzt; eine Stellung, die durch
„die besondre Biegsamkeit der Glieder erleichtert wird, die
„man hier bey den Todten findet; woran wahrscheinlich
„die Hitze des Climas Schuld ist, die da verhindert,
„daß die Nerven dieser abgelebten Körper nicht steif wer-
„den. Während der Zeit der Leichnam in die Nische ge-
„stellt wurde, murmelte ein alter ganz weiß gekleideter Bra-
„mine ein Gebet sehr sachte, aber mit vieler Inbrunst.
„Dieses dauerte wohl eine halbe Stunde, sodann setzte sich
„der Zug in Bewegung.„

„Zuerst kamen zwey Männer mit 14 Fuß langen Trom-
„peten, womit sie einen gewaltigen Lärm machten und nicht
„beständig fort, sondern nur von Zeit zu Zeit darin stiessen.
„Diese Trompeten sind sehr leicht, und denen ähnlich, die
„Michael Angelo in seinem berühmten Gemählde vom jüng-
„sten Gericht den Engeln in die Hand giebt. Nach diesem
„kamen sechs andre Spielleute mit Trommeln und andern
„Instrumenten, die ein entsetzliches Getöse machten. Hier-
„auf folgten die Verwandten und viele andre Braminen,
„nach diesen die Todtensänfte, und endlich eine Menge Wei-
„ber und Kinder. So gieng der Zug bis ungefähr 30 Schritt
„vom Scheiterhaufen, woselbst man Halt machte. Der
„Ober-Bramine verrichtete hier ein Gebet, und streute
„Reiß rund um den Körper auf die Erde und auf den Weg,
„worauf man den Körper umwandte, und ihn so rücklings
„zum Holzstoß führte. Sobald sie hier ankamen, wurde der
„Leichnam auf die Erde gesetzt, und mit eben den baumwol-
„lenen Zeugen bedeckt, womit die Sänfte ausgeziert worden

war.

„war. Der Ober-Bramine setzte indessen mit leiser Stimme „seine Gebete fort, gieng sodann dreymahl um den Körper „herum, und warf jedesmahl Reiß auf ihn. Nachher wurde „er aufgehoben, auf den Scheiterhaufen der Länge nach hin- „gelegt, und mit ganz weissen Zeugen bedeckt, worauf „abermahls von dem Ober-Braminen drey Runden unter „leisen Gebeten folgten. Nun brachte man irdene Töpfe „herbey, der eine mit rohem Reiß, und der andre mit Wasser „angefüllt, die man auf die Erde setzte, und ein Schwar- „zer reichte dem Ober-Braminen Wasser zum Waschen dar, „das er dreymahl auf seine Hände goß. Nach diesem Wasch- „geschäfte, wobey jedoch die Hände nicht abgetrocknet wurden, „nahm der Alte mit drey Fingern von jeder Hand Reiß, „und warf ihn zu drey verschiedenen mahlen auf den Mund „des Todten. Alle Umstehende, ja sogar die Kinder tha- „ten ein Gleiches, nachdem sie sich gewaschen hatten. Hier- „auf wurde dem Leichnam das Tuch abgenommen, womit „er bedeckt war, und auf welchem der Reiß alle zerstreut lag. „Dieser wurde sodann der Wittwe des Verstorbenen gebracht, „die ihn kochen ließ, und nach Sonnenuntergang nebst einem „Topf voll Wasser wieder zum Scheiterhaufen schickte, wo „beyde Töpfe hingestellt wurden. Dieses währete 40 Tage „lang, damit die Seele des Verstorbenen sich daran laben „sollte, selbst nachdem der Körper schon vom Feuer verzehrt „worden war.„

„Dieses geschah noch den ersten Tag. Denn nachdem „man den Reiß von dem Körper abgenommen hatte, wurde „er auf den Bauch gelegt, sodann Hände und Füße so ge- „ordnet und gebogen, wie die Pastetenbecker es mit den Hasen „machen, die sie zu einer Pastete bestimmt haben. Nun „wurde der Körper noch mit mehrern Zeugen bedeckt, und „eine Menge aromatisches Holz auf ihn geworfen, einige

war-

„warfen auch Silber- und Goldmünzen. Das Ganze „wurde mit trocknem Kuhmist und Erde beworfen, die so durch- „einander geknetet waren, daß der Leichnam darin gleichsam „wie in einer Pastete lag.„

„Diese ganze Zeit über fuhr der Bramine mit seinen „Gebeten fort, bis alles fertig war, worauf man ihm Feuer „brachte. Dieses waren drey künstlich zubereitete Stäbe, die wie „Lichter branten, deren Flamme aber viel lebhafter und sprudeln- „der war. Der nächste Verwandte nahm sodann den Topf, in „welchem man das Wasser gebracht hatte, machte mit einem spi- „tzigen Stein drey Löcher darin, und ließ also das Wasser wie aus „drey Röhren herauslaufen. Der Bramine gieng darauf wieder „mit großen Schritten rund um den Scheitenhaufen herum, „ergrif die beyden Töpfe mit Reiß und Wasser, und warf sie „mit Gewalt zur Erde, so daß sie in Stücken giengen. „Diese Scherben wurden nun von ihm und dem ganzen Lei- „chengefolge mit den Füßen zermalmet. Da diese nun nackend „sind, so kann man auf die Härte ihrer Haut schliessen, denn „sie waren bey diesem Trampeln unempfindlich; ja man sahe „nicht einen einzigen, dessen Füße bluteten, so spitzig und „schneidend auch einige dieser zerbrochnen Scherben waren. „Während dieser Ceremonie waren einige von dem Gefolge „beschäftigt, in die Masse des Scheiterhaufens wohlriechende „Hölzer groß und klein hereinzustecken. Nun nahm der „Ober-Bramine die drey brennenden Stäbe, und steckte „sie in der Mitte, und an beyden Seiten des Scheiterhau- „fens herein. Sobald das Ganze in Brand gerathen war, „welches keine zwey Minuten dauerte, so bemühte sich ein jeder, „das Feuer dadurch zu vergrößern, daß man viel trocken Holz „dazu that. Als man vermuthen konnte, daß der Körper „verzehrt sey, warfen sich alle Umstehende einander in die „Arme unter Thränen und Wehklagen, die wohl eine halbe

Stunde

„Stunde lang dauerten, worauf sie sich denn zerstreueten. „und sich ein jeder nach Hause begab. Es waren sehr we„nig Weiber dabey gegenwärtig; diese aber nahmen keinen „Theil an der Ceremonie, sondern waren bloße Zuschauerin„nen.„

T.

VI.

Das Landmädgen aus Essex.

Eine wahre Erzählung, von ihr selbst aufgesetzt.

Mein Vater, aus einer angesehenen Familie in Essex, erbte das Familiengut von einem ältern Bruder, welcher es aber bey einer üblen Wirthschaft sehr verschuldet hatte; um sein weniges Vermögen nicht fremden Händen anzuvertrauen, entschloß er sich, es selbst zu bewirthschaften. Nicht lange darnach heyrathete er die Tochter eines Geistlichen, die ihn eben so sehr durch die Vorzüge ihres Geistes, als die Reize ihres Körpers beglückte. Diese Verbindung ward durch viele Kinder noch mehr befestigt, bey deren Erziehung nichts versäumt wurde. Zeitig lehrte man uns alles, was zur Führung einer guten Haushaltung nothwendig ist, und wir musten erst gehorchen, ehe wir befehlen konnten.

Wenn

Wenn wir den Tag mit diesen Geschäften hingebracht hatten, vertrieben wir Abends die Zeit mit dem Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher; solche Schriften aber, wodurch unsre Sitten und Grundsätze hätten verderbt werden können, waren aus unserm Hause völlig verbannt. So floß unsre Zeit ruhig und zufrieden, bis zu dem unglücklichen Tage, wo ich mit meinem übrigen Geschwister zu einem Feste in der Nachbarschaft geladen wurde.

Indem wir alle mit jugendlicher Freude beschäftigt hier beysammen waren, ritt Herr S.... durch das Dorf; als er uns gewahr ward, stieg er ab, und mengte sich, da er einige Bekannte fand, sogleich unter die Gesellschaft. Er richtete seine Augen sogleich auf mich, und suchte meine Freundschaft durch ein sehr höfliches Betragen zu gewinnen; ich erwiederte dieses mit aller Offenherzigkeit der zu sichern Unschuld, und war weit entfernt, unter dieser Decke irgend eine widrige Absicht zu argwohnen.

Herr S.... besaß beynahe alle Eigenschaften, die einen vollkommenen Mann ausmachen; seine vortrefliche Erziehung war durch vieles Reisen noch verbessert worden; er besaß einen durchdringenden Verstand, viel einnehmenden Witz, und eine schöne Figur; es war beynahe unmöglich, ihn zu sehn, ohne ihn zu bewundern. Diese liebenswürdige Aussenseite aber verbarg eine schwarze Seele, und er verstand die Kunst, sich zu verstellen, völlig; durch eine lange Uebung hatte er alle schwache Seiten unsers Geschlechts kennen gelernt, und seine Anschläge von dieser Art schlugen ihm nur selten fehl.

Wenig Tage nach dieser ersten Bekanntschaft wendete sich Herr S.... an meinen Vater, zuerst schriftlich, endlich

per=

persönlich, und hielt um mich an. Nachdem dieser sich wegen seines Characters erkundigt, und die besten Nachrichten hiervon erfahren hatte, so gab er seine Einwilligung sogleich; denn Herr S.... war fein genug, alle seine Ausschweifungen vor den Augen der Nachbarschaft zu verbergen, und selbige meistens nur in andern abgelegnen Gegenden zu begehn. Er war nunmehr täglich in unserm Hause, und wurde als ein Mitglied der Familie betrachtet. Oft war ich mit ihm allein, und wenn er mich von der Heftigkeit seiner Neigung unterhielt, glaubte ich, die Aufrichtigkeit selbst zu hören. Sein Betragen war sittsam, und nie gab er mir die geringste Gelegenheit, etwas von ihm zu fürchten, so groß auch die Freyheit war, die man uns ließ. Wenn von ungefehr das Gespräch auf solche Bösewichter fiel, die sich der Schwachheit unsers Geschlechts zu Nutze machen, und dann die armen Opfer ihrer Bosheit verlassen, so fand er nicht Worte genug, um seinen Abscheu ausdrücken zu können. Er nahm mich, und unser ganzes Haus so sehr durch seine Aufführung ein, daß wir ihn als ein höheres Wesen betrachteten.

So waren einige Wochen vergangen, als seine Schwester kam, ihn zu besuchen; diese war dem Anscheine nach ein sittsames, verständiges, und sehr wohl erzognes junges Frauenzimmer. Sie bedurfte keiner großen Empfehlung, um mit ofnen Armen von uns aufgenommen zu werden. Durch ihr freundschaftliches Betragen gewann sie in kurzer Zeit mein Vertrauen so sehr, daß ich auch keinen Gedanken für sie geheim hielt, und folglich ihr auch die ganze Heftigkeit meiner Neigung für ihren Bruder gestand; allein ich glaubte nicht, daß ich eine Schlange in meinem Busen nährte, die eben zu der Zeit, da ich sie mit Freundschaft und Liebe überhäufte, an meinem Untergange arbeitete. Ungefehr vierzehn Tage nach ihrer Ankunft, ward der Tag meiner Ver-

bindung festgesetzt, und große Vorbereitungen darauf gemacht. Während dieser Zeit wollte Herr S.... eine Reise nach Sommersetshire zu einigen Freunden machen, und ihnen seine Heyrath melden; den Tag vorher bat er meinen Vater zu erlauben, daß ich bis zu seiner Rückkunft, die sehr bald erfolgen würde, bey seiner Schwester bleiben dürfte, der ihm diese Bitte auch leicht gewährte.

Am nächsten Morgen trat mein Bräutigam, nach dem zärtlichsten Abschiede, und dem Versprechen, seine Rückkunft so viel als möglich zu beschleunigen, seine Reise an. Als er weg war, fühlte ich erst die ganze Macht meiner Liebe für ihn, und seine Schwester war eben beschäftigt, mich zu trösten, — als wir durch die unvermuthete Rückkehr ihres Bruders in einer Postchaise in Verwundrung und Schrecken gesetzt wurden; er war unterwegs mit dem Pferde gefallen, und sehr beschädigt. Der Anblick seines Bluts brachte mich aus aller Fassung, und ich rannte mit Geschrey und Wehmuth in seine Arme. Man brachte ihn sogleich zu Bette, und ein Bote wurde mit dieser Nachricht an meinen Vater geschickt. Unterdessen war ein Chirurgus gerufen worden, (dies war aber einer von des Herrn S.... verkleideten Leuten, welcher schon auf solche Streiche abgerichtet war) nachdem er seinen Zustand untersucht, versicherte derselbe, daß keine Gefahr zu befürchten sey; jedoch müsse sich der Kranke, wegen eines zu besorgenden Fiebers, einige Zeit im Bette halten. Sobald mein Vater angekommen war, bat ich ihn, dort bleiben, und der Schwester meines Bräutigams in der Wartung des Patienten helfen zu dürfen; dies erlaubte er mir, und sagte noch dem Letztern, „nun, wenn Liebe und Achtung „Ihre Genesung beschleunigen können, so werden Sie bey „zwey solchen Wärterinnen wohl nicht lange darauf warten „Herr S.... lächelte, und mein Vater ließ sich, nachdem

er weggegangen war, jeden Tag nach seinem Befinden erkundigen.

Ich und seine Schwester blieben beynahe jede Nacht bey ihm. Seiner Krankheit ungeachtet, strichen die Stunden dennoch angenehm dahin, weil Liebe gemeiniglich der Gegenstand unsrer Unterhaltung war. Eines Abends, als wir uns eben von der Glückseligkeit des Tages, der uns auf ewig vereinigen sollte, unterhielten, und die Vernunft gröſtentheils der Leidenschaft hatte weichen müssen, sprach er im Tone der Entzückung zu mir, „warum verschieben wir diesen glücklichen „Augenblick so lange? er zog mich, indem er dies sagte, zu „sich, und wiederholte nunmehr die theuersten und heiligsten Versicherungen. Ich war über diese unvermuthete Anrede so erschrocken, daß ich mich kaum fassen, und gegen seine Unternehmungen beschützen konnte, ich wollte um Hülfe rufen, allein er faßte mich in seine Arme und übertäubte mich durch die Heftigkeit und anscheinende Aufrichtigkeit seiner Schwüre. Noch ehe ich fiel, erinnerte mich mein Gewissen, und nachdem schrie es laut; was stand ich nicht von den Vorwürfen, die ich mir selbst machte, aus! Ich hätte alle Reichthümer einer Welt gern hingegeben, um das Vorgegangene ungeschehn zu machen. Ich stand für Schaam und Schmerz ohne Empfindung da, als seine Schwester herein trat, und diese, an statt mich zu bedauern, lächelte vielmehr über meine Verwirrung, nachdem sie die Ursache erfahren hatte, und wünschte mir zu der freywilligen Uebergabe, wie sie es nannte, Glück; denn, sagte sie, „es ist doch weiter nichts, als ein kleiner Eingrif in diejenigen Rechte, die in wenig Tagen Ihnen frey stehn werden, und Sie haben nicht die geringste Ursache, wegen der Gesinnungen meines Bruders unruhig zu seyn. Herr S.... selbst näherte sich mir nunmehr mit sichtbarer Verwirrung, machte sich wegen der unüberlegten Hitze seiner Leidenschaft, wodurch

sie

sie zwar, wie er versicherte, nicht geschwächt, sondern vielmehr neue Stärke bekommen, die grösten Vorwürfe, und that mir endlich, um mich von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, den Vorschlag, eine Erlaubniß zu einer geschwinden heimlichen Trauung auszuwirken. Dies Anerbieten tröstete mich in etwas, so wenig es auch das Gefühl meiner Schuld verringerte. Ich gieng, ohne gegessen zu haben, zu Bette; trauriges Nachdenken erhielt mich munter; diese schwere Nacht brachte ich mit Thränen zu. Am nächsten Morgen kam seine Schwester, und holte mich in ihres Bruders Zimmer zum Frühstück; ich saß während desselben stillschweigend in Gram vertieft, und alle seine Liebkosungen konnten meinen Kummer nicht stillen. Er wiederholte alle seine Versprechungen, und ich war mit der Falschheit zu unbekannt, um einigen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zu haben. Ich begab mich nach dem Frühstücke in den Garten, um meine Traurigkeit zu zerstreuen, oder, vielmehr selbiger ungestörter nachhängen zu können; allein es schien, als ob mit dem Verluste meiner Unschuld auch jede Blume ihren Reiz für mich verloren hätte; — ein Bedienter, meldete mir, daß der Geistliche gekommen sey, ich gieng ins Haus zurück, und in einigen Stunden war ich, wenigstens dem Scheine nach, verheyrathet. Durch diese Ceremonie wurde endlich jeder, auch der kleinste Verdacht, verdrängt, und meine Freude vollkommen zu machen, auch der Tag festgesetzt, wo unsre Heyrath öffentlich bekannt gemacht werden sollte.

Zwey Tage vor demselben schlug Herr S... eine Spazierfahrt, die erste nach seiner verstellten Krankheit, nach dem Frühstücke vor; er hatte schon die Nacht vorher alle seine Sachen von einigem Werthe, in einem Wagen, ohne daß ich etwas wußte, fortgeschickt. Die Wagenfenster waren zugezogen, weil es hieß, Herr S.... könne die Luft noch nicht vertragen. Nachdem wir einige Stunden gefahren waren,

fand

fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß wir uns auf dem Wege nach London befanden. Herr S.... sagte mir lächelnd, er habe mich überraschen, und mir nur Gelegenheit geben wollen, einige neue Kleider und andre nothwendige Dinge hier zu kaufen. Wir stiegen vor einem schönen Hause ab, und ich glaubte gewiß, wir würden des andern Tages auf das Land zurückgehn; allein, seine Schwester sagte mir am andern Morgen, daß mein Mann seine Reise verschoben, auch an meinen Vater wegen unsrer heimlichen Heyrath geschrieben hätte, und fügte noch hinzu, daß sie nunmehr nach Sommersetshire zurückgehn würde, da wir beyde glücklich das Ziel unsrer Wünsche erreicht hätten. Im Anfange konnte ich ihr für Gram nicht antworten, ich brach in Thränen aus, und bat sie, wenigstens so lange bey mir zu bleiben, bis ich eine von meinen Schwestern könnte zu meiner Gesellschaft holen lassen. „Ihre Lage dauert mich, antwortete sie mir, allein die Befehle meines Bruders zu meiner Abreise sind so bestimmt, und ich so ganz abhängig von ihm, wie Sie auch in der Folge sehen werden, daß ich nothwendig Gehorsam leisten muß.„ Hierauf umarmte sie mich mit vieler Zärtlichkeit und sagte noch, „habe ich jemals etwas gethan, Sie zu beleidigen, so vergeben Sie mir. Ich versicherte ihr mit weinenden Augen, denn noch verstand ich sie nicht, sie habe mich nie beleidigen können; wir schieden hierauf mit vieler Zärtlichkeit von einander.„

Nach der Zeit erfuhr ich, daß sie ein junges Frauenzimmer von einer sehr guten Familie gewesen, von Herrn S.... aber verführt worden war; als er ihrer endlich überdrüßig geworden, hatte er derselben einen ansehnlichen Gehalt ausgesetzt, jedoch mit der grausamen Bedingung, daß sie ihm in Zukunft bey ähnlichen Niederträchtigkeiten behülflich seyn, und entweder seine Schwester, oder jede andre Person vorstellen

mußte,

mußte, die er für nöthig fand. Als Herr S.... nach Hause kam, sagte ich ihm einen Theil der Unterredung mit seiner Schwester; er antwortete mir lächelnd: da wir einmal verheyrathet sind, so ist es wohl einerley, ob wir in der Stadt oder auf dem Lande leben, und fügte noch hinzu, er hätte meinen Vater sehr ernstlich gebeten, niemand von meiner Familie zu meiner Gesellschaft in die Stadt zu schicken. Ich war mit dieser Erklärung sehr zufrieden; allein nachdem wir einen Monat hier gewesen, ohne daß ich weiter etwas davon hörte, und er mich jeden Tag blos mit Versprechungen und Zerstreuungen unterhielt, so wuchs mein Verdacht; dieser stieg endlich aufs höchste dadurch, daß wir keinen Besuch von seinen Anverwandten bekamen, auch durch die Nachricht, daß man in der Nachbarschaft mit Verachtung auf mich herab sähe. Ein Zufall endlich löste alle meine Zweifel auf, ich fand nemlich in seinem Kabinette den Erlaubnißschein zu unsrer Trauung, und sah deutlich an demselben, daß er alt, die Namen und der Datum aber ausradirt, und an dessen statt der meinige hingesetzt war; folglich konnte also auch der Prediger, der uns verbunden hatte, nichts als ein Betrüger seyn. Ich war wie vom Donner gerührt, und frug sogleich den Herrn S.... bey seiner Zurückkunft, ob ich sein Weib oder nur seine Beyschläferin sey? wobey ich ihm zugleich das unglückliche Papier zeigte. Er war erschrocken, jedoch nachdem er einmal in der Stube auf und niedergegangen, erholte er sich und sagte, „behandle ich Sie wohl, Madam, wie eine Maitresse? Seyn Sie dankbar für das, was Sie haben, und wenn Ihnen unsrer beyder Ruhe schätzbar ist, so dringen Sie nicht zu tief in gewisse Dinge ein. Er erwartete meine Antwort nicht, sondern verließ das Zimmer im grösten Zorne.

Auf seinen Befehl ward ich scharf bewacht; dem ungeachtet würde ich die Flucht versucht haben, wenn ich gewußt

hätte, wohin ich mich wenden sollte, denn ich fürchtete mich zu meinem Vater zurück zu kehren. Einige Zeit darnach führte mich Herr S.... in die Oper, und von dort in das Haus eines so-genannten Freundes, woselbst wir auch, da es zu spät war, nach unsrer Wohnung zurück zu kehren, die Nacht blieben. Am andern Morgen verließ er mich, unter dem Vorwande von Geschäften; ich erwartete ihn den ganzen Tag; gegen Abend brachte mir ein Träger ein Billet, worin er mir schrieb, er müsse den grösten Theil der Nacht im Parlamente bleiben. Am andern Morgen meldete er mir endlich, durch ein zweytes Schreiben, daß er sich, wegen großer Zerrüttungen in seinen Angelegenheiten, genöthigt sähe, die Stadt zu verlassen, ich dürfte nicht erwarten, ihn wiederzusehn, oder in unsere vorige Wohnung zurück zu kehren, welche, wie er mir versicherte, von unsern Gläubigern in Beschlag genommen worden sey; er sey überzeugt, daß ich von den Leuten, bey denen ich mich gegenwärtig befände, gewiß die beste Begegnung zu erwarten haben würde, wenn ich mich nur nach ihrem Willen bequemte. Kummer und Schrecken machten mich einige Tage krank; sobald ich mich ein wenig erholt hatte, erklärte mir die Frau vom Hause, daß ich entweder mich Preis geben, oder das Haus verlassen müßte. Ich entschloß mich sogleich zu dem letztern, und nachdem ich die wenigen Kostbarkeiten, die ich bey mir trug, verkauft, fand ich mich in dem Besitze von ungefehr vierzig Pfund Sterl.

Ich miethete mir nun eine kleine Wohnung, und hofte meinen Unterhalt durch meine Arbeit zu verdienen; allein da ich mich auch hierin betrogen fand, so war ein anständiger Dienst das Ziel meiner Wünsche. Es glückte mir bald, bey der Frau eines reichen Kaufmanns empfohlen zu werden; ihr Mann, der nicht die besten Grundsätze hatte, versuchte erst alle gütigen Mittel, mich zu seinem Willen zu bereden, und

da

da dies fruchtlos war, so brauchte er an einem Tage, wo er glaubte, die Frau sey ausgegangen, Gewalt; diese aber war zu meinem Glücke in der nächsten Stube, und rettete mich; ich verließ aber sogleich das Haus. Ich erhielt bald einen andern Dienst in einer Familie, die dem Ansehn nach äusserst streng und ehrbar lebte, allein die schändlichen Anschläge meines Herrn und seines Bruders nöthigten mich bald, auch diesen aufzugeben. Kurz darauf befiel mich ein heftiges Fieber, wodurch ich nicht allein alle meine Geld verthat, sondern auch den grösten Theil meiner Kleider versetzen muste. Ich kam endlich in eine dritte Familie, ward aber wegen meiner grossen Schwachheit abgedankt; es blieb mir nun, da alles, was ich von einigem Werthe besaß, verthan oder versetzt war, nichts übrig als zu betteln; allein ich hatte so wenig Glück bey dieser Lebensart, daß ich nicht einmal eine Wohnung bezahlen konnte, sondern genöthigt ward, in leeren Häusern, vor den Thüren und andern elenden Orten des Nachts zu liegen. Ich begegnete eines Tages dem Urheber meines Elendes, und als ich ihn bat, sich der ehemals liebenswürdigen Miß D.... zu erinnern, so warf er mir verächtlich einen Schilling zu; — ein trauriger Ersatz für mich.

Mein Elend drückte mich so heftig, daß ich einsmals sehr nahe war, demselben ein Ende zu machen, allein die Vorsehung hielt mich noch zurück; die Ueberlegungen, die ich bey dieser Gelegenheit machte, wirkten endlich den Entschluß bey mir, mich in die Arme meines Vaters zu werfen. Indem ich in dieser Absicht durch ein Dorf gieng, und um Allmosen bettelte, erkannte mich einer unsrer ehemaligen Bedienten, und gab mir, gerührt von meiner traurigen Lage, alles Geld, was er bey sich hatte; es belief sich auf vierzehn und einen halben Schilling. Ich gieng so gleich zu einem Schuhflicker, um mir von diesem Gelde ein Paar Schuhe, die ich höchst

thig brauchte, zu kaufen; indem ich bezahlte, ließ ich eine halbe Krone fallen, der Schuster hob sie sogleich auf und behauptete, er habe sie verloren. Ueber diesen Streit versammelte sich der Pöbel um uns, und der Kerl beschuldigte mich, ich habe ihm Schuhe stehlen wollen. Als ich vor den Friedenrichter gebracht wurde, und man das übrige Geld bey mir fand, so galt das für einen unumstößlichen Beweis, daß ich eine Diebin sey, ob ich gleich sagte, von wem ich es erhalten. Mit vielen Drohungen ward ich endlich losgelassen, allein der Friedensrichter ließ den Vorfall an den Herrn meines Wohlthäters melden, der diesen für seine Menschenliebe fortjagte.

Ich mußte noch verschiedene Kränkungen und Demüthigungen auf dieser Reise ertragen, allein die bitterste für mich war, da ich zu Chelmsford als eine Mordbrennerin ins Gefängniß kam; ein Pächter hatte mir nemlich erlaubt, eine Nacht in seiner Scheune auf dem Strohe zu liegen, und des Tages darauf brannte selbige, nachdem ich hinweg war, ab. Da ich zum Verhör gebracht wurde, erweckte mein trauriger Anblick, denn ich war nur mit Lumpen bedeckt, Mitleiden. Als ich den Befehl erhielt, meine Hand zum Schwure in die Höhe zu heben, fiel ich in Ohnmacht, weil ich in diesem Augenblick den Herrn S.... unter meinen Richtern auf der Bank erblickte; er war, wie ich nachher hörte, oberster Sherif für dieses Jahr in der Grafschaft. Nachdem ich wieder zu mir gekommen, gieng das Verhör vor sich, da aber die Beschuldigungen gegen mich augenscheinlich ungegründet waren, ward ich mit Ehren losgesprochen. Ein edeldenkender Jurist, den meine traurige Lage rührte, und meine Sache vor Gericht übernommen hatte, steckte mir eine Krone in die Hand, welches die Richter auch thaten; unter diesen war auch Herr S.... der mir eine Guinee anbot, allein ich zog meine Hand zurück, und

fiel

fiel wieder in Ohnmacht. Während derselben wurde ich weg gebracht. Als ich zu mir selbst kam, befand ich mich in einem Bierhause, und alle mein Geld war, vermuthlich durch, die Menschenfreundlichkeit meiner Träger, fort.

Ich war nun zu dem äussersten Grade von Elend herab gesunken, indem ich kaum so viel hatte, meinen Leib zu bedecken; meine Gesundheit hatte im Gefängnisse so gelitten, daß ich jede Stunde meinen Tod erwartete, auch eifrig darum betete. Als ich einst meinen traurigen Gedanken nachhieng, wurde ich durch ein lautes Freudengeschrey gestört, und — erblickte in einer Kutsche mit sechs Pferden den Sherif mit seiner Frau, der von der Sitzung nach Hause fuhr. So bald er mir näher kam, verliessen mich die wenigen noch übrigen Kräfte, der Kutscher hielt sogleich still, und Herr S.... half, auf Bitten der Dame, der er meinen Fall vor Gericht erzählt hatte, seinen Bedienten, mich wieder zu mir selbst zu bringen. Sobald ich meine Augen aufschlug, und ihn so nahe bey mir sahe, vergaß ich seinen Rang und meine Lage, selbst daß so viel Leute um uns herum standen, und sagte ihm, „sehn Sie Ihre ehemals geliebte Miß — ich konnte nicht mehr sprechen, denn die Schwachheit überfiel mich aufs neue. Allein, als ich mich wieder erholt, war die Kutsche fort, und ich allein. Ich erfuhr nach der Zeit, daß, als Herr S.... mich erkannt, und gefürchtet, daß hier in Gegenwart seiner Frau, die schon im Begriffe war, mir auch zu Hülfe zu eilen, leicht eine Entdeckung vorgehn könnte, die er zu vermeiden so viele Ursachen hatte, so war er in den Wagen zurück gegangen, und hatte dem Kutscher befohlen, geschwind zu zu fahren. Es war ihm unmöglich, seine Verwirrung vor seiner Frau zu verbergen, die ihm heftig anlag, um die Ursache davon zu erfahren. Die Folgen davon waren, daß er nunmehr mir nach dem Leben trachtete, und zu dem Ende Befehle gab, mich, wo

man

man mich finden würde, festzuhalten; er beschrieb mich zugleich als die bekannteste Betrügerin und Diebin.

Nach vielem Ungemache erreichte ich endlich das Dorf, worin mein Vater wohnte, allein da ich zu genau bezeichnet war, so entdeckten mich, ehe ich noch unser Haus erreichen konnte, ein paar Ackerleute, ergriffen mich, und brachten mich einstweilen in eine Scheune in Verwahrung. Gleich am andern Morgen kam Herr S...., dem man Nachricht gegeben hatte, in größter Eil mit drey vertrauten Bedienten geritten. Da man mich eben aus meinem Behältnisse herausschleppte, trat mein Vater, zu unser aller Erstaunen herein; kaum erblickte ihn Herr S.... so ward er blaß, zitterte und rief nach seinem Pferde. Allein mein Vater hielt ihn wüthend auf. „Bösewicht! rief er, die Elende, die zu deinen Füßen liegt, ist weniger strafbar als du selbst. Ersetze mir erst den Verlust meiner Tochter, die, ehe du sie verführtest, die Freude meines Lebens war. Wie kannst du dies arme Geschöpf wegen einer Betrügerey bestrafen wollen, da du ein weit größerer Räuber bist? Glaube nicht, daß du deines Ranges wegen über meine Rache erhaben bist, der Himmel wird die Thränen eines gebeugten Vaters zählen. — Gieb mir meine Tochter wieder!„ Herr S...., der sich unterdessen von seiner Verwirrung erholt hatte, befahl seinen Leuten, mich auf einen zu meinem Fortbringen bereit stehenden Karren zu schleppen. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, riß mich von ihnen loß, warf mich zu den Füßen meines Vaters und schrie: Mein Vater! mein Vater! erkennen Sie Ihr unglückliches, verlornes Kind, und beschützen Sie mich gegen die Grausamkeit dieses Bösewichts; nicht zufrieden, mich um meine Glückseligkeit gebracht zu haben, sucht er nun auch mir mein Leben zu rauben. — — Verzeihen Sie mir, und ich will ruhig sterben!

Mein

Mein Vater, der vorher auf nichts als Rache gegen meinen Verführer gesonnen hatte, ward erweicht, sobald er meine Stimme hörte; Thränen stürzten aus seinen Augen, er umfieng mich mit eben so viel Zärtlichkeit, als ob ich ihn nie beleidigt hätte, und konnte nur die Worte: o! mein Kind! mein verlornes Kind stammeln. Herr S.... machte sich diese Lage zu Nutze, und ritt unter den Flüchen und Verwünschungen aller Zuschauer davon. Meine Mutter und Geschwister kamen endlich auch, und vermehrten diese rührende Scene, deren Andenken mir lebenslang heilig seyn wird; denn durch sie ward ich, die ich bisher das unglückliche Opfer der Lüste eines reichen Bösewichts gewesen war, in den Schoos meiner Familie wieder aufgenommen, und Ruhe und Friede, auf die ich seit langer Zeit nicht mehr hoffen durfte, in meiner Seele wieder hergestellt; ich erfuhr von meinem Vater, daß er sogleich nach meiner Abreise die genauesten Nachforschungen nach mir angestellt, allein die Ränke des Nichtswürdigen hatten alles vereitelt.

So weit geht die Beschreibung von ihrer eignen Hand; allein ich finde noch einige Nachrichten von dieser unglücklichen Schönen in meinem englischen Originale, und da ich glaube, daß vielleicht einige unsrer Leser sich für sie intereßiren, so will ich sie noch kürzlich mittheilen.

Wenig Jahre hernach starb Herr S...., er gestand auf seinem Todbette das Unrecht, welches er ihr zugefügt, und vermachte ihr 10,000 Pf. Sterl. die sogleich von seiner Wittwe ausgezahlt wurden. Diese brachte ihren Bruder bey dieser Gelegenheit mit, der, von der Schönheit unsrer Heldin gerührt, sich um sie bewarb und sie auch endlich erhielt. Sir Robert — so hieß er, ward kurz nach seiner Heyrath zu einer großen Jury berufen, wo das Urtheil über

einen

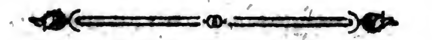
einen armen Mann, der des Mordes beschuldigt war, gefällt werden sollte; bey der Untersuchung aber ward er unschuldig befunden und frey gesprochen. Nicht lange hernach bat er an Sir Roberts — Thüre um Allmosen, und verlangte die Frau vom Hause zu sprechen. Er gab sich ihr als denjenigen Bedienten zu erkennen, der ihr in ihrem Elende alle sein Geld gegeben, darüber seinen Dienst verlohren, und nun so ins Unglück gekommen war. Er ward mit einem jährlichen Gehalte von 60 Pf. Sterl. auf Lebenszeit belohnt.

Ein armes Weib mit drey Kindern kam kurz darauf auch und bat um eine Wohlthat, allein kaum hatte sie die Besitzerin von weitem gesehn, so entfernte sie sich sehr eilfertig, mit Zeichen der äussersten Verwirrung; dies machte die Neugier der Dame rege, sie ließ selbige zurück holen, und fand — die sogenannte Schwester des Herrn S...., welche so viel zu ihrem Unglücke beygetragen hatte; Mistriß Robert — war aber eine Engländerin — sie vergaß das Geschehne, sorgte für die Erziehung der Kinder, und den Unterhalt der Mutter, stellte aber dieser letztern vor, daß oft, so wenig es auch im Anfange den Anschein dazu habe, selbst in dieser Welt schon, die Tugend ihren Lohn, und Laster seine Strafe finde.

Der Autor fügt endlich noch eine Warnung hinzu, die, wie ich überzeugt bin, bey unsern deutschen Leserinnen ganz überflüßig ist; allein die Pflicht eines redlichen Uebersetzers, der weder vermehrt noch verbessert, nichts hinzufügt, aber auch nichts wegläßt, nöthigt mich, sie anzuführen. „Möchten doch die Schönen ihren wahren Werth kennen lernen! „möchten sie doch nie ihre Tugend, selbst alsdann, wenn das „unauflösliche Band beynahe schon geknüpft ist, Preis geben! „der einzige Lohn ihrer übereilten Bereitwilligkeit ist Verachtung.

W — rf.

VII. Vom



VII.

Dom Philip, Prinz von Tunis.

Eine historische Anecdote des 17ten Jahrhunderts.

Dom Philippo, dessen türkischer Name Mamet war, wurde im Anfang des 17ten Jahrhunderts gebohren. Er war der älteste Sohn des Days Achmet, des vierten Days von Tunis. Der Vater, ein sehr strenger Mann, liebte diesen Sohn ausserordentlich, ob er gleich noch mehrere Söhne hatte. Mamet war noch sehr jung, als er zum Befehlshaber der Galeeren von Biserta ernannt wurde. Er machte mit diesen eine Kreuzfahrt. Kaum war er aber davon zurückgekommen, als ihn sein Vater in einem Alter von siebzehn Jahren mit der Tochter des Bassa von Tripolis vermählte, allein ganz wider den Willen des jungen Prinzen, der sie nicht liebte, so schön sie auch sonst war. Indessen muste er sich verstellen, um nicht seinen Vater zu erzürnen, der von so heftiger Gemüthsart war, daß sein Zorn allemahl schreckliche Folgen hatte. Die Vermählung geschah mit aller möglichen Pracht, und dauerte drey Tage lang, während welcher Zeit alle nur ersinnliche im Lande übliche Feyerlichkeiten und Spiele zu sehen waren. So groß auch die allgemeine Hochachtung für den Prinzen, und so groß natürlich auch seine Hofnungen waren, so entschloß er sich doch sein Vaterland zu verlassen, und sich nach einem andern Lande zu begeben, wo er unbekannt leben könnte. Seine Anstalten zu dieser Flucht wurden so listig und heimlich gemacht, daß man nicht das geringste

davon

davon vermuthete, bis er fort war. Unter dem Vorwand, eine Spazierfahrt zu thun, schifte er sich mit fünf Christensclaven und einer geringen Anzahl Mohren auf einem kleinen Fahrzeug ein. Nachdem sie von der Citadelle etwas entfernt waren, ließ er einige dieser Mohren ans Land setzen, mit dem Auftrag, etwas zu holen, stach aber gleich wieder in die See, und gab sodann den ihm ergebnen Christen ein Zeichen sich bereit zu halten. Mit einem Pfeilschuß durchbohrte er einen der zurückgebliebenen Mohren. Die Christensclaven unterstützten ihn, so daß alle andern in wenig Minuten entweder niedergemacht waren, oder in die See springen musten. Zwey retteten durchs Schwimmen ihr Leben.

Nunmehr richteten sie ihren Lauf nach Sicilien, wo sie auch mit gutem Winde in zwey Tagen, und zwar zu Mazara anlangten. Sobald der Vicekönig davon Nachricht erhielt, ließ er den Prinzen nach Palermo führen. Seine Wohnung wurde ihm im Jesuiten-Collegio angewiesen, wo er in der christlichen Religion unterrichtet, und sodann in der Cathedralkirche von dem Erzbischof von Palermo getauft wurde. Der Vicekönig und seine Gemahlin waren die Taufzeugen, und gaben ihm den Namen Dom Philip. Er gieng hierauf nach Rom, wo ihn der Pabst sehr ehrenvoll aufnahm, und ihm schöne Geschenke machte; nachher reiste er nach Spanien, wo ihm der König eine Pension aussetzte. Da Valencia ihm vorzüglich gefiel, so beschloß er sich hier niederzulassen. Hier wurde er mit einem jungen spanischen Frauenzimmer bekannt, die sehr wenig Vermögen, aber viel Verstand besaß, sehr schön die Laute spielte und vortreflich sang; ein Umstand, der den Prinzen äusserst verliebt machte, da er die Musik ausnehmend liebte. Er heyrathete sie auch heimlich.

Mitt-

Mittlerweile hatte der Day von Tunis erfahren, daß sein Sohn in die christlichen Länder geflohen sey. Dieses setzte ihn in solche Wuth, daß er mehr als zwanzig Personen von seinen zurückgelassenen Leuten hinrichten ließ; selbst die unglückliche Gemahlin des Mamets, die an seiner Flucht so unschuldig war, ob sie gleich wider ihren Willen durch ihre Vermählung seinen Mißmuth veranlaßt hatte, ließ der tyrannische Vater erwürgen. Da er nun seinen Sohn nicht persönlich strafen konnte, so enterbte er ihn wenigstens förmlich. Die Mutter des jetzigen Dom Philip, die nicht weniger über den Verlust ihres so innig geliebten Sohnes betrübt war, allein ihren Schmerz auf eine ihrem Geschlecht anständige Weise äusserte, dachte blos auf Mittel, ihn wieder zu sehen. Sie vermochte auch durch Geschenke einen italienischen Schifscapitain dahin, daß er ihr versprach, ihn nach Tunis zu bringen. Dieser Verräther gieng zu diesem Endzweck nach Valencia, wo er bald mit dem Prinzen Bekanntschaft machte, und da er fand, daß es ihm am Geld fehlte, so bot er ihm seine Börse an. Dom Philip nutzte dies Anerbieten, und nahm von ihm 2000 Piaster, die er, an Sparsamkeit ungewohnt, bald durchbrachte. Da nun einige Zeit nachher der Schifscapitain sein Geld wieder forderte, befand sich der Prinz sehr verlegen, und bot ihm eine Anweisung auf seine Mutter an, die es ihm, wie er sagte, gewiß bezahlen würde. Der Italiener aber wollte hievon nichts hören, unter dem Vorwand, daß man ihn in seinem Vaterlande nicht mehr kennen wollte, seitdem er ein Christ geworden sey; er rieth ihm nach Rom zu gehen, wo er wohl aufgenommen werden, und der Pabst ihm gewiß soviel Wohlthaten erzeigen würde, daß er ihn bezahlen könnte; wobey er ihm zugleich anbot, ihn auf seinem Schiffe nach Civita Vechia zu führen. Dom Philip nahm das Anerbieten an, und schifte sich mit seiner Frau und seinen Bedienten ein. Anstatt aber den Weg

nach

nach Italien zu nehmen, segelte das Schif gerade nach Tunis, so daß der Prinz ganz erstaunet war, als er das ihm so wohlbekannte Castel vor sich sahe.

Er hatte schon gehört, daß sein Vater nicht mehr lebte. Dies verringerte seine Besorgniß; da er sich nun überdem nicht zu helfen wuste, so schrieb er heimlich an einige alte Freunde in Tunis, und schickte ihnen die Briefe durch die Schifleute zu, mit dem Auftrag, die Antworten darauf abzuwarten. Er gab diesen Freunden Nachricht von seiner Ankunft, und frug sie um Rath, wie er sich verhalten sollte, um sicher nach der Stadt zu kommen. Sie antworteten ihm, daß sie den folgenden Tag mit einer Brigantine erscheinen, und ihn gleichsam, als ob es mit Gewalt geschähe, von seinem Schiffe wegnehmen würden. Um diesen Entwurf zu erleichtern, setzte sich Dom Philip den nächsten Morgen in eine Schaluppe, um nahe am Lande zu fischen. Er nahm einen Sicilianer mit sich, der ihn seit seiner Ankunft in Europa beständig bedient hatte. Dieser Mensch, der so wie die übrigen in seinem Gefolge glaubte, daß die stürmischen Winde sie nach Tunis geworfen hätten, wollte ihm diesen Fischfang ausreden, und stellte ihm vor, wie leicht er erkannt werden könnte. Er antwortete aber, daß er so verändert sey, daß er dieses nicht befürchten dürfte. Kaum näherten sie sich dem Lande, als eine bewafnete Brigantine ihnen entgegen kam. Die darauf befindlichen Soldaten thaten einige Schüsse in die Luft, bestiegen die Schaluppe, und grüßten den Prinzen sehr ehrerbietig. Der arme Sicilianer, der am Steuerruder saß, fiel ohnmächtig zur Boden. Man führte sie beyde nach Tunis, woselbst Dom Philip sogleich zu seiner Mutter gieng, die ihn mit der grösten Ungeduld erwartete; hernach begab er sich zum Day, der Befehl gab, daß zur Strafe, wegen seiner Flucht nach der Christenheit, er in seiner spanischen Kleidung

durch die ganze Stadt geführt werden sollte, so daß er jedermann zum Gespötte dienen muste. Ohne die wirksame Vermittelung seiner vornehmen Freunde, hätte er seine Flucht mit dem Leben büssen müssen. Nach dieser schimpflichen Ceremonie kleidete man ihn türkisch, und schnitt ihm die Haare ab. Dieser letztre Umstand kam ihm sehr hart an, auch wollte er sich anfangs nicht dazu entschliessen. Er ließ seinen Beichtvater deshalb um Rath fragen, der ihm zur Antwort sagte, die christliche Religion bestände nicht in den Haaren, er möchte sie also nur immer abschneiden lassen.

Er ließ nachher seine Frau, die schwanger war, vom Schiffe nach der Stadt bringen; allein er hatte viel Mühe, seinen Bedienten die Freyheit zu erhalten, denn der Day und der Aga des Zollamts wollten durchaus, daß sie Sclaven seyn sollten; sie blieben aber frey. Zwey Jahr hernach wollte er seine Frau nach Europa schicken, allein man wollte es nicht erlauben, dennoch wurden die Schwierigkeiten durch Gold und Vorstellungen endlich gehoben, und sie reiste in Begleitung eines Bedienten ab, begab sich nach Genua, und gieng daselbst in ein Kloster. Ihren Sohn hatte sie in Tunis zurückgelassen. Dom Philip, der, wie bereits oben gesagt, von seinem Vater enterbt war, lebte ganz von den Unterstützungen seiner Mutter. Man wollte ihm keinen Posten, oder irgend ein Amt geben, weil man ihn im Herzen immer für einen Christen hielt; auch kannte ihn jedermann, groß und klein, unter seinem christlichen Namen Dom Philippo. Um seinen Landsleuten den Glauben zu benehmen, daß er noch ein Christ sey, entschloß er sich, eine Wallfahrt nach Mecca, in Begleitung seines kleinen Sohnes und seines Bruders zu thun, der die Reisekosten übernahm. Er hielt sich bis zur Abreise der Caravane eine geraume Zeit in Cairo auf, woselbst er beständig mit den Franken umgieng, mit ihnen Wein trank und sich ergötzte.

götzte. Nach seiner Rückkunft von Mecca gieng er im Jahr 1649 mit einem englischen Schif von Alexandria nach Tunis zurück. Er war damahls 30, und sein Sohn sieben Jahr alt *).

T.

---

*) Der Auffinder dieser Anecdote hat sich vergeblich bemühet, das fernere Schicksal dieses Dom Philippo zu erfahren, um den Lesern etwas Ganzes mitzutheilen. Indessen ist diese Geschichte, so weit sie hier erzählt ist, wahr, so sonderbar es auch scheint, daß dieser muhamedanische Christ, anstatt von Alexandria nach Tunis zu gehn, nicht nach Europa zurückgekehrt sey. Er hatte seinen Sohn bey sich, seine Frau war in Sicherheit, und keine Schätze zogen ihn nach Tunis zurück. Auf jeden Fall konnte er auf einen nothdürftigen Unterhalt in Rom sicher rechnen, ohne einmahl der spanischen Pension zu erwähnen, wovon er vielleicht nie etwas erhalten hat.

A. v. H.

Litteratur und Völkerkunde.

VI.

Juni. 1785.

I.

Ueber die Religion, Sitten und Gebräuche der Caraiben.

Dieses ist ein Auszug aus einer alten sehr übel geschriebenen Reise-Relation, dessen Verfasser ein Franzose, Namens de la Borde, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den Antillischen Inseln geschickt wurde, und zwar als Gehülfe des Jesuiten, Pater Simon, dem das Bekehrungsgeschäfte der Caraiben aufgetragen war. Da diese Nation so sehr zusammen schmilzt, daß sie gar nicht mehr die Neugierde reizt und auch überdem in ihren Begriffen, Sitten und Gebräuchen einige Veränderungen vorgegangen sind, so ist es destomehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu wissen, wie die Lebensart und der Charakter dieser Insulaner vor 100 Jahren beschaffen war, da im 19ten Jahrhundert von ihnen wahrscheinlich nichts mehr als der Name übrig seyn wird.

d. H.

Die Caraiben sind die ursprünglichen Einwohner der Antillischen Inseln, die durch eigne Sitten, Gebräuche und Religions-Meynungen sehr von andern amerikanischen Wilden unterschieden sind. Obgleich Leichtsinn und Unbeständigkeit zu ihrem Charakter gehören, so zeigen sie dieses doch nicht bey ihrem Aberglauben, daher sie auch sehr schwer zu bekehren sind. Nach ihrer Meynung war Luko, ein Caraibe, der erste Mensch. Er kam vom Himmel zur Erde, und lebte sehr lange. Aus seinem grossen Nabel, desgleichen aus seinen Lenden, in welchen er Oefnungen machte, giengen Menschen heraus. Das ganze Leben dieses Luko ist ein Gemische der abgeschmacktesten Fabeln und der gröbsten Unfläterey en. Vermittelst kleiner Stücke Manioc, die er ins Meer warf, machte er Fische. Drey Tage nach seinem Tode stand er wieder auf, und gieng in den Himmel zurück. Die Landthiere entstanden erst nachher; indessen wissen sie nicht, wo sie hergekommen sind.

Ihre Voreltern, sagen die Caraiben, lebten ehemals sehr lange, und älterten nicht. Sie starben ohne krank zu seyn; auch assen sie nichts als Fische, die ebenfalls immer frisch blieben. Nachher fanden sie einen kleinen Garten, den Luko angelegt hatte, worin Manioc wuchs. Diese Pflanze war ihnen jedoch ganz unbekannt, bis ihnen ein Greiß erschien, der sie den Gebrauch derselben lehrte, und wie durch Vergrabung kleiner Stücke in die Erde andre 2 Gewächse dieser Art hervorkommen würden.

Sie glauben, daß der Himmel beständig so wie jetzo gewesen ist, aber die Erde und das Meer wären erst durch Luko in Ordnung gebracht worden. Die Erde habe er erst weich und eben gemacht ohne Berge, allein sie erzählen nicht, wo er die Materie dazu hergenommen habe. Der Mond

wäre

wäre darauf gefolgt, der sich für sehr schön gehalten, da er aber die Sonne gesehn, hätte er sich geschämt und versteckt, daher er sich seitdem auch nur blos des Nachts sehen ließ. Dennoch schätzen sie den Mond höher als die Sonne; und bey jedem Neumond, so bald er ihnen sichtbar wird, verlassen alle ihre Hütten um ihn zu sehn, und rufen insgesammt: „Da ist der Mond!„ Ihre Zeit berechnen sie auch nach dem Mond und nicht nach der Sonne; anstatt also zu sagen, einen Monat, heißt es bey ihnen: einen Mond. Sie sagen auch nicht: wie viel Tage brauchst du zu deiner Reise? sondern wie viel Nächte wirst du auf deiner Reise schlafen?

Alle Sterne sind ihrer Meynung nach Caraiben. Den Mond nennen sie Nonun, und die Sonne Huöju. Die Finsternisse schreiben sie einem bösen Gott, Mapoga zu, der sie vernichten will. Dieses böse Wesen schneidet den beiden Gestirnen heimlich die Haare ab, und gibt ihnen das Blut eines kleinen Kindes zu trinken. Wenn sie ganz verfinstert werden, ist es ein Zeichen, daß sie sehr krank sind.

Die Caraiben rechnen mit ihren Fingern und Zehen. Um zwölf auszudrücken, zeigen sie die 10. Finger und zwey Zehen. Uebertrift die Zahl alle Finger und Zehen, so sagen sie: Tamiati, das ist: viel. Ist es eine grosse Menge, so zeigen sie ihre Haare, oder eine Handvoll Sand. Wenn sie in den Krieg ziehen wollen, und sich an einem bestimmten Tage auf den Sammelplatz einfinden müssen, so steckt jeder eine gewisse Anzahl kleiner Steine zu sich, von denen sie alle Tage einen wegwerfen, bis keiner mehr übrig ist, welches denn die Zeit zum Aufbruch anzeigt. Bisweilen machen sie auch ihre Zeitrechnung durch Einschnitte auf Stückchen Holz, oder durch Knoten an einem kleinen Strick, da sie denn jeden Tag einen auflösen.

Im Anfang, sagen sie, war die Erde ganz weich, sie wurde aber durch die Sonne verhärtet, die ein Gleiches auch mit dem Himmel gethan hat; denn es giebt dort oben schönere Gärten wie hier, und schöne Flüsse. Das Uiku (ein bey den Caraiben übliches Getränke, das mit dem Bier einige Aehnlichkeit hat,) strömt dort auf dem Boden, daher man kein Wasser trinken darf; man hat dort auch schönere Hütten, und mehr Weiber, wie hier, nebst vielen Kindern. Man arbeitet dort nicht, man darf nichts pflanzen, denn es kommt alles von selbst hervor; kurz man thut dort nichts wie trinken und tanzen, und ist niemals krank.

Von dem Ursprung des Meeres glauben sie, daß der oberste ihrer guten Geister einst sehr gegen die Caraiben aufgebracht war, die damals sich sehr boshaft bezeigten, und ihm keine Cassava (eine Art von Brod) noch Uiku anboten, daher er viele Tage lang soviel Wasser vom Himmel herabfallen ließ, daß sie fast alle ersäuft wurden, einige ausgenommen, die sich in Canoen auf einen Berg retteten, der damals noch der einzige war. Durch diese Fluth sind nachher die Hügel, Felsen und hohen Berge entstanden, die die Form eines Zuckerhuts haben. Eben diese große Fluth hat auch die Inseln von einander abgesondert. Wenn man sie frägt, wo das Wasser beim Regen herkommt, so antworten sie, daß es dort oben Flüsse gäbe, daß aber die ersten Gewässer von dem Urin und Schweiß der obern Geister entstanden wären, daher auch das Meer so salzig sey.

Racumon war einer der ersten Caraiben, die Luko machte. Er hatte einen Menschenkopf, allein der übrige Theil des Leibes hatte die Gestalt einer Schlange. Seine Wohnung war ein starker und sehr hoher Baum, von dessen Früchten er lebte. Nachher wurde er in einen Stern verwandelt.

Sava:

Savaku war auch ein Caraibe, der in einen grossen Vogel verwandelt wurde. Er hat die Aufsicht über den Platzregen, die Orcane und den Donner. Jetzo ist er auch ein Stern. Ueber den kleinen Regen und den Wind hat Achinaon, ein andrer gestirnter Caraibe, die Administration.

Die Europäer werden von den Caraiben Balanâle gegenannt, das ist: Meermenschen; auch glaubten sie ehmals in der That, daß das Meer sie hervorgebracht habe, und sie keine andre Wohnungen als ihre Schiffe hätten. Jetzo glauben sie, daß die Europäer aus einer andern Welt sind, und einen andern Gott haben, der mit dem ihrigen und ihrem Lande nichts zu schaffen hat.

Sie nennen die Sonne den Beherrscher der Sterne, und glauben, daß sie von ihr verhindert werden sich bei Tage zu zeigen, daß sie sich daher zurückziehen und des Nachts wieder herunter kämen. Die Blitze geschehn, wenn Savaku das Feuer anbläßt, und der Donner, wenn das Oberhaupt der Geister diese herumjägt, und sie aus Furcht zu Boden fallen.

Juluka ist Aufseher des Regenbogens, und nährt sich von Fischen, Eidexen und Colibris. Er ist mit schönen Federn von allerhand Farben bedeckt, besonders sein Kopf. Dieser Kopf ist es eigentlich, den wir im Regenbogen sehen, da die Wolken den übrigen Theil des Leibes verbergen. Wenn er oben nichts zu essen findet, so läßt er seinen Unwillen an den Caraiben aus, und macht sie krank.

Obgleich diese Wilden von den Vergnügungen des Himmels angenehme Begriffe haben, so mögen sie doch höchst ungern sterben, daher sie auch nichts vom Paradiese wollen reden

den hören. Sie tragen grosse Sorgfalt für ihre Gesundheit, sprechen nicht vom Tode, weil sie glauben, daß er desto eher dadurch komme. Alle Krankheiten sind ihrer Meynung nach verhext, und auch diese Halbmenschen haben das unsinnige Vorurtheil mit der Regierung zu Appenzel und dem rohesten europäischen Pöbel gemein, den Weibern die Kunst zu hexen zuzuschreiben. Wenn daher ihr Verdacht auf ein unglückliches Weib fällt, so wird diese mit den ausgesuchtesten Martern hingerichtet. Sie schneiden ihr Wunden in den Leib, hängen sie bey den Füssen auf, füllen ihre Schaamtheile mit einer Art starken beissenden Pfeffer aus, womit sie ihr auch die Augen reiben, sodann werfen sie die Elende zur Erde, und lassen sie ohne Nahrung mehrere Tage lang liegen, bis endlich einer ihrer Henker ihr mit einer Keule den Kopf zerschmettert, und den verstümmelten Körper ins Meer wirft.

Von diesen Hexen sind die Zauberer unterschieden, die zugleich die Aerzte der Caraiben sind, durch deren Hülfe sie den bösen Geist um Rath fragen, z. B. wenn sie krank sind um die Mittel zur Genesung, um den Namen derjenigen, die sie bezaubert hat; um den Erfolg ihrer Kriege, u. s. w. Um ein Zauberer zu werden, muß man bey einem alten Zauberer, oder Piay, von Jugend an in die Lehre gehn, der ihn denn durch harte Proceduren in seinen Geheimnissen einweiht. Er muß fünf Monat lang in einer kleinen Hütte bey Wasser und Brod fasten, und mit keinem Menschen reden; man ritzt ihm die Haut mit scharfen Instrumenten auf, und läßt ihm Tobackssaft herunterschlucken, so, daß er fast die Eingeweide herauswürgt und ohnmächtig hinsinkt. Sobald dies geschieht, so sagen sie, sein Geist gehe zum Himmel um mit dem Zemen (diesen Namen geben sie bald einem gewissen Gott, bald mehrern Göttern) zu reden; sie reiben ihm den Körper mit Gummi und bedecken ihn mit Federn.

Die=

Diesen Gott Zemen fürchten sie nicht, weil sie wissen, daß er gut ist, und ihnen kein Uebel zufügen wird, desto mehr fürchten sie aber den bösen Gott Mapoja, von dem sie glauben, daß alles Widrige herkommt. Um sich ihn geneigt zu machen, tragen viele von ihnen seine scheußliche Figur an ihrem Halse, und mahlen sie auch auf ihren Canoes und Pirogen. Da sie beständig in Gedanken mit diesem bösen Gott beschäftigt sind, so ist es nicht zu verwundern, daß sie oft erschreckliche Träume haben, wo sie sich einbilden ihn zu sehen, wobey sie schreyen und heulen, und dieses Geschrey auch wachend fortsetzen, um ihn desto sicherer zu vertreiben.

Sie glauben viele Seelen zu haben. Eine im Herzen, eine im Kopf, und die übrigen in allen Gelenken des Körpers; allein nur blos die Herzseele geht nach dem Tode gen Himmel, und nimmt einen schönen, jungen, ganz neuen Körper an, die übrigen aber bleiben auf der Erde zurück, und werden in Thiere verwandelt. Sonst glauben sie noch, daß die Götter verschiedenen Geschlechts sind, und sich auch fortpflanzen.

Die Caraiben sind von einem finstern melancholischen Temperament. Sie bleiben bisweilen den ganzen Tag auf einer Stelle sitzen, mit niedergeschlagenen Augen, und ohne ein Wort zu reden. Die natürliche Trägheit, die Luft, und der Fischfang tragen viel zu dieser Gemüthsart bey. Da sie aber Krankheiten sehr scheuen, und wissen, wie solche durch ihr trauriges Wesen erzeugt werden, so thun sie sich Gewalt an, sich bisweilen aufzumuntern, wobey ihnen der Brandtwein gute Dienste leistet. Sie sind sehr zum Spott geneigt, und treiben ihn nicht allein unter einander, sondern verspotten auch Fremde, Jedoch geschieht dieses ohne Witz und Verstand; ob sie gleich glauben die klügsten und schönsten Menschen in der Welt zu seyn. Sie werden böse, wenn

man

man sie Wilde nennt, und ihnen ihre thierische Lebensart vorstellt; denn sie sagen, daß die unsrige nichts taugt, und daß wir von der ihrigen keine rechten Begriffe hätten. Wenn sie den Europäern einen Beweiß ihrer Zuneigung geben wollen, so liegen sie ihnen an, ihre Namen zu vertauschen, da sie denn ihre Namensvettern oft besuchen. Bey diesen Besuchen muß man ihnen aber allezeit etwas geben. Dieses müssen auch die Mißionärs beobachten, wenn sie wollen, daß diese Wilden ihre Predigten anhören sollen. Denn wird der Brandtwein dabey gespart, so erscheinen keine Zuhörer.

Sie halten ihr Land für das beste in der Welt, und zeigen keine Neugierde, entfernte Dinge betreffend; desto mehr aber für gegenwärtige. Wenn man einen Kasten öffnet, so wollen sie sehen alles was darinn ist; zeigt man es nicht, so werden sie böse; thut man es aber, so steht ihnen alles an, und sie fordern es mit Ungestüm. Uebrigens sind sie sehr undankbar für empfangene Wohlthtten, denn wenn man sie nicht beständig fortsezt, so vergessen sie die vergangenen, und schaden wo sie nur können. Sie leben insgemein länger als die Europäer, und die Haare ihrer Greise werden nicht weiß. Die Ursache dieses langen Lebens ist zum Theil ihrer sorg- und kummerlosen Gemüthsart zuzuschreiben; vielleicht auch ihrer Nahrungsmethode, denn sie essen wenig und oft. Auf Vorrath halten sie nichts, daher sie die Lebensmittel erst suchen, wenn sie hungrig sind. Oft stehn sie des Nachts auf um zu essen. Sie leben so sehr blos für den gegenwärtigen Augenblick, daß sie im Stande sind, des Morgens ihre baumwollene Matten, worauf sie schlafen, zu verkaufen, ohne daran zu denken, daß sie solche die folgende Nacht nöthig haben.

Wenn

Wenn sie mit jemand handeln, so nehmen sie sehr leicht ihr Wort wieder zurück; auch vergeht ihnen die Lust bald, Sachen zu bekommen, die sie begierig wünschen. Das Glas wird von ihnen höher als Silber und Gold geschäzt. Setzen sie sich im Kopf, ein Messer oder sonst etwas zu haben, was nicht bey der Hand ist, so schlagen sie jede andre Waare aus, und bestehn auf das Verlangte. Uebrigens sind sie nicht mißtrauisch, sogar daß, wenn sie Reisen thun, sie ihre Hütten und Haabseligkeiten für jederman offen stehn lassen.

Die Caraiben bedienen sich der Früchte mehr zum trinken als zum essen. Sie pressen aus allen den Saft, auch aus dem Zuckerrohr; deswegen sagen sie auch in ihrer Sprache: eine Melone trinken, eine Ananas trinken, u. s. w. Sie sind äusserst unflätig, und entledigen sich selbst während dem Essen ihrer Bedürfnisse. Ihren Koth bedecken sie so wie die Katzen mit den Füssen. Das einzige reinliche bey ihnen ist die Cassava, eine Art Brod, das von den Wurzeln des Manioc gemacht ist. Das in dieser Pflanze enthaltene Wasser ist wirkliches Gift, und weiß wie Milch. Sie bedienen sich nie des Salzes, obgleich es ihrem Lande nicht daran fehlt; anstatt dessen aber würzen sie ihre Speisen so stark, daß nur sie allein solche geniessen können. Sie essen kein Fleisch, ausser einige Vögel, die sie mit samt den Eingeweiden braten und verzehren; auch die Fische, die sie kochen, werden so gegessen. Desgleichen dienen ihnen die Läuse und eine Art von Flöhen, die sich zwischen Fell und Fleisch einsaugen, zur Speise. Anstatt der Servietten wischen sie sich die Hände an ihren Lenden ab. Wenn sie essen, so laden sie niemand ein, dagegen kan sich jeder, der Hunger hat, zu ihnen setzen und mitessen, als ob er mit zur Hütte gehörte. Während der Mahlzeit wird weder gesprochen noch getrunken, aber nachher fängt die Unterredung an, die gewöhnlich die Fische-

rey,

rey, die Jagd, das Pflanzen, ihre Reisen, den Krieg und Zänkereyen, wobey Menschen ums Leben gekommen, zum Gegenstande haben. Sind die Getödteten ihre Freunde oder Anverwandten, so bemühen sie sich, andre auf ihre Seite zu ziehn, um sich zu rächen.

Diese Wilden sind sehr rachsüchtig, setzen ihren Haß lebenslang fort, und sind nicht eher befriedigt bis sie ihre Feinde umgebracht haben. Gewöhnlich ist die Veranlassung dazu sehr geringe: um zerbrochene Pfeile, um ein Messer, um ein Wort u. s. w. Manchmahl sind die Weiber davon die Ursache, die sie ohne Unterschied der Verwandtschaft nehmen, und sich mit ihnen vermischen. Viele haben ihre eigne Töchter zu Weibern, die sie nach Gefallen verlassen und umbringen. Kein Volk ist der Trunkenheit mehr ergeben als dieses, und wenn sie in diesem Zustande sind, so schlagen sie sich, ausser dem aber giebt es keine feigere Menschen. Sie sind auch unabhängig, und gehorchen nicht einmal ihrem Vater, selbst in der Jugend als Kinder nicht. Ein jeder thut, was ihm gut dünkt. Der Führer einer Piroge befiehlt seinen Seekammeraden nicht einmal zu rudern, sondern überlässt es ihrem Wohlgefallen.

Obgleich die Caraiben mehrere Weiber haben, so herrscht doch unter diesen keine Eifersucht. Sie verändern oft ihre Hütten. Der Bekleidung schämen sie sich, und tragen das geringste Kleidungsstück ungerne; denn der Schweiß unter demselben scheint ihnen unerträglich. Wenn sie in ihrem nackenden Zustande schwitzen, so baden sie sich, und lassen sich hernach von der Sonne trocknen.

Sie stehen gewöhnlich vor Tagesanbruch auf, da denn ihre erste Arbeit ist zu baden, und zwar in süssem Wasser,

weil

weil sie glauben, daß sie von dem Seewasser die Krätze bekommen. Nach dem Bade werden sie von ihren Weibern gekämmt, gepuzt, und sodann mit Frühstück bedient, das in Cassava zum essen, und in warmen Uiku zum trinken besteht, wozu denn auch bißweilen stark mit Piman (eine Art sehr starken Pfeffers) gewürzte Fisch- oder Fleischbrühen kommen. Ihre vornehmste Arbeit ist kleine bedeckte Körbe zu machen, die sie mit auf ihre Reisen nehmen. Hierin legen sie ihr Reisegeräthe, das gewöhnlich in einen Spiegel, in Garn ihre Pfeile auszubessern, in einem Barbiermesser u. s. w. besteht. Diesen Korb hängen sie an den Hals.

Zu ihrem Zeitvertreib gehört auch eine Art von Flöte, die sie spielen. Viele schlafen auch den grösten Theil des Tages, und bringen die Nacht mit Flötenspielen und Fressen zu. Alle Morgen und Abend setzen sie sich im Kreis und plaudern zusammen. Diese Faulheit der Männer geht so weit, daß sie nie Hand an die Weiberarbeit legen, und lieber verhungern würden, als Cassava zu machen, zu kochen, Manioc zu pflanzen, u. s. w. Die armen Weiber müssen sogar das Holz aus den Wäldern holen, und es hacken, da denn die nichtswürdigen Männer sie oft aus Eifersucht begleiten, und bey der schweren Arbeit müssige Zuschauer sind. Sie würden ihnen die Last nicht erleichtern, wenn auch das Weib schwanger, und ihrer Niederkunft nahe wäre. Wenn ihre Weiber das Essen nicht zu rechter Zeit fertig haben, so gehen sie, um nicht zu warten, bey andere zum Essen. Ein gleiches thun sie um sich kämmen und bemahlen zu lassen, wenn ihre Weiber nicht gleich bey der Hand sind, und verlangen diesen Dienst von andern Weibern.

Wenn jemand seine Nothdurft in ihren Gärten verrichtet, so verlassen sie solche, und essen nicht einmahl den darin

wach-

wachsenden Manioc, weil sie glauben, daß die Erde dadurch angesteckt sey. Wenn sie Bäume umhauen, so nehmen sie nur die kleinsten Aeste und Zweige zu ihrer Feurung, und lassen die grössern nebst dem Stamm des Baumes auf der Erde liegen, wo er gefallen ist. Nach dieser Operation pflanzen die Weiber den Manioc, die Bananen, Ananas, u. s. w. wo sie Platz finden, ohne sich um die Bumwurzeln und Baumstämme zu bekümmern; es müste dann unter diesen leztern einer zu einem Canoe sehr brauchbar seyn. Fangen sie aber auch wirklich an solche Kähne daraus zu verfertigen, so werden doch die wenigsten vollendet, weil sie gewöhnlich verfaulen ehe sie damit fertig werden. Diese grosse Faulheit ist auch bey ihrem Hüttenbau und allen andern Arbeiten sichtbar, da gemeinhin der eine Theil schon verdorben ist, bevor man mit dem andern zu Stande kommt. Nach den Weibern haben die alten Männer die schwerste Arbeit, denn sie fällen die grösten Bäume, und übernehmen alles, wozu Kräfte gehören, wobey die jungen Wilden müssig gehn. Jedoch arbeiten sie nie zwey Tage hintereinander, und nicht länger als jeden Tag ein paar Stunden. Sobald irgend eine Arbeit geendigt ist, so baden sie sich und lassen sich kämmen.

Die Weiber sind, wie aus obigem erhellet, wahre Sklavinnen der Männer, und müssen sich aller nur ersinnlichen Arbeit unterziehen; sie sind eben so säuisch wie die männlichen Wilden. Wenn sie den Uiku, ihr gewöhnliches Getränke, zubereiten, so stossen sie dazu gewisse Wurzeln in einem hölzernen Mörser, nachdem sie solche gekaut haben, um den Trank desto kräftiger und berauschend zu machen. Dieses Kauen ist bey den alten Weibern manchmal mit einer Ausleerung des Magens in den Mörser verbunden; auch gehören die Läuse zu den Bestandtheilen dieses Getränks, da sie theils hereinfallen, theils herein gespien werden. Die andern

dern Getränke sind von Bananen, Feigen, Ananas u. s. w. alle aber so dick, daß man sie zu gleicher Zeit essen und trinken kan. Oft geschehn grosse Zusammenkünfte, um in Gesellschaft diesen Uiku zu trinken. Dieses sind ihre Hauptvergnügungen. Mehrere Familien vereinigen sich hiezu. Sind funfzig Personen gegenwärtig, so sind zehn bis zwölf kleine Fässer Getränke erforderlich, die sie in Zeit von einem Tage und einer Nacht ausleeren, ohne zu essen. Vieles wird jedoch dabey vergossen, und manches Geschirr zerschlagen. Sie verlassen diese Bachanalien nie anders als viehisch besoffen, und zwar alle gleich voll, Männer, Weiber und Kinder. Was aber das übelste ist, so geht es nie dabey ohne Mord oder Wunden ab.

Sie mahlen sich den Körper roth mit einer Farbe, die sie Ruku nennen, und von Oel und kleinen Knospen gemacht ist, die auf jungen Bäumen gefunden werden. Ihre Pirogen, womit sie die Küsten befahren, und in den Krieg ziehn, sind aus einem einzigen Baum verfertigt. Ehedem vor Ankunft der Europäer höhlten sie solche durchs Feuer und steinerne Belle aus. Die gewöhnliche Länge derselben ist 35 bis 40 Fuß, und die Breite 5 bis 6 Fuß; sie können 30 auch 40 Personen tragen. Zum Fischfang bedienen sie sich der Canoes, die eigentlich kleinere Kähne sind. Wenn eine Weibsperson diese Kähne, bevor sie gebraucht werden, nur mit einem Finger berührt, so glauben sie das Fahrzeug werde auseinander fallen, und eine Vorbedeutung, daß es wahrscheinlich untergehen wird, ist, wenn jemand zu der Zeit, da man es das erstemal ins Wasser stößt, einen Wind streichen läßt.

Bevor sie in den Krieg ziehn, halten sie allemal Rath bey grossen Trinkgelagen, wo denn die nöthigen Maaßregeln beschlos-

beschlossen werden. Ihre Kriege bestehn blos in Ueberfällen, und werden nie offen geführt. Sobald sie einige Feinde hinterlistig getödtet, oder eine Hütte angezühdet haben, so ziehen sie sich schleunig zurück. Entdeckt man sie, oder hören sie auch nur einen Hund bellen, so nehmen sie sich sehr in acht, ihr Vorhaben auszuführen, und kehren sogleich um, ohne das geringste zu thun. Wird jemand von den Ihrigen getödtet, so schleppen sie den Todten mit sich fort.

Wenn sie die Körper ihre Feinde auffressen, so geschieht dieses mehr aus Wuth, als aus Geschmack. Gewöhnlich haben sie in ihren Körben einen Fuß oder eine Hand, die wohl getrocknet und gewürzt ist. Eine Menge Neger, besonders in St. Vicent, leben eben so wie sie; einige derselben sind sogar Sclaven der Caraiben, die im Kriege gefangen genommen sind. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile nebst einer Keule von Brasilienholz, die sie Butu nennen, 2 bis 3 Fuß lang und 3 Finger breit. Diese Keulen sind sehr schwer, daher ein Streich hinreichend ist, einen Menschen zu Boden zu schlagen. Sie sammlen einen grossen Vorrath von Pfeilen, deren Spitzen sie mit dem Saft eines Baums vergiften, den die Spanier Mancanilla nennen, und dessen Früchte den Aepfeln ähnlich sehen; daher auch im Anfang der Entdeckung dieser Inseln viele Europäer daran starben, die sie ohne zu kennen gegessen hatten. Der Saft läuft aus der Rinde des Baums, ist weiß wie Milch, und gefährlicher wie Schlangengift. Ihre Bogen sind auch von Brasilienholz gemacht.

Wenn sie reisen, so schmücken und mahlen sie sich zuvor. Kommen sie in den Hütten fremder Wilden an, so werden sie mit vieler Gastfreyheit aufgenommen. Der Besitzer der Hütte hängt selbst die Hängematten der vornehmsten Gäste auf, und die Weiber bringen Essen und Trinken herbey. Wenn sie sich auf dem Meer befinden, so stecken sie auf ihren

Fahr-

Fahrzeugen eine grosse Muschel auf, um anzuzeigen, daß sie keine Feinde sind; in dieser Zeit enthalten sie sich, süsses Wasser zu trinken, sind auch mit keinem versehn, weil sie glauben, daß wenn sie es ins Canoe oder ins Meer gössen, dieses Regenwetter und Sturm verursachen würde; auch wenn sie Land sehen, darf es nicht mit dem Finger gezeigt werden, weil dieses ihrem Aberglauben zufolge die Landung verhindern könnte. An gewissen Stellen werfen sie Eßwaaren ins Meer, zur Speise einiger Caraiben, die daselbst ersoffen sind, allein jetzo, wie sie sagen, unten im Meer wohnen. Wenn sie es unterliessen, so glauben sie, daß ihr Fahrzeug umschlagen würde. Sehen sie eine dicke Regenwolke, so blasen sie alle in die Luft, um den Regen auf eine andre Seite zu jagen; und um das ungestüme Meer ruhig zu machen, so kauen sie Cassava und speyen es theils gen Himmel theils ins Meer, um ihren Gott zu befriedigen, der vielleicht deswegen böse ist, weil er Hunger hat.

Die Caraiben haben wirklich wohlgestalte und gut proportionirte Körper; sie sind von mitler Grösse, von breiten Schultern und Hüften und starkem Ansehn. Man findet sehr wenig ungestalte und von der Natur verwahrlosete unter ihnen. Die meisten haben ein rundes volles Gesicht, einen nicht grossen Mund, und sehr weisse Zähne. Ihre Haut ist olivenfarbig. Diese Farbe erstreckt sich bis auf ihre Augen, die klein, schwarz und lebhaft sind. Stirn und Nasen sind durch Kunst plat geformt, denn die Mütter drücken die Kinder von dem Tage ihrer Geburt an, und die ganze Zeit über, daß sie solche säugen, beständig flach, weil sie glauben, daß hierin die Schönheit besteht. Ihre Haare sind sehr schwarz und lang; sie werden oft gekämmt und beöhlt, und sodann mit hölzernen Nadeln auf dem Kopf zierlich befestigt; der fernere Kopfputz besteht in kleinen Stücken von Glas und

Metal,

Metal, die mit Papageyenfedern vermischt sind. Sie tragen keinen Barth, sondern reissen sich mit einem Messer die Barthhaare eins nach dem andern aus. Ehe sie unsre Messer kannten, bedienten sie sich hiezu eines scharfschneidenden Krauts. Ihre Füsse sind groß und sehr abgehärtet, weil sie immer baarfuß gehn.

Die natürliche Farbe ihrer Haut wird durch eine künstlich rothe mit Oel zubereitete Farbe verdrängt, wo mit sie den ganzen Körper bemahlen. Die Alten lassen sich blos mit der Hand die Farbe aufschmieren, allein die jungen Wilden beobachten dabey Kunst; sie mahlen sich spanische Schnurbärte, Narben und Wunden auf Stirne und Wangen bis an die Ohren, desgleichen rund um den Mund und die Spitze der Nase, so daß sie wie geschunden aussehn. Viele mahlen ein Auge schwarz und das andre roth; andre bedienen sich ganz der schwarzen Farbe, da denn ihre Gestalt gräßlich ist.

Die Caraiben haben alle die Ohren, die Unterlippe und das Nasenbein durchlöchert. Dieses geschieht, wenn sie noch an der Brust liegen. Die Mutter wählt gewöhnlich einige Wochen nach ihrer Niederkunft ein zu diesen Operationen geschicktes Weib. Sobald die Löcher mit einem Dorn gemacht sind, wird ein Faden durchgezogen, und dabey dem Kinde ein Name gegeben. Ist es ein Knabe, so erhält er den Namen eines Baums, eines Fisches, eines Vogels, oder auch irgend eines Vorfalls; denn der Name des Vaters geht die Kinder nichts an, da jeder Wilde seinen eignen hat.

Ihre Ohren, ihr Nasenbein, und ihr Hals werden mit Caracolis behangen. Dieses sind Stücken von Metal verschiedener Größe, die sie von den Spaniern bekommen, und dafür bisweilen sogar einen Neger hingeben. Von allen

ihren

ihren Zierrathen schätzen sie nichts so hoch wie diese Caracolis. Sie tragen auch statt eines Gürtels grosse Schnüre Zähne von allerhand Thieren und Nägeln von Tigern. Viele tragen auf den Rücken die Flügel eines grossen Vogels, oder wohl ein Dutzend Vogelfüsse, die auf einem Stück Tigerfell befestigt sind. Die Alten haben auch oft an ihrem Halse kleine Knochen von ihren Feinden hangen, deren Fleisch sie verzehrt haben. Aus diesen Knochen machen sie Pfeiffen.

Der Kopfputz der Weiber ist dem männlichen ähnlich, nur daß sie Muscheln und viele Fingerhüte in ihre Haare stecken. Sie tragen auch Gürtel, woran allerhand Stein- und Glaßwerk hängt, das beym Gehen und Tanzen ein grosses Geräusch macht. Ihre Halsbänder bestehn in Glaskorallen und grünen Steinen, die vom Amazonenfluß herkommen, und ihr gröster Schmuck sind, den sie nur an Festtagen und bey Besuchen anlegen. Ihre Füsse sind bis an die Waden mit Baumwolle bekleidet, die sie nie abnehmen. Sie röthen und schwärzen sich auch den Körper und mahlen auf ihrer Stirn eine Binde, die nach der Nase zu spitzig ist, so wie in vielen deutschen Provinzen die Witwen haben, und um die Augen mahlen sie kleine schwarze Flecken. Ihre Kinder werden am ganzen Leibe auch so von ihnen bemahlet. Die Mütter bedienen sich hiezu kleiner Pinsel von Haaren gemacht, mit welchen sie allerhand Figuren auf den Körper zeichnen. Eine solche comische Kleidung zu verfertigen ist die Arbeit eines ganzen Tages; die Dauer dieser Kleidung aber ist nicht länger als neun Tage.

Die Weiber gebähren mit wenig Schmerz. Ist die Niederkunft mit Schwierigkeiten verbunden, so helfen sie sich durch die Wurzel einer Pflanze, deren Saft sie ausdrücken und trinken. Sobald das Kind gebohren ist, wird

es sogleich gebadet. Die Mutter verrichtet den folgenden Tag schon ihre häusliche Arbeit, als ob nichts geschehn sey, wobey sie jedoch einige Tage fasten muß; denn ihre Nahrung ist in dieser Zeit nichts als trockne Cassava und laues Wasser.

Wenn das Kind ein Knabe ist, so herrscht hier der unsinnige Gebrauch, daß sich der Vater gleich nach der Niederkunft der Mutter ins Bette legt, und die Rolle der Gebährerinn spielt. Er hat zu diesem Endzweck eine kleine abgesonderte Hütte, allwo er drey Monat lang fastet. Die zehn ersten Tage genießt er bloß trockne Cassava und Wasser; nachher aber trinkt er täglich etwas Uiku; aller andern Nahrungsmittel aber enthält er sich, und spart sie für das grosse Gastmahl, das auf diese Diät folgt. Er geht nie aus als des Nachts und nimmt auch keine Besuche an, aus Furcht jemand zu sehen, der Fisch gegessen hätte, da denn dieser Fischgeruch ihn leicht verführen könnte, seine Fasten zu brechen. Die Folge dieses Leichtsinns wäre, daß die Mutter krank, und das Kind kein muthiger Mann werden würde. Wenn die bestimmte Zeit verflossen ist, so werden zwey Caraiben ausgesucht, um diesen Faster gleichsam zu schinden, der gewöhnlich schon einem Gerippe ähnlich sieht. Man führt ihn auf den öffentlichen Platz, wo er mit auseinandergebreiteten Beinen aufrecht stehn muß, die Arme werden ihm von zwey starken Wilden gehalten, da denn die Auserwählten anfangen mit Fischzähnen, die so schneidend wie die Lanzetten sind, ihm die Haut zu zerfetzen und aufzureissen. Zuerst geschieht dieses in beyden Seiten, nachher auf den Schultern, dann auf den Armen bis an die Hände, und endlich die Lenden herunter bis an die Knie, ohne jedoch die Gelenke zu berühren. Diese Marter leidet er geduldig ohne zu schreyen und zu klagen, allein nicht ohne zu zittern, weil es ihm nach einem so langen Fasten an natürlicher Wärme fehlt,

und

und der Verlust des Blutes ihn noch schwächer macht. Nun wird eine Sauce zubereitet von Rukublättern, Piinankörnern und Tobacksſaft, womit man ihm seine Wunden salbt, und in diesem Zustande von Blut triesend wird er auf einen rothbemahlten Sessel gesetzt, da denn die Weiber ihm Speise bringen, die die Alten ihm in Bissen zum Munde führen wie einem kleinen Kinde, und ihm den Kopf halten wenn er winkt. Während der vorbeschriebenen Operation steht er auf zwey Stücken Cassava, die ganz mit seinem Blut benetzt werden, womit man das Gesicht des Kindes beschmiert. Je mehr der Vater Geduld bewiesen hat, je mehr glaubt man wird der Knabe Muth bekommen. Nach geendigter Ceremonie wird er wieder zu Bette gebracht, wo er noch einige Tage zubringt, um sich auszuruhen.

Hiermit aber ist noch nicht alles geendigt, denn der Vater muß sich sechs Monat lang enthalten das Fleisch von verschiedenen Thieren zu essen, aus Furcht daß die Kinder an ihren Eigenschaften und natürlichen Fehlern Antheil nehmen könnten. Z. B. wenn der Vater von einer Schildkröte äße, so würde das Kind ihrer Meinung nach plump werden, und kein Gehirn bekommen, vom Papagey würde es die Nase, und überhaupt von allen Thieren die ungestaltesten Glieder annehmen. Diese lange Fasten geschehn jedoch nur bey der Geburt des ersten mänlichen Kindes, bey den übrigen ist eine Diät von vier oder fünf Tagen hinreichend.

Die Mütter tragen grosse Sorgfalt für ihre Kinder, die sie überall auf ihren Armen, oder in einer Scherpe herumtragen, und nie windeln oder bewickeln. Sobald sie von der Mutterbrust entwöhnet werden, so kaut man ihnen Feld- und Baumfrüchte vor, und dies ist ihre Nahrung bis sie stärker werden. Sie finden einen grossen Gefallen Kreide zu

eßen. Wenn die Kinder vier oder fünf Jahre alt sind, so folgen die Söhne dem Vater nach und eßen mit ihm, so wie die Töchter mit der Mutter. Die Knaben lernen mit dem Bogen umgehen, zu schwimmen, zu fischen, und kleine Körbe zu machen; die Mädgen aber Hängematten zu verfertigen. Ist jemand krank oder verwundet, so schickt er zu seinem Bruder, Schwester, oder sonst einem Verwandten, um sie zu erinnern dieses oder jenes nicht zu eßen, weil dadurch ihrer Meinung nach das Uebel vermehrt werden würde. Ist ein Knabe bestimmt ein Anführer im Kriege zu werden, so erhält er eine eigne Erziehung. Man sucht erst einen gewissen Raubvogel zu bekommen, den man Uaki nennt; dieser wird von dem Jüngling bis an dem Tage ernährt, wo die Einweihungs Ceremonie geschehn soll; sodann versammlet der Vater die Aeltesten des Orts, und stellt ihnen seinen Sohn auf einem kleinen Sessel sitzend vor. Nachdem er ihn ermuntert hat Rache an seinen Feinden auszuüben, so ergreift er den Vogel bey den Beinen, und zerschmettert solchen auf den Kopf des jungen Wilden. Obgleich dieser nun durch die gewaltsamen Schläge ganz betäubt wird, so darf er doch kein Zeichen des Mißfallens oder des Schmerzens von sich geben, ja nicht einmahl das Gesicht verziehn, wenn er nicht für feigherzig gehalten seyn will. Der Vater reißt sodann dem Vogel noch lebend das Herz aus dem Leibe, und giebt dem Sohn solches zu verschlingen, damit er Muth bekömmt, das Herz seines Feindes zu verzehren. Man ritzt ihm nachher die Haut auf an allen Theilen seines Leibes, und reibt die Wunden mit diesem Vogel, den man zuvor in Pinan-Wasser getunkt hat. Wenn dieses geschehn, so wird für ihn in einer abgesonderten Hütte eine Hängematte aufgehängt, worin er einige Tage lang fasten muß. Manche aber warten das Spiel nicht bis zu Ende ab, sondern geben ihre ehrgeitzigen Prätensionen beyzeiten auf.

Die

Die Heyrathen betreffend so geschehn diese ohne grosse Ceremonie. Bißweilen wählen die Männer, aber noch öfterer werden ihnen die Mädgen vom Vater oder der Mutter angetragen. Manche legen sich ohne ein Wort zu sagen zu einem Mädgen das ihnen gefällt, und so ist die Heyrath geschlossen. Den folgenden Morgen wird der Herr Gemahl von ihr vor aller Augen gekämmt, sie bringt ihm Cassava, und erklärt hierdurch öffentlich die vollzogene Hochzeit. Wenn ein Caraibe zu einer Witwe Lust hat; so giebt er ihr davon Nachricht, und läßt ihr drey Tage Bedenkzeit sich zu entschliessen.

Ein alter Mann nimmt bisweilen ein junges Mädgen, und eine alte Frau ohne Zähne einen Jüngling. Diese alten Weiber sind gewöhnlich Herr in der Hütte. Es giebt Mütter, die aus Ungeduld, ihre Töchter geschwind an Mann zu bringen, solche Preiß geben; dennoch hindert dieses nicht, daß andre kommen sie wirklich zu heyrathen. Mancher nimmt seine eigne Tochter zur Frau, andre Mütter und Töchter zugleich, oder auch beyde Schwestern. Einige haben sechs auch sieben Weiber, und wenn der Umstand nicht wäre, sie ernähren zu müssen, so würden sie noch mehrere nehmen.

Eine sonderbare Gewohnheit muß hiebey nicht vergessen werden. Wenn nehmlich ein Weib schwanger ist, so kommen oft Caraiben zu den Aeltern, um von ihnen das Kind zur Frau zu verlangen, im Fall es ein Mädgen ist. Wird es ihm zugesagt, so bezeichnet er die Mutter wie ein Stück Hornvieh, und macht ihr mit Rucu ein grosses Kreuz auf den Bauch. Ist das Mädgen sieben oder acht Jahre alt, so nimmt er sie zu sich und schläft bey ihr, um sie beyzeiten zu gewöhnen.

Bey

Bey ihren Krankheiten haben sie wenig Hülfsmittel. Einige Kräuter machen bey Wunden und allen Zufällen überhaupt ihre ganze Medicin aus. Wenn der Kranke gleich auf dem Punct zu sterben ist, so geben sie ihm doch keine andre Nahrung als diejenige, die er in gesunden Tagen zu sich nimmt. Sie haben kein Mitleiden mit ihm, sondern verlassen ihn wie ein hinfallendes Thier.

Sobald ein Caraibe gestorben ist, waschen ihn die Weiber, kämmen ihn, und bemahlen ihn, sodann legen sie ihn in seine Hängematte, die ihm eine zeitlang zum Paradebette dient, in welche sie ihn auch nachher einwickeln und begraben. Das Grab wird in der Hütte selbst gemacht, denn nie werden ihre Todten unter freyen Himmel beerdigt. In das gemachte Loch setzen sie den Körper hinein, dessen Stellung sitzend ist, mit auf die Knie gestützten Armen, die auch bisweilen kreuzweise über die Brust gelegt sind; das Gesicht ist nach oben zu gekehrt, und auf seine Augen werden zwey kleine Canarienvögel gelegt, damit er seine Verwandten nicht sehen, und sie dadurch krank machen möge. Das Loch wird sodann von einem Wilden mit Brettern bedeckt, die von den Weibern mit Erde beworfen werden. Rings umher wird ein Feuer gemacht, um die Luft zu reinigen, darin sie auch alle Kleidungsstücke des Verstorbenen verbrennen. Wenn er einen Neger gehabt hat, so bringen sie ihn auch um, wenn er sich nicht beyzeiten aus dem Staube macht, damit er seinem Herrn in der andern Welt dienen könne. Auch wird sein Hund mit ihm begraben, desgleichen einige Vögel, und ein Theil seines Hausgeräths. Ist dieses geschehn, so fangen sie entsetzlich an zu schreyen und zu wehklagen. Dieses setzen sie die ganze Nacht fort. Man sieht sie zu gleicher Zeit tanzen, weinen und singen. Dieser Gesang besteht nur in wenig Worten, die sie beständig wiederhohlen. Z. B.

„Warum

„Warum bist du gestorben? Warst du des Lebens müde?
„Hat es dir an Maniec gefehlt? u. s. w.„ Ist er umgebracht worden, so sagen sie etwas gegen seinen Mörder, oder loben auch den Todten. Während dem Singen wenden sie sich immer im Zirkel herum. Zu dieser Trauer-Ceremonie kommen auch die Verwandten aus den andern Hütten. Diejenigen, die den grösten Beweiß ihres Leidwesens geben wollen, schneiden sich die Haare ab.

Ihrer Tradition zufolge verbrannten die Caraiben ehmahls die Körper ihrer Anführer im Kriege, und vermischten die Asche mit ihrem Getränke. Diese Gewohnheit, sagen sie, sey deshalb abgestellt worden, weil es keine sehr muthige Krieger mehr unter ihnen gäbe. Das Vorgeben aber ist grundfalsch daß die Caraiben ihre alten Väter erschlagen, weil sie solche als eine unnütze Last ansehen, und sie dadurch glauben ihnen einen Dienst zu leisten, der sie von den Beschwerlichkeiten des Alters befreyet. Nie hat dieser Gebrauch bey ihnen statt gefunden, auch lieben sie zu sehr das Leben, wie oben gesagt, um solche Dienstleistungen zu wünschen.

Die Tänze sind bey diesem Volk sowohl Zeichen der Freude als der Traurigkeit. Bey ihren Begräbnissen tanzen sie langsam und mit wehmüthigen Geberden; hingegen bey andern Vorfällen als z. B. Sonnen- Mond- Finsternissen, Erdbeben, u. s. w. machen sie gewaltsame Bewegungen. Sie sagen, daß das Erdbeben eine Erinnerung für sie zum Tanze ist, damit sie sich wohl befinden sollen; daher ein solches Fest auch von ihnen feyerlich begangen wird. Sie machen sich Larven von verschiedenen Farben und Figuren, legen ihre besten Kleidungsstücke an, ihren besten Hauptschmuck, Ohrgehänke, Lippen- und Nasegehänke, Hals-

und

und Armbänder, Gürtel u. s. w. alles mit vielen kleinen Muscheln behangen. In einigen Tänzen äffen sie die Thiere nach; in andern tanzen sie in zwey Banden abgetheilt, die Männer auf der einen, und die Weiber auf der andern Seite; alle sehen sich dabey einander an, und machen allerley Grimassen und Posituren. Sie krümmen sich alle mit den Fingern in dem Mund, und formiren einen Zirkel, und dann richten sie sich wieder alle zugleich auf und schreyen. Die Weiber halten beym Tanzen ihre Brüste.

Die Sprache der Caraiben ist unter beyden Geschlechtern verschieden, wodurch die Tradition Glaubwürdigkeit erhält, daß nehmlich ein Volk in den Antillischen Inseln ganz ausgerottet wurde, nur die Weiber ließ man leben, und vertheilte sie. Ohnerachtet dieser Verschiedenheit verstehen sie einander doch; nur geschicht dieses nicht, wenn sie von Kriegssachen sprechen, weil alsdann die Alten eine eigne Kunstsprache haben, die ausser ihnen von niemand verstanden wird. Sonst ist ihre Sprache überhaupt sehr arm. Sie können bloß ausdrücken, was in die Sinne fällt; bey den geringsten Operationen des Geistes aber fehlen ihnen die Worte. Sie haben nur für drey oder vier Farben Namen.

Diese Nation der Caraiben nimmt zusehends ab, so daß in wenigen Menschenaltern keine Spur von ihr mehr vorhanden seyn dürfte

T.

II.

Skizze von dem Leben der Kayserin Eudocia, Gemahlin Theodosius des Jüngern.

Diese Geschichte eines schönen und tugendhaften Mädgens, die aus dem Privatstande auf den kayserlichen Thron erhoben wurde, hat ein romanhaftes Ansehn, indessen geschah dieser seltene Vorfall würklich bey der Vermählung des Kaysers Theodosius des Jüngern mit der Eudocia. *) Der ursprüngliche Name dieses berühmten Frauenzimmers war Athenais; sie wurde von ihrem Vater Leontius, einem Atheniensischen Sophisten, in der Religion der alten Griechen erzogen, und in ihren Wissenschaften eingeweiht. Dieser Philosoph hatte eine so gute Meinung von seinen Zeitgenossen, daß er bey seinem Tode sein ganzes Vermögen zwischen seine beyden Söhne theilte, und seiner Tochter nur ein kleines Vermächtniß von hundert Goldstücken hinterließ, in der festen Ueberzeugung, daß ihre Schönheit und Verdienste hinreichend wären ihr Glück zu machen. Der Geiz und die Eifersucht ihrer Brüder nöthigten aber bald nach dem Tode ihres Vaters die schöne Athenais, nach Constantinopel zu flüchten, um sich zu den Füßen der Pulcheria zu werfen, in der Hofnung, von ihr Gerechtigkeit, oder ihre Gunst zu erlangen.

*) Diese Prinzeßin muß mit der Eudoxia, Gemahlin des Kaysers Arcadius, nicht verwechselt werden, die den Monarchen ganz beherrschte, und den heiligen Chrysostomus so sehr verfolgte.

A. d. H.

Eudocia fuhr fort, mitten im Glanz des Hofes sich mit den Wissenschaften und Künsten zu beschäftigen, denen sie ihre Grösse schuldig war. Ihre Talente wurden zur Ehre der Religion und ihres Gemahls angewandt. Sie verfertigte eine poetische Paraphrase der ersten acht Bücher des alten Testaments, und von den Weissagungen des Daniel und Zacharia; ferner eine Auslegung gewisser Verse des Homer, die auf das Leben und die Wunder Christi angewandt wurden; desgleichen die Legende des heiligen Cyprianus, und eine Lobrede auf die persischen Siege des Theodosius. Diese Schriften, die von einem sklavischen und abergläubischen Zeitalter hochgepriesen wurden, sind zwar keine Meisterwerke, doch hat sie eine erleuchtete Critik eben nicht verächtlich behandelt. *) Die grosse Liebe des Kaysers zu seiner Gemahlin wurde weder durch die Zeit noch durch den Besitz verringert, und sobald sie ihre Tochter vermählt hatte, erhielt sie Erlaubniß, ihr gethanes Gelübde in Ansehung einer feyerlichen Pilgrimmschaft nach Jerusalem zu vollziehen. Ihr prachtvoller Zug durch den Orient scheint sich jedoch mit dem Geist der christlichen Demuth nicht wohl zu vereinigen. Sie bestieg in Antiochia einen Thron, der mit Gold und Edelsteinen bedeckt war, von welchem sie den versammleten Senat sehr beredt harangirte; sie erklärte ihre wohlthätige Absicht, die Mauern der Stadt zu erweitern, gab ein Geschenk von 200 Pfund Gold her, um die öffentlichen Bäder wiederherzustellen,

*) Das Homerische Cento ist noch vorhanden und ist oft gedruckt worden, allein die besten Kunstrichter schreiben dieses schlechte Product nicht der Eudocia zu. Eine andre Kaiserin dieses Namens, die im eilften Jahrhundert lebte, trug unter dem Titel: Jonia, eine Art von Wörterbuch zusammen, wo die Geschichte mit der Fabel vermischt war. Das Mspt. davon ist noch in mehrern Bibliotheken zu finden.

len, und nahm die Statuen an, die die Dankbarkeit von Antiochia ihr errichten ließ. Im heiligen Lande übertrafen ihre Almosen und frommen Stiftungen selbst die Freyheit der grossen Helena, und obgleich der öffentliche Schatz durch diese ausnehmende Verschwendung erschöpft wurde, so hatte sie doch die grosse Zufriedenheit, die Ketten des heiligen Petrus, den rechten Arm des heiligen Stephanus, und ein unbezweifeltes Gemählde der Jungfrau Maria, vom Evangelisten Lucas gemahlt, mit sich nach Constantinopel zu nehmen.

Diese Pilgrimmschaft aber war auch das Ende des Glücks und des Ruhms der Eudocia. Gesättiget mit leeren Pomp, und ihrer Dankbarkeit gegen die Pulcheria nicht länger eingedenk, gab sie ihrem Ehrgeitz Raum, und wollte durchaus das Reich regieren. Der Hof wurde in Factionen getheilt, und durch diese weibliche Uneinigkeit die bisherige Ruhe im kayserlichen Pallast gänzlich gestört. Der Sieg blieb endlich der Schwester des Theodosius. Die Hinrichtung des Paulinus, der eine Art von Hofmarschall war, und die Ungnade des Cyrus, Präfect der prätorianischen Cohorten, überzeugte jederman, daß die Gunst der Eudocia nicht hinreichend wäre, ihre getreuesten Freunde zu beschützen, wobey noch die ungemein schöne Bildung des Paulinus das geheime Gerücht veranlaßte, daß sein eigentliches Verbrechen eine glückliche Liebe gewésen sey. Sobald die Kayserin wahrnahm, daß die Neigung ihres Gemahls unwiederbringlich verlohren war, so bath sie um Erlaubniß, sich nach Jerusalem in die Einsamkeit zu begeben. Diese Bitte wurde ihr gewährt, aber die Eifersucht des Theodosius oder die Rachbegier der Pulcheria verfolgte sie auch bis zu diesem Zufluchtsort, und Saturninus, einer von den grossen Hofbeamten, erhielt den Auftrag, zwey Geistliche, ihre vertrautesten

Diener,

Diener, mit dem Tode zu bestrafen. Dieses geschah. Eudocia aber rächte sie durch den Meuchelmord des Saturninus. Die wütende Leidenschaften, die sie bey dieser verdächtigen Gelegenheit zeigte, scheint die Strenge des Theodosius zu rechtfertigen. Die Kayserin wurde nunmehr auf eine höchst entehrende Art ihres Ranges entsetzt, und in den Augen der Welt aufs tiefste erniedrigt. Sie überlebte ihren Fall noch sechszehn Jahre, die mit Andachtsübungen in der Verbannung zugebracht wurden. Die Annäherung des Alters, der Tod des Theodosius, die Unglücksfälle ihrer einzigen Tochter Eudoxia, die als eine Gefangene von Rom nach Carthago geschlept wurde, und die Societät der Mönche von Palestina, stimmten nach und nach ihr Gemüth gänzlich zur Andacht. Nach einer vollkommenen Erfahrung von der Vergänglichkeit der menschlichen Grösse, starb die Tochter des Philosophen Leontius in Jerusalem im 67sten Jahre ihres Lebens, und betheuerte mit ihrem letzten Hauch, daß sie nie die Gränzen der Unschuld und der Ehstandspflichten überschritten hätte. *)

L.

*) Ihr Tod erfolgte im J. 460, wobey zu bemerken ist, daß sie bey ihrer Vermählung mit dem Theodosius bereits acht und zwanzig Jahr alt war.

A. d. H.

III. Nan-

III.

Nancy Collins.

Eine rührende Geschichte. *)

Da ich eines Abends in den Strassen zu Edimburg spazieren gieng, erblickte ich ein junges, sehr reinlich gebildetes Mädchen. Sie näherte sich mir mit einem langsamen Schritt; in dem Augenblick, da sie bey mir vorüber ging, sah sie mich an, und es schien, als ob sie stehen bleiben wollte. Da ich selten den Leuten ins Gesicht zu sehen pflege, so ging ich auch jetzt einige Schritte vorwärts, ohne weiter auf sie zu achten. Während dem setzte sie ihren Weg fort. Mitten durch den äusserlichen Anschein von Elend schimmerte eine reizende Bildung hervor; sie war groß und schlang, und die schmachtende Art, mit welcher sie den Kopf hängen ließ, verbreitete Grazie über jeden ihrer Schritte. Länger konnte ich der Begierde, ihr Schicksal zu erfahren, welches mir äusserst

*) Dieser kleine rührende Roman ist ursprünglich das Werk der Miß Wouters, einer gebohrnen Engländerin. Ob es vielleicht nicht bereits in einer der zahllosen neuern teutschen Sammlungen von Romanen und Erzählungen der Ausländer übersetzt worden sey, wissen wir nicht, da wir überhaupt zu wenig Bekanntschaft mit dergleichen Sammlungen haben. Aber auch selbst in diesem Fall wird das Intereße und die Kürze dieses Geschichtchens uns hinlänglich wegen der Einrückung derselben entschuldigen.

äusserst unglücklich zu seyn schien, nicht widerstehen. Ich kehrte um, und ging dicht neben ihr vorbey; meine Blicke sollten ihr dasjenige verständlich machen, was ich von ihr zu erfahren wünschte. Es gelang mir, sie zum Sprechen zu bringen. Furchtsam erhob sie ihr Auge und sprach mit einer schwachen zitternden Stimme: „Mein Herr, haben Sie doch „Mitleiden mit einer armen Waise.„ — Ich blieb stehen, und grief sogleich mit der Hand in die Tasche, um ihr ein Allmosen zu reichen.

Zugleich bediente ich mich dieses Augenblicks sie genauer zu betrachten. Ihr Gesicht war blaß und ausserordentlich hager, aber demohngeachtet entdeckte man doch noch einige hübsche Züge auf demselben. Ihre braunen Haare, die die Hälfte ihrer Gestalt verhüllten, hingen nachläßig über ihre Schultern herab. Einen schwarzseidenen Lappen, der ihr statt eines Mäntelchens diente, hielt sie mit der einen Hand vorne auf der Brust zusammen, während dem sie die andre mit einer furchtsamen Miene zum Empfang meines Allmosens ausstreckte. Ihre schönen blauen Augen sahen starr auf die Erde nieder, sie machte eine Bewegung als ob sie ihre Hand zurückziehen wollte, als ich ihr zwey Schillinge gab. Indem sie das Geld empfing, sprach sie einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, ließ plötzlich ihren Mantel loß, faltete die Hände, erhob sie gen Himmel und zerfloß in Thränen.

Diese bey Bettlern von Profeßion eben nicht übliche Exclamation verdoppelte meine Neugierde. Ich bat sie, mit mir zu einer Dame zu gehen, die ich kannte.

Bey unsrer Ankunft daselbst, war das junge Frauenzimmer an Kräften so sehr erschöpft, daß es uns Mühe genug

nug kostete, sie zur Erzählung ihrer Geschichte zu bewegen. Endlich aber that sie es doch mit folgenden Worten:

„Mein Name ist Nancy Collins; ich bin aus der „Grafschaft Cumberland gebürtig. Es sind schon einige „Jahre her, seitdem ich meinen Vater verlor. Er hinter„ließ meine Mutter als Wittwe mit zwey Kindern: einen „Knaben von siebzehn Jahren und mich, die noch jünger „war. Die Arbeit meines Bruders und meiner Mutter er„hielten uns in einer ehrbaren Mittelmäßigkeit. Meine „Mutter fuhr nach dem Tode meines Vaters fort, sein kleines „Pachtgut zu bewohnen, wobey sie noch das Recht genoß, mit „einer benachbarten Gemeinde die Weide gemeinschaftlich „zu theilen. Unser Schicksal schien uns sehr glücklich zu seyn; „ach! daß es nur von so kurzer Dauer seyn mußte.

„Verwichenen Sommer machte mein Bruder mit einem „Unterofficier Bekanntschaft, der in der Nachbarschaft von „uns Rekruten warb. Er überredete bald meinen Bruder, „selbst Dienste zu nehmen. Die Begierde, sein Vaterland „zu vertheidigen, machte, daß er schnell genug die heiligen „Bande vergaß, die ihn an seine Heimath hätten fesseln „sollen.

„Nach Verlauf einiger Wochen reiseten Beyde zu ihrem „Regiment ab; ein Zeitpunkt, der für meine Mutter die „traurigsten Folgen hatte. Der Verlust dieses geliebten Soh„nes zog ihr eine tödliche Krankheit zu; von diesem Augen„blick an, nahm ihre Gesundheit täglich mehr ab, endlich „starb sie für Schmerz ..... — Ach! mein Herr — fuhr „Nancy fort, indem sie ihre Thränen abtrocknete — schon „sind es drey Wochen, seitdem ich eine Wayse bin. Dieser „Zeitpunkt war der Anfang meines Unglücks.

„Bald

„Bald nach dem Tode meiner Mutter bemächtigte sich „der herrschaftliche Verwalter der ganzen Verlassenschaft „meiner Eltern unter dem Vorwand, daß sie das Pachtgeld „rückständig geblieben wären. Ich war ohne Stütze, nie„mand nahm sich meines traurigen Schicksals an, was „konnte ich also wohl anders thun, als dem Mächtigern „weichen.

„Ich hörte, daß das Regiment, unter welchem mein „Bruder diente, in Schottland stand, und reisete dahin ab, „denn er war nun noch der einzige, auf den ich in der Welt „Anspruch machen konnte. Bey meiner Ankunft sagte man „mir, das Regiment wäre bereits vor drey Monaten einge„schift und befände sich jetzt fern von hier. — — — Der „Name des Landes, wo es hingeschickt war, blieb mir unbe„kannt.... Ach! mein Herr, diese Nachricht durchschauerte „mein Herz.... Seit diesem Augenblick — fuhr sie fort, „indem sie ihre Hand auf ihre Brust legte — fühl ich hier „etwas, das mir die grausamsten Leiden verursacht.„ — Sie weinte bitterlich; ihre Thränen erstickten ihre Worte. Ich bat sie sich zu beruhigen, und schmeichelte ihr mit einer glücklichern Zukunft. — „Sagen Sie, meine liebe Nancy — „sagte meine Freundin zu ihr — wodurch sind Sie denn ei„gentlich in Ihren jetzigen unglücklichen Zustand gerathen? — „Ach! Madam — erwiederte sie — ich war noch nicht am „Ende meiner Unfälle. Ohne einen Menschen zu kennen, „muste ich einen Zufluchtsort aufsuchen. Ich wußte nicht, an „wen ich mich wenden sollte; endlich nahm mich eine Frau „bey sich auf. Ich erzählte ihr die Geschichte meiner Leiden, „sie schien von meiner traurigen Lage gerührt zu seyn, gab „mir ein Bett und Eßen, nebst dem Versprechen, mir Ar„beit zu verschaffen. Ich hatte noch einiges Geräthe, wel„ches man mir erlaubt hatte nach dem Absterben meiner

„Mutter zu mir zu nehmen: hierin bestand der ganze Reich=
„thum, den ich noch in der Welt besaß. Aber ach! vor=
„gestern Nacht wurde mir, indem ich schlief, alles gestohlen.
„Da ich nun keine Sicherheit mehr für meine Miethe stellen
„konnte, so kündigte meine Wirthin mir das Quartier auf;
„ich mußte auf der Stelle das Haus räumen. Von diesem
„Augenblick an war ich ohne Obdach. Zwey ganze Nächte
„habe ich, aller Nothdurft beraubt und Wind und Wetter
„ausgesetzt, auf der Strasse zubringen müssen.„ — Hier
schwieg sie; ihr Schmerz hinderte sie mehr zu sagen. —

Meine Freundin und ich gaben uns alle ersinnliche
Mühe sie zu trösten. Ach! — rief sie mit schwacher Stim=
me aus — „warum kann ich nicht leben, um so viel Güte
„gehörig zu erkennen? — Alle nur erdenkliche Hülfsmittel
wurden versucht, wir ließen es ihr an nichts fehlen; aber
alle unsre Bemühungen waren umsonst. Ihr zärtlich weich=
licher Körper unterlag den ausgestandenen Beschwerden und
dem Gram, der unaufhörlich an ihrem Herzen nagte. Un=
vermerkt nahm sie immer mehr und mehr ab. Einige Au=
genblicke vor ihrem Tode verlangte sie noch mit mir zu spre=
chen. Sogleich eilte ich zu meiner Freundin, die ich bey
dem Bette der Sterbenden antraf. Sobald Nancy mich er=
blickte, machte sie eine kleine silberne Schaumünze loß, die
an ihrem Halse hieng. „Diese Medaille — sagte sie — ge=
„hörte meiner Mutter, ich habe sie immer sorgfältig aufbe=
„wahret und nichts in der Welt würde mich haben bewegen
„können, sie wegzugeben. Dürft ich's wagen — setzte sie
„mit einer schwachen beynahe schon athemlosen Stimme hin=
„zu — Sie, mein Herr, noch um eine Gefälligkeit zu bit=
„ten?„ — Ich antwortete, daß sie alles, was sie nur
wollte, von mir verlangen sollte; — „Wenn es sich glück=
„licherweise einmal ereignete — erwiederte sie — daß sie mei=
„nen

„nen Bruder zu Gesicht bekämmen, so sagen sie ihm, daß
„die unglüliche Nancy dieses Kleinod für ihn aufbewahrt
„hätte, daß dieses alles sey, was sie von dem zertrümmer-
„ten Vermögen ihrer armen Eltern habe retten können und
„daß ....„ — Noch einmal strengte die Natur ihre letzten
Kräfte an; in Nancys beynahe erloschenem Auge schimmerte
noch eine Thräne; sie starb. Meine Freundin und ich zoll-
ten dem Mißgeschick des unglücklichen Mädchens unsre
Thränen, und beklagten, daß wir sie zu spät hatten kennen
lernen.

R.

IV.

Ursprung der Missionen in Aethiopien.

Die Könige von Portugal hatten durch die Reise des Venetianers Marco Paulo und durch einige Mönche erfahren, daß sich im Orient ein christlicher König befände, der den Namen: der Priester Johannes, führe, und grosse Provinzen beherrsche; sie wünschten daher seine Freundschaft zu erlangen, und beschlossen, ihn zu Wasser und zu Lande aufsuchen zu lassen. Der König Johann II. schickte deßwegen zwey Portugiesen, Pedro Covillon, und Alphonso Pajua, 1487 nach Egypten. Diese giengen von da über das rothe Meer nach Aden in Arabien, woselbst sie hörten, daß ein christlicher König in Aethiopien sey. Da sie indessen nicht

image
not
available

und einem Capelan des Königs nach Aethiopien wieder zurückkehrte. Der Kayser David war indessen mündig geworden. Die Abgeordneten blieben bey ihm sechs Jahre lang, und giengen sodann mit einem abyssinischen Gesandten zurück, der sich im Namen seines Kaysers dem Pabst Clemens VII. unterwarf.

Mahomed, mit dem Beynamen Branaer, Feldherr des aethiopischen Königs von Zeilan, that einige Zeit nachher einen Einfall ins abyssinische Land. Dieser Unfall vermochte den Kayser David, den König von Portugal um Hülfe zu bitten. Er schickte ihm zu diesem Endzweck einen Portugiesen und einige Abyssinier als Gesandte. Der Portugiese war Bermudius, der nachher der erste Patriarch in Aethiopien wurde.

Die Hülfe kam jedoch zu spät, denn da der berühmte Christoph de Gama 1540 mit 250 Soldaten in Abyssinien anlangte, so war der Kayser David gestorben, und Claudius war auf dem Thron. Gama schlug jedoch den Mahomed; da er sich aber so tief unter die Feinde stürtzte, um ihren Händen ein Crucifix zu entrissen, so wurde er gefangen genommen, und hernach umgebracht. Claudius hatte den Portugiesen den dritten Theil seines Reichs versprochen, wenn sie den Sieg erhalten würden; anstatt dessen aber verfolgte er sie, besonders aber den Patriarchen Bermudius, mit der grösten Undankbarkeit, da die Gefahr vorüber war.

Bermudius war ein sehr rechtschaffener Mann, der sich aber besser zum Kriege, als zum geistlichen Stand schickte. Der Pater Nuncius Baretti, ein portugiesischer Jesuit, wurde nachher vom Pabst Julius III. zum Patriarchen ernannt; da man aber zweifelte, ob ihn der Kayser Claudius aufnehmen

men würde, so schickte man zuvor einige Jesuiten an ihn ab, um seine Gesinnungen zn endecken. Unter ihnen war Andreas Oviedo, ein spanischer Jesuit, der hernach Bischof von Nicea und Patriarch von Aethiopien wurde. Man fand daß der Kayser sich im Kopf gesetzt hatte, daß die Portugiesen die Absicht hätten, ihm sein Königreich zu nehmen, daher er durchaus abschlug, ihre Niederlassung in seinem Reiche zu bewilligen. Dieser Weigerung zufolge wurde er förmlich excommunicirt. Bald nachher kam Claudius in einer Schlacht um. Da er keine Kinder hinterließ, so folgte ihm Adamas Seguedus, sein Bruder, in der Regierung. Dieser Kayser war eine zeitlang bey den Türken gefangen gewesen, und hatte ihre rauhe Gemüthsart angenommen, daher er die catholischen Christen mit vieler Härte behandelte. Er wurde im Jahr 1563 ermordet. Sein Sohn Malak Seguedus folgte ihm auf dem Thron, der den Catholiken geneigt war, so wie auch sein Nachfolger Zandequil, der ebenfalls ermordet wurde. Um diese Zeit starb auch der Patriarch Baretti, und Oviedo ward an seiner Stelle erwählt; da aber dieser Abyssinien bereits verlassen hatte, so wollte er nicht wieder dahin zurück gehen. Dennoch blieb er Patriarch so lange er lebte. Nach seinem Tode aber erhielt diese Würde Alphonso Mendez, ein portugiesischer Jesuit, der nach unglaublichen Beschwerlichkeiten und Gefahren in Abyssinien ankam.

Die Abyssinier beobachten bey ihrem Gottesdienst die griechischen Gebräuche. Sie liessen ehedem gewöhnlich ihren Patriarchen, den sie Abunas nennen, aus Alexandria kommen. Die Messe wird gänz in der Landessprache gehalten. Ihre Kelche sind von Silber und von Kupfer, desgleichen ihre Glocken von Eisen oder von Stein. Sie betreten nie die Kirche, ohne vorher ihre Schuhe ausgezogen zu haben; auch

speien

speien sie nie darin aus. Sie verehren die Bilder der Heiligen, besonders das Bild der Jungfrau Maria. Zu ihrem Gottesdienst gehören auch Wachskerzen. Das Osterfest wird von den Abyssiniern sehr feyerlich begangen. Alvarez, ein Portugiese, der sich lange bey ihnen aufgehalten, sahe am Osterfest 6000 Menschen, alle mit Wachskerzen in den Händen, die von dem Thor der Kirche an zwey Reihen formirten, durch welche der Kayser seinen Weg nahm. Wenn dieser Monarch sich sonst sehen läßt, so gehen immer vier Priester vor ihm her, die dreyzehen heilige Steine auf ihren Schultern tragen, ganz mit Gold- und Seidenstoffen bedeckt. Vor ihnen gehen andre Priester mit Rauchfässern und einem Glökgen. Sobald diese ertönt, steht jedermann stille, und diejenigen, die zu Pferde sind, steigen ab.

Die Fasten werden von den Abyssiniern scrupulös beobachtet, denn sie verlängern die Fastenzeit, um den Sonnabend und den Sonntag wieder einzubringen, an welchen Tagen sie nicht fasten. Sie eßen alsdann nur einmal des Tages, und zwar beym Anbruch der Nacht. Vor dieser Nachtmahlzeit aber hören sie die Messe an, bey welcher alle communicren. Viele geistliche und weltliche Personen geniessen die ganze Fastenzeit durch nichts als Wasser und Brod. Es ist ihnen zwar erlaubt, Fische und Zugemüse zu essen, sie haben aber nicht die Industrie dergleichen zu bekommen. Alvarez versihert, viele Priester und Mönche gesehen zu haben, die des Mitwochs und Freytags aus Pänitenz Stunden lang bis am Halse in kaltem Wasser stunden. Das Fasten schwächt die Abyssinier so sehr, daß ihre Feinde gewöhnlich diese Fastenzeit erwählen um sie anzugreifen, da sie denn mehrentheils Vortheile erlangen.

Ausser

Ausser der Fastenzeit vor Ostern fasten Geistliche und Layen auch vom Dreyfaltigkeitsfest bis zum Advent. Die Gastfreyheit ist bey den Abyssiniern sehr im Gebrauch. Was ihre Heyrathen betrift, so verbietet ihnen die Kirche, mehrere Weiber zugleich zu nehmen, und bestraft diejenigen mit der Excommunication, die dieses Gesetz übertreten; die weltlichen Richter aber bestrafen diese Handlung nicht, daher sie oft begangen wird. Sie verstossen ihre Weiber aus den unbedeutendsten Ursachen. Ein sehr wunderlicher Gebrauch ist folgender: Mann und Weib schneiden ihre Haare ab, tunken sie in Wein und Honig, und verwechseln sodann solche, so daß des Mannes Haare auf dem Kopf des Weibes, die ihrigen hingegen auf dem seinigen befestiget werden.

Von der Firmelung und letzten Oehlung wollen sie nichts wissen. Die ihnen auferlegte Bußübungen sind gewöhnlich sehr hart. Oft verordnet man ihnen, ein ganzes Jahr durch zu fasten.

Nach der Legende schreibt man dem heiligen Matheus die Bekehrung der Abyssinier zum christlichen Glauben zu, so wie er auch die Einwohner von Nubien bekehrt haben soll. Andre geben diese Ehre einem Verschnittenen der Königin Candace. Der Kayser frug eines Tages den Alvarez, woher es käme, daß es in andern Ländern eine so grosse Menge Märtyrer gegeben habe, und keine in Abyssinien gewesen wären. Alvarez antwortete, die Ursache sey, weil die Beherrscher dieses Reichs früher als ihre Völker die christliche Religion angenommen hätten, und ihr beständig sehr getreu geblieben wären.

E.

V. Zu-

V.

Zusatz zu den im Journal befindlichen Briefen über Sachsen.

Eingesandt an den Herausgeber.

Der Verfasser der schön geschriebenen Briefe über Sachsen, die in der periodischen Schrift-Litteratur und Völkerkunde, eingerückt sind, hat bey Freyberg eine Gegend unbemerkt gelassen, welche vielleicht eine der herrlichsten in Deutschland ist. Eine kleine Viertelstunde von dem Hüttenwerke sieht man auf der einen Seite anmuthige mit Wald und Buschwerk geschmückte Felsen und einen Wasserfall; auf der andern die stets dampfenden Hütten-Häuser; im Thal fließt ein Bach, über welchen eine alte römische Brücke in vielen majestätisch gewölbten Bögen bis zu dem Hüttenwerk fortläuft, die man jetzt dazu anwendet, Wasser zu einem Stollen zu leiten. Der berühmte ehmalige sächsische Hofmaler, Alexander Thiele, hat diese Gegend von zwey verschiedenen Aussichten in beträchtlicher Größe gemahlt. Beyde Bilder stehen in der kleinen churfürstl. sächsischen Gallerie in dem ehmahls Brühlischen Garten auf dem Zwinger. Herr Zingk, oder einer seiner braven Zöglinge, sollte sie in Kupfer stechen.

D.

VI. Nach-

VI.

Nachricht von einem merkwürdigen Schifbruch an der Küste von Bengalen.

Aus dem Tagebuch eines holländischen Seefahrers.

(Beschluß.)

Da unser Elend täglich zunahm, so wie die Kräfte abnahmen, so berathschlagten wir uns aufs neue über die Mittel, demselben zu entgehen. Alle kamen darin überein, daß, wenn nicht eine Art von Fahrzeug gebaut würde, die uns aufs feste Land brächte, so würden wir hier alle unfehlbar verhungern müssen. Seitdem die Hofnung wegen der Rückkehr unsrer Cammeraden aufgehört hatte, so war dies noch unsre einzige Aussicht; iedermann stimmte also dem Vorschlage bey. Allein die Schwierigkeiten, wieder ein Floß zu bauen, waren nicht gering, denn wir fanden nach einer genauen Untersuchung, daß es uns wirklich an denen dazu nöthigen Kräften fehlte. Es wurde deswegen beschlossen, noch einige Zeit mit Geduld abzuwarten.

Nach einigen andern gethanen Vorschlägen sagte der Capitain, daß bey der Nacht angezündete Feuer oft grossen Nutzen gehabt hätten; er meynte, wenn wir ein recht grosses am Strande machten, so würde man es auf zehn bis zwölf Meilen weit bey der Nacht sehen können. Man wählte hierzu einen Ort, der mit trocknen Bäumen umgeben war, diese warfen wir über einander und machten ein gewaltiges Feuer. Ganzer vier Tage und Nächte wurde es mit grossem Eifer unter-

unterhalten, allein nachdem ließ dieser nach, oder vielmehr wir waren zu schwach, des schwere Holz herzuzuschleppen; Der Capitain, ein grosser, starker, gesunder Mann, hörte unsre Klagen kaltblütig an; er maaß unsre Kräfte nach den seinigen, und verlangte deswegen, daß wir ihm bey dem Feuer helfen sollten, welches wir, iedoch mit der größten Beschwerde für uns, thaten. Er erzählte deswegen, um uns aufzumuntern, verschiedene Beyspiele, die dem unsrigen ähnlich, wo aber die Leute am Ende alle gerettet worden waren, und schloß allemal mit der Bemerkung, daß auch wir deswegen nicht müde werden müßten, dies Hülfsmittel zu versuchen. Dies wirkte noch einig Tage, während deren ieder mit größtem Eifer Holz herzuschafte; allein auf einmal verliessen uns die Kräfte völlig, und man ward es ganz überdrüßig, eine Arbeit länger fortzusetzen, deren Nutzen allgemein bezweifelt ward.

Nun hörte man nichts mehr als klagen und murren; die Muthlosigkeit war allgemein, und viele konnten ohne Beyhülfe nicht mehr gehn. Mein Freund war unter dieser Anzahl; er befand sich so schwach, daß er weder sprechen noch den Kopf aufrichten konnte. Die Freundschaft zwischen uns war so stark, daß ich iedes seiner Leiden doppelt fühlte, und zwar weil ich ihm nicht helfen konnte. Ich verließ ihn selten, und suchte ihn wenigstens zu trösten; zuweilen gestand er mir, daß er sich durch meine Vorstellungen wirklich ermuntert fühle. Nach einer von diesen Unterhaltungen stand er mit einem male ziemlich munter auf, sagte, er wolle auf die Jagd gehen, und hoffe gewiß, nicht vergebens. Er betrog sich auch nicht, denn er brachte eine Kröte von ungeheurer Grösse mit; diese kochten wir in einem Topfe, den wir von den Negern, von denen ich schon gesprochen habe, geborgt hatten. Als sie gut war, bat er mich zu Gaste, ich

schlug es erst ab, denn ich errinnerte mich an das Uebel, was uns Bohnen und die Schnecken verursacht hatten; allein nach einigen Augenblicken machte mir sein Beyspiel Muth; wir giengen, holten Blätter und mit diesen aßen wir das garstige Insekt. Die nächste Stunde vergieng unter einiger Unruhe, allein die Kröte that uns eben nicht mehr Schaden als die Schlangen; wir waren sehr froh, weil wir deren mehrere zu finden hoften.

Am andern Morgen setzte sich der Zimmermann vor, den Körper des Verstorbnen, der uns gleich im Anfange im Wahnwitz verlaßen hatte, ausfündig zu machen. Nach vielem Suchen fand er endlich einen seiner Schuhe auf einem Baume; er rief uns, die wir bey ihm waren, Muth zu, und glaubte, sein Körper würde nicht mehr weit seyn. Auf eine Viertelstunde im Umkreise blieb kein Fleckgen undurchsucht, allein umsonst; diese fehlgeschlagene Hofnung machte uns äusserst niedergeschlagen. Aus dieser Stimmung, die uns nun selten verließ, erfolgte oft Verdruß und Streitigkeiten. Zu einer andern Zeit würden sich die übrigen bemüht haben, sie beyzulegen; allein in dieser schrecklichen Lage wünschte man, daß die Zänker sich erhitzen und einander todt schlagen möchten, damit wir alsdann von ihren Körpern uns erhalten könnten. Allein die Vorsehung verhütete, daß es nicht so weit kam, und alle Zänkereyen endigten sich blos mit Schimpfreden. Wir waren eben eines Tages sehr aufmerksam auf einen von diesen Auftritten, als der Barbier, der noch immer einer der Muntersten unter uns war, kam, und sagte, er habe eine andre Art Blätter entdeckt, die weit angenehmer sey, als diejenigen, deren wir uns bisher bedient hatten. Sie waren schon recht gut roh, wenn man sie aber zusammenwickelte, und unter der Asche backen ließ, waren sie vollends vortreflich. Wir baten ihn deswegen, uns den Ort zu zeigen,

wo

wo man sie treffen könne; dafür behüte mich der Himmel! rief er, da es nur einen einzigen Baum von der Art giebt, so würdet ihr alle zusammen gleich zum erstenmale auch nicht ein Blättgen übrig lassen, und ich hätte alsdann auch nicht mehr als vorher. Da wir hoften, ihn ohne seine Hülfe ausfündig zu machen, so gaben wir uns wenig Mühe ihn zu bereden; allein wir betrogen uns, denn wir konnten den Baum nicht antreffen. Es blieb uns nichts übrig als unser altes Hülfsmittel, die Geduld. Indem ich und mein Freund noch hierüber sprachen, näherten wir uns dem Ufer, und besonders dem Orte, wo der Büffel-Ochse, welchen wir den ersten Tag bey unsrer Ankunft auf der Insel gefunden hatten, lag. Der üble Geruch trieb uns im Anfange einige Schritte zurück, allein der Hunger war zu heftig; einer fragte den andern bald, warum er sich entferne? Laß uns umkehren, sprach ich zu meinem Freunde und uns selbst überwinden. Es war nicht Philosphie die mich zurück brachte, sondern Hunger; ich glaubte, wenn ich das Aas näher betrachtete, doch noch etwas daran zu finden, selbigen zu stillen. Wir betrachteten ihn lange, endlich rief ich lachend: „glaubst du, daß der Geschmack eben so schlimm sey als der Geruch? Beynahe denke ich, daß das Feuer das meiste davon wegnehmen werde? Er glaubte erst nicht daß es mein Ernst sey, als er aber davon überzeugt wurde, sagte er mir so viel, daß ich zur Verstellung genöthigt ward, und that als ob ich diesen Gedanken aufgäbe. Wir giengen weg, und kamen, indem wir Unterhalt suchten, bis an die äuserste Spitze der Insel ohne etwas zu finden, und trösteten einander so gut wir konnten. Allein nachdem alle Gründe erschöpft waren, fühlten wir unser Elend deswegen nicht weniger. Die Nacht brach endlich ein, und wir giengen hungrig zu unsern Leuten zurück, davon einige noch beschäftigt waren, das grosse Feuer zu unterhalten, worauf sie noch ihre ganze Hofnung

setzten; der Capitain war zwar der Einzige, der die übrigen noch dazu antrieb: auch trug er allein so viel Holz, als vier andre nicht zu thun vermögend waren. Dieser Mann war so stark und fleischig, daß man ihm kaum den allgemeinen Mangel ansahe. Als das Feuer groß genug war, nahm jeder seine Abendmahlzeit von Baumblättern ein, und nach dem Gebet versuchte jeder, so gut er konnte, zu schlafen.

Am andern Morgen brachten zwey von der Gesellschaft einen kleinen Leganes, den sie schon halb todt gefunden hatten. Ohne sich darum zu bekümmern, ob seine Krankheit nicht vielleicht ansteckend, oder schädlich sey, gaben sie ihn dem Capitain, denn es war dem allgemeinem Befehle gemäß, alles, was man finden würde, gemeinschaftlich zu theilen. Bis jetzt war er immer noch ziemlich genau beobachtet worden, allein bey dieser Gelegenheit fieng man an von der Strenge nachzulassen, und die Billigkeit ward diesmal nicht so genau beobachtet. Die beyden, welche das Thier gefangen hatten, sagten, es sey zu klein, um in so viele Theile getheilt zu werden, denn jeder würde höchstens ein Stück nicht grösser als eine Nuß bekommen. Dies wenige würde, anstatt den Hunger zu stillen, selbigen vielmehr reitzen; deswegen sollte man nur fünf oder sechs Portionen daraus machen, und sie denen, die dazu vorgeschlagen werden sollten, geben. Unter diesen, die auf diese Art vorgezogen wurden, war einer, dem die so auffallende Ungerechtigkeit misfiel; es war der Chirurgus, und er theilte denen übrigen, die nichts bekommen thatten, großmüthig das, was er hatte, mit. Diese letztern murreten erst nur halb laut, allein ihr Misvergnügen brach bald völlig aus; sie machten dem Capitain sehr kränkende Vorwürfe besonders darüber, daß er, da er zuerst das Gesetz gemacht, auch der erste sey, der es übertrete. Um ihrer los zu werden, ließ er ihnen die Haut des Thieres

reichen,

reichen, die sie auch mit vielem Vergnügen annahmen, obgleich diejenigen, die das Fleisch gegessen hatten, nicht damit zufrieden waren, denn sie rechneten auch auf diese. Als sie eben im Begriff waren selbige zu theilen, fielen die Hungrigsten darüber her, und bemächtigten sich ihrer mit Gewalt; dies verursachte ein Gefecht, welches sich damit endigte, daß diejenigen, die die größten Stücken erhalten hatten, in den Wald liefen um sie dort zu verzehren. Jene aber, die leer ausgegangen waren, suchten nun überall herum, um etwas Speise zu finden; es gelang ihnen endlich, das Uebergebliebne von denen beyden Schlangen, die wir gleich im Anfange gegessen hatten, anzutreffen. Die Eingeweide dieser beyden Thiere, denn mehr hatten wir nicht übrig gelassen, waren ganz blau, verfault und stinkend in so einem Grade geworden, daß man sie nicht anders als mit Abscheu ansehen konnte. Dies schreckte anfänglich die Hungrigsten selbst ab, allein der Ekel dauerte nicht lange, und als man vollends sahe, daß einer ohne üble Folgen davon gegessen hatte, ohne weiter etwas daran zu thun, als sie eine kurze Zeit auf die Kohlen zu legen, so liefen wir um zu sehen, ob er alles weggenommen hätte; eine Million Würmer bedeckte das was noch da war; als wir sie verscheucht hatten, fanden wir, daß das Gerichte ganz blau wie Azur war. Einige riefen, dies sey ein unfehlbares Zeichen von Gift, und sie wollten lieber sterben als davon eßen. Ein andrer rief dagegen, sie verstünden nichts davon, Gift habe keine eigenthümliche Farbe, wodurch man ihn von andern Dingen unterscheiden könnte. Dies sey eine Wirkung der Luft und der Sonnenstrahlen; jedoch ohne weitere Gründe zu suchen, führte er nur folgende an „wie kann dies, wenn es tödtlicher Gift ist, zugleich die Nahrung so vieler tausenden von Würmern seyn? Glaubt mir, fuhr er fort, laßt uns davon eßen, und ich hafte für die Folgen. Mit diesen Worten fiel er über diese heßliche Speise

her.

her. Der Hunger unterstützte seine Beredsamkeit so thätig, daß wir unmöglich die Gelegenheit verabsäumen konnten, ihn zu stillen. Wir theilten also diesen Haufen Unflath redlich, und trugen unsre Portionen an den Ort, wo wir schliefen. Einige von denen, die den meisten Abscheu bezeugt, als der Erste den Versuch gemacht hatte, frugen, ob wir nichts mitgenommen hätten? und, ohne unsre Antwort zu erwarten, liefen sie nach dem Orte, wo es gelegen. Wir rösteten unterdessen unsern Antheil und fanden das Gerichte so vortreflich, daß diejenigen, die es erst verachteten, jetzt ihren Ekel sehr bereueten.

Unter diesen Letztern war auch einer, der eben ein Stückgen von der Haut des Leganes auf den Kohlen liegen hatte; er vergaß dies um an den erwähnten Ort zu laufen; kehrte aber, als er einige Schritte gegangen war, um, und bat einen Andern, auf sein mageres Gerichte Acht zu haben; er kam kurz darauf mit leeren Händen zurück; allein während dieser Zeit hatte jener der Versuchung nicht widerstehn können, und den ihm anvertrauten Schatz verzehrt; sein Freund ward so wüthend, daß er ihn würde umgebracht haben, wenn die übrigen ihn nicht abgehalten hätten. Nachdem dieser Streit geschlichtet war, gieng jeder um etwas aufzusuchen, womit man das Hinunterschlingen der Blätter ein wenig erleichtern könnte, denn allein war es nicht mehr möglich. Ich gieng in einen Morast, wo ich auch so glücklich war eine Menge kleiner Schnecken zu finden; ich füllte alle meine Taschen, selbst die Ermel meines Hemdes, damit an. Die übrige Gesellschaft gieng sogleich auch an den Ort hin, und holten alle die noch da waren; allein dies war nur Nahrung für einen Tag. Ich theilte meinen Theil mit meinem Freunde; diese Schnecken auf Kohlen gebraten waren ein recht gutes Essen. Am andern Tage waren wir beyde so glücklich,

deren

deren an einem anderm Flecke zu treffen; da es schon spät war, steckten wir nur unsre Taschen voll, und begaben uns auf den Rückweg, der zwar eigentlich eben nicht lang war, aber unsre Mattigkeit nöthigte uns sehr langsam zu gehen; wir mußten daher zeitig aufbrechen, wenn wir die übrige Gesellschaft vor Anbruch der Nacht erreichen wollten. Als wir ankamen, sagte der Capitain, was wir mit diesem heßlichen Zeuge anfangen wollten? werft es weg, ich will euch beßre Nahrung schaffen. Er gab uns hierauf eine Menge kleine Fische, wir wickelten sie in Blätter, ließen sie in der Asche braten, und nie hatten wir ein so vortrefliches Gericht gegeßen. Während der Mahlzeit erzehlte er uns, auf welche Art er dazu gekommen war; er hatte nehmlich am Ufer des Meers einen kleinen Graben gemacht, welcher durch die Fluth angefüllet worden, und nachdem sie zurück getreten, hatte er das Waßer mit seinem Hute ausgeschöpft, und diese Fische darinn gefunden. Die Hofnung, daß wir in Zukunft noch öfterer unsern Hunger auf diese Art würden stillen können, erfüllte uns mit der lebhaftesten Freude. Wir versuchten es auch sogleich, allein vergebens, denn in zwanzig Gräben —, die wir wenigstens machten, fiengen wir auch nicht einen einzigen Fisch. Diese fehlgeschlagene Hofnung machte uns wieder äusserst traurig, und mit Mühe konnten wir nur den Gedanken ertragen, wieder allein von Baumblättern, woran wir einen so grossen Ekel hatten, leben zu müssen.

Der Zufall führte mir und meinem Freunde eine Kröte in die Hände; ihr Anblick schon, so ekelhaft er uns zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde, freuete uns. Wir fiengen sie, giengen aber wirthschaftlicher damit um als das erstemal, denn wir nahmen ihre Eingeweyde nicht erst heraus, sondern legten sie ganz, wie sie war, auf die Kohlen, und aßen

sie mit unglaublichem Appetite. Allein das Gericht war zu klein, als daß es uns hätte sättigen können. Eine Viertelstunde darnach fühlten wir wieder den heftigsten Hunger, der mit nichts zu stillen war, als unserm gewöhnlichen Hülfsmittel, den Baumblättern. Des Elends müde beschloß man, aufs neue ein Floß zu bauen, mit dem wir das feste Land erreichen könnten. Der Capitain willigte nur schwer in diesen Entschluß ein; Er stellte uns alle Gefahren, denen wir uns aussetzten, vor, und in welchen aller Wahrscheinlichkeit nach unsre Cammeraden schon umgekommen waren; da wir hingegen hier, wenn wir nur Gedult hätten, dennoch von einem Schiffe, welches vielleicht hier landete, befreyt werden könnten. So triftig diese Gründe auch schienen, so war dennoch das Gefühl unsers gegenwärtigen Unglücks so groß, daß sie keinen Eindruck auf uns machten, und der Capitain mußte endlich halb gezwungen seine Einwilligung dazu geben. Wir hieben also trockne Bäume um, und machten, wie schon vorher geschehn war, aus der Rinde eine Art von Stricken, womit wir sie hernach zusammen banden. Als ohngefehr drey oder vier Stunden mit dieser Arbeit zugebracht worden waren, merkten wir wohl, daß sie zu schwer für vier oder fünf ganz ausgemergelte Körper sey, denn die übrigen griffen nicht mit an. Diese gaben vor, sie wären eben so abgemattet wie wir, und da sie schon diesen nehmlichen Dienst andern ohne Nutzen geleistet hätten, so sey ihnen nunmehr alles gleichgültig, sie bekümmerten sich um nichts mehr auf dieser Welt. Dem ohngeachtet ließen wir nicht nach, und je mehr wir fühlten daß unsre Kräfte abnahmen, um desto mehr eilten wir fertig zu werden. Dem ohngeachtet zweifle ich, daß es zu stande gekommen wäre, wenn nicht endlich noch zwey von den Jüngsten und Stärksten sich zu uns geschlagen hätten. Die Fluth hinderte uns einige Stunden, fortzufahren; während derselben setzten wir uns um ein kleines Feuer

und

und rauchten getrocknete Blätter. Mir fiel bey dieser Gelegenheit ein, daß die Leganes sehr emsig um den todten Büffel her gewesen waren, und daß ich also dort deren vielleicht einige fangen könnte. Dieser Einfall, der mir wie eine Offenbarung vorkam, wurde auch sogleich ins Werk gesetzt, jedoch ich wartete lange umsonst. Ich überlegte unterdessen, daß wenn das Fleisch des Büffels noch ein so gutes Gericht für diese Thiere wären, so könnte es unmöglich so schlecht seyn, als wir uns einbildeten. Kaum war der Gedanke in mir aufgestiegen, so setzte ich ihn ins Werk, schnitt mir ein grosses Stück ab, wo es am wenigsten verfault schien, und gieng zurück zur Gesellschaft. Als man meinen Vorrath sahe, frug mich ieder, woher ich ihn bekommen hätte? ob deßen noch mehr da sey? Wie ich ihnen es sagte, schienen sie ein wenig betroffen, denn bis jetzt hatte noch keiner die Entschlossenheit gehabt; da sie aber sahen, daß ich es seines abscheulichen Geruchs ungeachtet eßen wollte, so liefen viele hin, sich auch davon zu holen. Ehe diese noch zurück kamen, wollte ich meine Portion, die ich auf die Kohlen gelegt hatte, mit einem Stocke aufheben, allein ich fand nichts mehr als eine klebrichte Materie, die zu nichts mehr nütze war.

Diese Erfahrung bewog mich, meinen Cammeraden nachzulaufen und ihnen den Rath zu geben, nur das Magere von dem Aase abzuschneiden. Wir schnitten ungefähr vierzig Pfund herunter, und hingen es an den Bäumen auf, damit es etwas von dem üblem Geruche verlieren sollte. Ein Stück brateten wir sogleich, und vertheilten es; der Geruch davon war so ekelhaft, daß viele glaubten, sie würden sich blos von diesem schon übergeben müssen, jedoch aßen sie es und fanden es erträglich. Da die ganze Gesellschaft nicht an dieser Mahlzeit hatte Antheil nehmen können, so nahmen wir etwas mit an den Versammlungsort, und versteckten das

übrige sorgfältig. Als das, was wir mitgebracht hatten, dem Capitain gezeigt und ihm gesagt wurde, es sey Büffel-Fleisch, gab er zur Antwort, ich habe es schon von weitem gerochen, gebt es wem ihr wollt, ich mag nichts davon. Ich näherte mich ihm, um ihm zu sagen daß es doch eßbar sey, allein kaum öfnete ich den Mund, so versicherte er mir, daß mein Athem eben nicht besser rieche, daß ihm schon übel sey; hiermit entfernte er sich und suchte einen andern Ruheplatz. Die andern waren etwas weniger ekel, und baten, ihnen etwas von diesem Braten mitzutheilen. Die keinen Stücke, die wir ihnen gaben, reitzten ihren Hunger so heftig daß sie wie besessen schienen. Als die Hungrigsten das ihrige verzehrt hatten, wollten sie von dem Antheile der andern haben; diese wollten nichts hergeben, hieraus entstand ein Zank, der üble Folgen hätte haben können. Wir gaben den ersten, um sie zu befriedigen, unsre Portionen, allein auch daran hatten sie nicht genug, und ob es gleich Nacht war, wollten sie dennoch hin wo das Aas lag. Wir stellten ihnen vor, daß Crocodile und andre Raubthiere jetzt an dem Ufer herum giengen; dies machte Eindruck auf sie, allein sie schliefen wenig und beunruhigten uns die ganze Nacht. Einer von ihnen besonders rief im Ausbruche seines Schmerzens aus, er sey überzeugt, daß kein heftigeres Uebel auf Erden sey, als ein solcher Heishunger; und dennoch hatte er auf drey Pfund Büffel Fleisch, und die Hälfte eines ziemlich grossen Fisches, welchen er schon angefressen am Ufer gefunden, gegessen. Dieser letzte war wirklich so groß, daß er im Anfange glaubte sich zwey Tage davon nähren zu können, allein kaum fieng er an ihn zu kosten, so wars nur eine Mahlzeit, und er versicherte, daß er noch viermal so viel essen wollte. Mit Anbruche des Tages giengen einige noch dem todten Büffel und wir nach unserm Floße, um es vollends fertig zu machen.

So elend auch unsre Nahrung am vorigem Tage gewesen war, so hatte sie uns doch weit mehrere Kräfte als die blossen Baumblätter gegeben. Einige Stunden vor Einbruche der Nacht wurden wir fertig, und nun kehrten wir zu der Gesellschaft zurück, die alle sehr beschäftigt waren, ihre Portionen theils am Feuer zu braten theils auszuluften. Da der Capitain hörte, daß das Boot fertig sey, stellte er uns nochmals die ganze Gefahr dieses Unternehmens vor, besonders da wir weder Anker noch Seegel hatten. Man versicherte ihm aber, das gefährlichste für uns sey, auf dieser Insel für Hunger zu sterben, welches unfehlbar erfolgen müßte, wenn das Aas völlig aufgezehrt seyn würde; denen Strömen wollten wir uns blos mit unsern Kräften widersetzen, weil wir doch nichts anders dagegen hätten, und endlich hoften, Fahrzeugen aus Bengalen zu begegnen, die uns aufnähmen. Er wünschte uns, da er sahe, daß wir von unserm Vorsatze nicht abzubringen waren, eine glückliche Reise, und erlaubte noch einem jungen Menschen, der sehr gut portugiesisch verstand, mit zu gehen. Da diese Sprache in den Reichen von Bengalen und Aracan sehr gebräuchlich ist, so hoften wir grossen Nutzen von ihm zu haben. Einer von uns schlug hierauf vor, einen Anker zu machen, und sagte, es gehöre nichts weiter als vier Stücke krumm gewachsnes Holz dazu, die er mit der Rinde von jungen Bäumen so fest zusammenbinden wollte, daß er einige Dienste davon hoffe. Dies mag seyn, gab ich ihm zur Antwort, aber womit willst du es beschweren, daß es zu Boden sinkt? Du weißt, daß in der ganzen Insel auch nicht ein Stein ist. Hieran habe ich schon gedacht, gab er zur Antwort, wir wollen die Ermel von einigen Hemden mit Sand füllen, an dem Anker befestigen und er wird uns gewiß nützlich seyn. Wir fanden dies wahrscheinlich und in weniger als zwey Stunden war es fertig. Allein nun fehlten uns die nöthigen Taue,

jedoch

jedoch zwey von unsern Leuten brachten so viel Epheu und Rinden von jungen Bäumen, daß wir bald ein Seil daraus verfertigten.

Am folgenden Tage giengen unsrer achte auf das Floß, nachdem wir von denen, die zurückblieben, Abschied genommen und ihnen feyerlich versprochen hatten, gewiß zurück zu kommen, wenn wir glücklich wären. Wir erreichten die Landspitze, die dem festen Lande gegen über liegt, bald. Hier begaben wir uns noch einmal ans Land, aßen uns erst satt, und nahmen noch einen reichlichen Vorrath an Blättern mit. Hierauf stießen wir vom Ufer ab, und entfernten uns durch starkes rudern bald weit von der Insel. Im Anfange versuchten wir, dem Strome immer zur Seite zu bleiben, allein als wir weiter kamen, war es unmöglich, seiner Stärke zu widerstehn. Zum Glücke war es still, dies gab uns Gelegenheit, unser Senkbley zu brauchen, welches aus einem Sandsäkgen bestand. Da wir nun merkten, daß der Strom uns zuwider war, liessen wir den Anker fallen. Der Hunger überfiel uns wieder, und wir wurden einig zu eßen, vorher aber machten wir aus, daß die Lebensmittel getheilt werden sollten. Man fieng damit an, daß man nur mäßig aß, allein kaum wurde das Fleisch gekostet, so konnten sich einige nicht enthalten, ihren ganzen Antheil auf einmal zu verzehren: da sie nun nichts mehr als Blätter hatten um sich zu sättigen, so baten sie Gott von ganzem Herzen, daß das Anker Seil reissen möchte um wieder nach der Insel zu kommen. Ihr Gebet ward erhört, es entstand ein Sturm, das Thau riß, die Wellen nahmen unsre Blätter mit, und trieben uns an den Ort, wo wir abgefahren waren, zurück. Zwey der jüngsten wurden zurück gelassen das Floß zu bewahren, da die andern unterdessen ans Land traten. Zuerst giengen wir zu dem Feuer, welches wir dort gelassen hatten,

und

und fanden eine von denen Neger-Weibern dabey, von denen ich schon weiter oben gesprochen habe. So bald sie uns sahe, fiel sie uns zu Füßen und zeigte ihren Körper, der ganz zerfetzt und sehr übel zugerichtet war, wobey sie zu verstehn gab, daß es von ihren Leuten geschehn sey. Sie war ohnedem ein blosses Gerippe von Haut und Knochen, und wir konnten bald sehn, daß sie noch elender war, als wir. Da wir sie nicht verstehn konnten, wiesen wir ihr durch Zeichen, sich wieder mit uns an das Feuer zu setzen, um auszuruhen. Ungefehr eine Stunde drückte uns der Hunger so, daß wir nicht schlafen konnten; hierzu kam noch ein sonderbarer Umstand. Einer aus der Gesellschaft hatte noch ein Stückgen Fleisch aus dem Sturme gerettet, verzehrte es jetzt vor unserm Angesichte, und theilte, so sehr man ihn darum bat, niemand etwas davon mit. Der Geruch desselben konnte nur so vom Hunger getriebne Menschen reitzen, und sonst gewiß keinen Sterblichen. Wir sprangen also auf und suchten Blätter, allein auf welche Art wir es anfingen, so konnten wir sie dennoch nicht hinterschlingen. Das Büffel Fleisch, so schlecht es war, hatte uns schon verwöhnt. Unterdessen hungerte uns so sehr, daß wir wirklich ausser uns waren. Einigen schossen so wilde Blicke aus den Augen, daß es schien als ob sie mit irgend einem bösen Anschlage umgiengen. Andre liefen unaufhörlich hin und her, und schrien: sie litten wie Verdammte. Auf einmal rief einer von diesen letztern, er habe eine Offenbarung gehabt, allein ehe ich sie euch erzehle, fuhr er fort, müßt ihr mir eingestehn, daß es eine ist. Nach einem ziemlich langem Eingange, woraus wir im Anfange nicht klug werden konnten, kam endlich heraus — — daß offenbar die Vorsehung das arme Negerweib zu keiner andern Absicht hierher geführt habe, als daß wir sie schlachten und eßen sollten. Einer, Namens Dobbel, sahe so gleich die Richtigkeit der empfangnen

Eingebung ein, gab dem Erleuchteten Beyfall, und erbot sich, indem er zugleich aufstund, die Stelle des Schlächters zu vertreten; nachdem wir die ekelhaftesten Dinge zur Erhaltung haben eßen müßen, setzte er hinzu, wollen wir doch auch versuchen, da es ohnedem Gotteswille ist, ob uns Menschenfleisch schädlich seyn wird. Ich stellte ihm hierauf vor was mir in der Angst nur einfiel, und zuletzt, daß wir in zwey Stunden wieder zu dem Aase des Büffels würden hingehen können. Es sey nun, daß der letzte Grund Eindruck gemacht hatte, oder daß sie sich wirklich schämten; genug sie stellten sich, als ob sie an den Einfall gar nicht mehr dächten, und suchten einzuschlafen. So bald der Tag anbrach, errinnerten sie mich an die Reise zum Büffel, und nöthigten mich, ihnen den Weg zu zeigen, den ich besser als sie wußte. Die übrigen, die sehr schwach waren, blieben zurück, und versprachen unterdessen ein neues Ankertau zu machen, damit wir, so bald wir das benöthigte Holz fänden, auch einen neuen statt des verlohrnen Ankers verfertigen, und daran hängen könnten.

Kaum waren wir zwanzig Schritte gegangen, als Dobbel umkehrte und denen zurückbleibenden empfahl, die Frau nicht aus den Augen zu lassen, weil er entschlossen sey, im Fall von dem Aase nichts mehr übrig wäre, sie zu eßen. Zum Glück fanden wir noch viel Fleisch an dem Büffel, allein es war so verdorben, daß wir uns kaum nahen konnten; endlich aber schnitten wir dennoch einige Stücke ab, legten sie auf die Kohlen und verzehrten sie halb roh. Während daß wir aßen, kamen zwey von unsern Leuten, die bey dem Capitain geblieben waren; wir sahen bald, daß auch sie ausgiengen Lebensmittel zu suchen. Es misfiel uns, weil wir glaubten sie würden alles mit nehmen, auch war es wirklich ihr Vorsatz, und die Folge zeigte bald, daß sie nicht willens hatten,

ten,

ten, uns das geringste nur übrig zu lassen. Nachdem wir sie eine geraume Zeit beobachtet hatten, giengen wir zu ihnen; da wir sahen, daß von dem Aase nichts als die Knochen noch übrig waren, kamen uns die Thränen in die Augen, und nun machten wir einander selbst Vorwürfe, daß wir so lange angestanden hatten, sie daran zu verhindern. Freylich ist es zu spät, sagte Dobbel, noch von dem Fleische zu bekommen, allein da noch etwas von der Haut übrig ist, so wollen wir uns dessen bemächtigen; zugleich bat er sie, sich nun mit dem, was sie schon hatten, zu begnügen, und uns wenigstens dies zu lassen. Wirklich rief einer von ihnen, die Herrn sind so einfältig nicht, sie wollen uns zwar das ganz verdorbne, verfaulte, Fleisch überlassen, allein die Haut, die immer noch das gesundeste und beste am ganzen Stücke ist, wollen sie für sich behalten. Glaubt ihr, daß wir für euch gearbeitet, daß wir für euch das Aas umgewendet haben, um euch die Mittel zu erleichtern, das Beste davon zu nehmen? Wir wünschen zwar sehr, daß es euch an nichts fehlen möge, allein wir sind uns selbst näher, und wenn es einmal beschlossen ist, daß wir hier verhungern müssen, so versichre ich euch, daß ich entschlossen bin der Letzte zu seyn, an den die Reihe kommt. Die Reden dieses Schwätzers machten unsre Galle, und besonders bey Dobbeln rege: dieser wollte ohne weitere Umstände zu Thätlichkeiten schreiten, jedoch gelang es mir ihn ruhig zu machen. Ich stellte hierauf unsern Gegnern vor, wie unbillig es sey, uns, die wir ganz zu ihrer Gesellschaft gehörten, uns, die wir unser Leben in Gefahr setzten um sie zu retten, so zu behandeln. Allein meine Gründe wurden verachtet; Dobbel rief hierauf, laßt uns auch arbeiten so gut wie sie, wir haben ihrer Erlaubnis so nicht nöthig. Wir zogen hierauf unsre Messer, und bemächtigten uns bald der Haut. Die andern sahen einander einige Zeit an, gleichsam um sich Muth zu machen.

Hierauf

Hierauf frugen sie, ob es billig sey daß sie für uns gearbeitet, hätten, und hierbey hob der eine ein Beil, und der andre sein Messer auf, als ob sie auf uns los gehen wollten. Wir setzten uns in Verfassung uns zu vertheidigen. Nach einigen Reden wurden wir endlich einig, daß sie das, was sie schon hatten, behalten, wir aber das, was noch an dem Gerippe war, haben sollten.

Nachdem wir endlich alles, was noch daran war, beynahe ohne Messer, so groß war schon die Fäulniß, herunter genommen hatten, wuschen wir es verschiednemale in Wasser, brateten einen Theil davon, und hoben das übrige für unsre Cammeraden auf. Hierauf wurden zwey von den unsrigen an den Capitain geschickt, ihn um das Beil zu bitten, welches wir zu Verfertigung eines Ankers sehr nöthig hatten. Er schickte uns dasselbe sogleich, und als wir unsre Arbeit vollendet, wurden viere von uns abgeschickt ihm dafür zu danken. Unterwegs sagte einer von denen zweyen, die das Beil geholt hatten, er habe bey dem erstem Gange des Capitains Wäsche an einem Baume aufgehängt gesehn, und eine grosse Begierde empfunden sich eines Hemdes zu bemächtigen, da er fast nakend sey, allein sie hätten es nicht gewagt, ohne erst unsre Meynung darüber zu wissen. Im Anfange wollten wir unsre Einwilligung nicht dazu geben, allein das dringende Bedürfniß nöthigte uns, die Augen zuzumachen; da aber dieser Diebstal nur bey Nacht geschehn konnte, so erwarteten wir die Nacht, und glücklicher Weise schlief alles, als wir ankamen. Diejenigen, die die Wäsche geholt, sagten uns, daß an dem nehmlichen Orte noch ein starker Vorrath von Büffel Fleisch und Haut sey, und dies auch für uns höchst nothwendig wäre. Lange standen wir bey uns an, denn es war zu fürchten, daß, wenn sie erwachten und uns über der That ertappten, sie sich ihre grössere

Anzahl

Anzahl und beßre Bewaffnung zu nutz machten. Der Hunger überwog alles, wir nahmen einen Theil ihrer Lebensmittel und entfernten uns so geschwind als möglich. Ich war noch nicht weit gegangen, so reuete mich die That; ich war im Begriff zurück zu gehn und meinen Antheil wieder an seinen Ort zu legen, als mir Dobbel vorstellte daß es nun zu spät sey, und ich, wenn sie erwachten, für die übrigen mit gestraft werden würde. Ich ließ mich leicht überzeugen weil mich hungerte. Nachdem wir einige Stunden geschlafen hatten, begaben wir uns auf den Weg zu unsern Gefährten, die wir da wieder fanden, wo wir sie verlassen hatten. Drey von ihnen hatten, seit dem wir von ihnen weg waren, nichts gegessen, sie befanden sich so matt, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnten; der vierte, welcher noch etwas Büffelfleisch übrig hatte, war Unmensch genug, nicht allein in ihrer Gegenwart mit vielem Vergnügen zu eßen, sondern ihnen auch ein Stückgen in der Grösse einer Nuß zu versagen, um ihnen die herben Blätter verschlingen zu helfen. Wir überhäuften ihn mit den Vorwürfen die er verdiente, und es fehlte wenig, wir hätten ihn bey Austheilung unsers Diebstahls eben so behandelt, wie er mit den Gefährten seines Elends umgegangen war; allein das Mitleid behielt die Oberhand.

Es schien uns nun nothwendig, wechselsweise zu wachen, um uns gegen die Ueberfälle derer, die wir bestohlen hatten, zu schützen, und wir schworen einander bis auf den letzten Blutstropfen beyzustehn, im Fall wir angegriffen würden. Als wir uns nach der Negerinn erkundigten, erfuhren wir, daß sie sich so geschickt aus dem Staube gemacht, ohne daß es jemand gemerkt hatte. Wir wünschten ihre Zurückkunft sehr, denn wir wareu nun alle einmüthig entschlossen sie zu schlachten und zu eßen, so mager und abgezehrt sie

auch

auch war. Als es Nacht wurde, ward die Schildwache ausgesetzt und die übrigen sieben legten sich schlafen. Ungefehr nach Verlauf von zwey Stunden sah die Schildwache einen Neger, der einen großen Stock in der Hand hielt, sacht auf sich zu kommen. Als er ihm nahe genug war, schlug ihm die Schildwache so auf den Kopf daß er wie todt hinfiel; wir erwachten über den Lerm, und setzten denen übrigen, die noch bey ihm waren, nach; sie machten ein solches Geräusch, als ob ihrer wenigstens zwanzig gewesen, wie wohl wir bey der hellen Nacht sehn konnten, daß deren nur sieben oder achte waren. Nachdem wir sie einige Zeit verfolgt hatten, kehrten wir zurück und glaubten nun gewiß den Neger todt zu finden, allein er hatte sich wieder erholt und davon gemacht. Wir glaubten gewiß, daß die Frau, die bey uns gewesen war, es angestellt habe, weil bey unserm weggehen nur viere von unsern Cammeraden übrig geblieben, und diese also sehr leicht zu überwinden gewesen wären.

Sobald der Tag anbrach, machten wir alles zu unsrer Abfahrt bereit, allein das Floß war nun so schwer geworden, daß es nicht mehr als sechs Personen tragen konnte. Zwey mußten also zurück bleiben, und das Loos traf die beyden jüngsten; wir versprachen ihnen, wenn wir auf dem festen Lande glücklich ankämen, sie sogleich mit einem Schiffe abzuholen. Wir setzten uns, um die Fluth zu erwarten, um ein kleines Feuer; ungefehr nach einer Stunde hörten wir ein Geschrey; ob wir gleich erschrocken waren, so antworteten wir dennoch darauf, nach einigen Augenblicken sahen wir die eben erwehnten beyde jungen Leute, die wir zurückgelassen, ankommen. Sie waren völlig verwirrt und erzehlten uns mit zittern, daß sie weder den Capitain noch jemand von seinen Leuten angetroffen hätten, ob sie selbige gleich überall gesucht; sie vermutheten also daß sie nicht mehr auf der Insel

wären.

wären. Wir glaubten sie hintergiengen uns, weil wir ihre Abneigung hier zu bleiben kannten, allein sie versicherten es uns mit so viel Aufrichtigkeit, daß man ihnen endlich glaubte. Dies bewog uns, noch den folgenden Tag da zu bleiben, alles selbst zu sehn, und die Insel nicht eher zu verlassen bis wir überzeugt wären, daß der Capitain mit seiner Gesellschaft sich nicht mehr darauf befände. Gegen Mitternacht, als uns die Fluth vortheilhaft war, hoben wir den Anker auf, und wollten an den Ort fahren, wo die trocknen Bäume standen, deren wir einig nöthig hatten um unser Floß grösser zu machen. Nachdem wir wohl eine halbe Stunde schon herum geschommen waren, bemerkten wir, obgleich etwas zu spät daß uns der Strom gegen einen grossen Baum, der schief im Wasser vorwärts lag, und voll breiter starker Aeste war, trieb. So sehr wir uns auch bemühten ihn zu vermeiden, so war es dennoch unmöglich, er warf uns vielmehr mit solcher Heftigkeit darauf, daß einige von uns ins Wasser fielen, andre blieben noch an den Aesten hängen, und ich war der einzige, der sich noch auf dem Floße erhielt. Der Stoß war so heftig, daß jeder glaubte die übrigen wären umgekommen; ich selbst hielt es vor ganz gewiß, als Dobbel wieder hervorkam und die übrigen frug, ob sie noch am Leben wären? nach und nach erholten sie sich und kamen wieder aufs Floß. Sie waren alle, ausser mir, entsetzlich naß, und die kalte Witterung machte es ihnen noch empfindlicher; wir suchten deswegen ans Ufer zu kommen und Feuer zu machen. Allein wir hatten noch eine andre Schwierigkeit zu übersteigen, denn bey dem Stosse hatten wir nicht allein unsern Anker verlohren, und einen Theil des Taues eingebüßt, sondern wir durften auch nicht hoffen, wegen des Stroms, der uns zuwider war, das Ufer zu erreichen. Da wir nicht viel Zeit zu verlieren hatten, so ergriffen zwey von unsern Leuten

das

das Ende des Taues, schwammen an das Ufer und zogen auf diese Art das Floß mit heran.

Es war Mitternacht, wir starben beynahe für Hunger und Kälte und hatten weder Brod noch Feuer. Hierzu kam noch die Unbequemlichkeit, daß wir von dem Orte, wo wir uns jetzt befanden, bis zu dem, wo wir uns des Tags vorher gewärmt hatten, eine gute halbe Stunde zu gehen hatten, und dennoch mußten wir dies, wenn wir uns wärmen wollten; keiner von uns aber hatte Lust einen so langen Weg zu machen. Dobbel, der immer noch den größten Muth unter uns allen gezeigt hatte, nahm noch die beyden jüngsten Männer mit und gieng an den Ort hin, um Feuer zu holen. Während ihrer Abwesenheit unterhielten wir uns von unserm traurigen Schicksale nebst der wenigen Wahrscheinlichkeit, davon befreyt zu werden. Zuletzt fielen wir in ein tiefes Stillschweigen, und ich glaube wir hätten die Nacht nicht überlebt, wenn nicht kurz darauf unsre Gefährten zurück gekommen wären. Das Feuer, welches sie mitbrachten, that uns doppelte Dienste, denn es wärmte nicht allein unsre völlig erstarrten Glieder, sondern es vertrieb auch die Finsterniß, die vermuthlich zu den traurigen Betrachtungen viel beygetragen hatte. Diese armen Leute erzehlten nunmehr, daß sie in der Finsterniß beynahe beständig auf Wurzeln und Dornen gegangen waren; sie hatten sich verirrt, und als sie das Feuer angetroffen, kaum uns wieder finden können; sie waren in Gräben, die voll Wasser waren, gefallen, das Feuer löschte hierdurch aus, und nöthigte sie also wieder zurück zu gehn und andre Brände zu holen; ihre Füsse waren vom gehen und ihre Köpfe vom fallen ganz blutig. Wir trösteten sie so gut wir konnten, und versuchten, nachdem wir am Feuer uns gewärmt hatten, zu schlafen. Am andern Morgen schickten wir zwey von unsern Cammeraden nach dem

Aufent-

Aufenthalte des Capitains, und wir andern beschäftigten uns, einen andern Anker und ein Tau zu machen. Gegen Abend kamen die beyden Abgeschickten zurück und berichteten uns, daß der Capitain mit seinen Leuten nicht mehr auf der Insel sey; sie hatten nichts weiter gefunden als etwas von einem verfaultem Fische, ein Stückgen Büffelshaut, einen Topf und vier Stücken Knoblauch.

Aus diesen Anzeichen schlossen wir, daß sie wirklich fort wären, und schöpften nun einige Hoffnung, daß sie sich unsrer auch erinnern würden. Ferner sagten unsre beyden Abgesandten, daß sie unterwegs ein Grab angetroffen, und der Eine von ihnen habe es, zwar, wie er vorgab, nur aus Neugierde geöfnet, allein die Erzehlung seines Gefährten bewieß, daß er eine große Versuchung gehabt hatte, den todten Körper zu einem Mittel seiner Nahrung zu machen. Sein Freund hatte alle mögliche Gründe anführen müssen, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Wir kochten nunmehr in dem Topfe die Ueberreste des verfaulten Fisches, und eine Menge klein gehackte Blätter. Nach dem Eßen überlegten wir, ob es nun nicht besser sey in der Insel zu bleiben, weil doch wahrscheinlich der Capitain uns würde abholen lassen. Allein diejenigen, die für die Abfahrt stimmten, warfen ein, daß dies nicht allein immer noch ungewiß sey, sondern daß wir auch in dieser Hofnung noch unsern übrigen Vorrath aufzehren, und endlich dennoch mit weit weniger Kräften uns der Gefahr würden aussetzen müssen. Man wurde zuletzt einig, es der Entscheidung des Aeltesten unter uns zu überlassen, und dieser stimmte für die Abfahrt, weil wir noch Kräfte hätten das Floß zu regieren. Den Rest des Tages wendeten wir noch an, das Floß zu vergrössern, und am andern Morgen begaben wir uns, nachdem wir von der Büffelhaut gefrühstückt, und einen grossen Vorrath an Blättern gesammlet, auf dasselbe. Wir hatten aus einem Hemde ein kleines Segel

gel gemacht; ein frischer Wind kam uns zu Hülfe, und in einer halben Stunde kamen wir glücklich durch die Strömung. Der Wind legte sich, und nun ergriffen wir die Ruder. Wir kamen aber nicht weit, ohne die Nothwendigkeit, eßen zu müssen, zu fühlen; deswegen warfen wir den Anker aus, und dieser faßte den Grund so gut, als ob er von Eisen gewesen. Als wir ihn wieder aufgehoben hatten, verlohren wir die Insel bald aus dem Gesichte.

Am andern Morgen sahen wir die beyden Inseln, von denen uns der Capitain gesagt hatte, und seinem Unterrichte gemäß giengen wir so weit, daß wir auch diese aus den Augen verloren. Nach Verlauf von sechs oder sieben Stunden, entdeckten wir endlich das feste Land, welches aber noch weit entfernt war; zugleich aber ward uns auch der Strom zuwider. Wir ließen sogleich den Anker fallen, waren aber in der äusersten Furcht, daß das Seil reissen möchte, denn hierauf beruhete nun unsre ganze Hofnung. In dieser Zeit schlug einer von den hungrigsten vor, die gewöhnliche Portion zu vermehren, da wir das Land im Gesicht hatten; obgleich die übrigen eben so viel vom Hunger litten, so waren sie dennoch weise genug es nicht zu erlauben, weil ein einziger Windstos hinreichend war, uns wieder davon zu entfernen. Am andern Morgen war uns der Wind günstig, und wir naheten uns dem Lande sehr, jedoch konnten wir das Ufer noch nicht erreichen. Wir mußten den Anker noch einmal fallen lassen, und noch eine Nacht, unter grosser Furcht wegen des reissenden Stroms, zubringen. Den folgenden Tag waren wir endlich so glücklich ans Land zu treten. Das Floß ließen wir vor Anker, im Fall wir es noch nöthig hätten. Nachdem wir einige Zeit gegangen waren, fanden wir zwey Wege, den einen an dem Ufer hin, den andern langst dem Fluße Sondiep; wir erwählten den letztern.

Der

Der Hunger, die Kälte und das ausgestandne Elend hatten uns so abgemattet, daß wir kaum dreyßig Schritte gehn konnten, ohne auszuruhen. Wir giengen wohl drey Stunden ohne irgend etwas zu begegnen, welches uns hätte einige Beruhigung geben können; allein endlich sahen wir Bäume, deren Aeste vor kurzer Zeit verschnitten worden waren. Nicht weit davon sahen wir ein Boot, und giengen darauf zu; die Leute darinn kamen uns, so bald sie uns gewahr wurden, entgegen. Sechs von ihnen stiegen ans Land, jeder ein Messer in der Hand; wir erschracken über diesen Anblick, und zeigten ihnen, als sie nahe genug waren, unsre abgezehrten Arme, und einen Ueberrest von der Haut des Büffels. So wenig dessen auch war, so war es dennoch hinreichend die Luft zu vergiften; diese Leute wichen etliche Schritte aus Entsetzen zurück, hielten sich die Nasen zu, und droheten uns mit ihren Messern. Wir zeigten ihnen noch die Blätter, und gaben durch Zeichen zu verstehn, daß dies unsre Nahrung gewesen. Sie schienen uns zu verstehn, schlugen vor Verwundrung an die Brust, und hoben ihre Augen gen Himmel. Wir zeigten ihnen, daß sie uns in ihr Dorf führen sollten, hierzu waren sie auch willig, forderten aber Geld dafür; ich konnte mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit über die wenige Menschenliebe meine Betrachtungen anzustellen, die auch bey einer so traurigen Gelegenheit sich deutlich zeigte. Nach vielem hin und her handeln wurden sie endlich einig, uns für drey Thaler mitzunehmen. Als wir in der Barke waren, forderten wir Speise; sie antworteten, sie könnten ohne Geld uns nichts geben; sie bekamen noch einen Thaler, und dafür gab der Aelteste unter ihnen ungefehr eine Hand voll Reis und eine Pisang-Frucht in der Grösse eines Fingers. Da wir alle mit Begierde die Hände darnach ausstreckten, mochte er Unruhe befürchten, und theilte es deswegen in achtgleiche Theile.

Wir fanden diese Nahrung und besonders den Pisang, der ziemlich wohlschmeckend ist, in Vergleichung mit dem Unflathe, womit wir uns seit einem Monate hatten erhalten müssen, unaussprechlich gut und wohlschmeckend. Als die Indianer merkten daß wir noch Geld hatten, so machten sie sich die Entdeckung zu Nutze, und hörten auf zu rudern, wobey sie uns durch Zeichen zu verstehn gaben, daß wir ihnen nicht genug gegeben hätten, und wenn wir weiter wollten, so müßten sie noch mehr haben. Man gab ihnen einen Thaler, und hierauf bewegten sie ihre Ruder ungefähr zehn oder zwölf mal, hörten dann wieder auf; sie erhielten noch einen, machten es wieder so, und so gieng es immer fort. Es begegneten uns noch zwey Barken, die den nehmlichen Weg mit uns fortsetzten. Wir sahen aus ihren Geberden, daß sie von uns sprachen. Sie stiegen hierauf ans Land, um sich, wie wir glaubten, zu berathschlagen, was sie mit uns anfangen sollten. Sie zehlten das empfangne Geld und betrachteten uns auf eine Art, die wir eben nicht vortheilhaft auslegten. Nachdem wir wohl auf eine Stunde in der Barke gewartet hatten, stiegen einige von uns aus, um sie zu bitten, ihnen frisches Wasser zu zeigen. Als dies die Indianer gewahr wurden, faßte einer von ihnen sie bey den Armen, und nöthigte sie wieder einzusteigen. Dies unhöfliche Betragen machte uns sehr angst. Unterdessen plagte uns der Hunger so heftig, daß wir wünschten, wenn sie sich einmal vorgenommen hätten uns umzubringen, daß sie es bald thun möchten, weil wir den Tod für geringer hielten, als die unerträgliche Pein des Hungers. Nach drey Stunden war endlich die Unterredung geendigt, die andern beyden Barken trenneten sich von uns, und unsre Schiffer gaben uns für einen Thaler einen Topf voll süsses Wasser. Wir trunken alle mit grosser Begierde davon, weil wir seit einem Monate nichts als salziges Wasser getrunken hatten;

der

der Hunger drückte uns auch nicht mehr so heftig, seit dem wir den Magen mit diesem etwas ausgefüllt hatten.

Unsre Führer gaben uns zu verstehn, daß zwanzig unsrer Cammeraden schon im nächsten Dorfe wären; für diese gute Nachricht gaben wir noch einen Thaler. Von diesem Augenblicke an eilten sie, uns zu ihnen zu bringen; als wir im Dorfe ankamen, giengen zwey von unsern Führern mit uns zum Gouverneur. Er empfieng uns sehr höflich, und ließ uns sogleich zu den Gefährten unsers Unglücks bringen, die uns mit taumelnder Freude empfiengen. Ich will hier zugleich die Art erzehlen, wie diese, die schon fünf Tage hier waren, von der Insel befreyet wurden. Als sie bey ihrem Erwachen den Diebstahl bemerkten, den wir an ihnen begangen hatten, so waren sie äusserst betrübt darüber, denn sie glaubten nun durch den Verlust ihrer Lebensmittel dem Verhungern sehr nahe zu seyn. Gegen Abend giengen zwey von ihnen Unterhalt zu suchen an die Spitze der Insel, und hier fanden sie Fischer; sie machten ihnen Zeichen an das Land zu kommen, die jene verstanden. Als sie ankamen, riefen sie unsern Leuten zu, ihre Messer oder irgend eine Art von Gewehr, welches sie bey sich hätten, wegzuwerfen; diese thaten es, und führten sie gleich zum Capitain, der sich mit denen Indianern um eine gewisse Summe verglich, wofür sie ihnen nicht allein Lebensmittel überließen, sondern auch herüber auf das feste Land brachten. So waren auch diejenigen von unsern Cammeraden, die schon vor uns mit einem Floße abgefahren waren, hier angekommen, sie hatten ebenfalls in der hohen See Fischer angetroffen, durch deren Hülfe sie hierher gelangten.

Da wir hier mit Lebensmitteln im Ueberfluße versehn wurden, so würden, der Wahrscheinlichkeit nach, viele von

uns sich todt gegessen haben, denn unser Heißhunger war unaussprechlich, — wir waren nicht zu sättigen; jedoch der Capitain rieth uns, im Anfange am meisten von dem Pisang und Honig zu geniessen, hingegen uns an die schweren und nahrhaften Speisen nur nach und nach zu gewöhnen. Dieser Vorsicht hatten wir es vermuthlich zu verdanken, daß keiner von uns weiter üble Folgen spürte

Nachdem wir einige Zeit ausgeruht, und unsre Kräfte wieder gesammlet hatten, schickte der Gouverneur einige von uns, die Wegweiser erhielten, an die nächste Faktorey der Compagnie, durch deren Vermittlung wir endlich abgeholt wurden.

W — rf.

VII.

Sehr sonderbarer Proceß der Schottländischen Familien Douglas und Hamilton.

Im Jahr 1761. starb der letzte Herzog von Douglas, und hinterließ seine Güther seinem Neffen Archibald Stewart Douglas, wobey er zugleich ein vorhergegangnes Vermächtniß zum Besten der Familie Hamilton widerrufte.

Lady Jane Douglas, Schwester des Herzogs, und Archibalds Mutter war im Jahr 1746. in ihrem Hause nahe bey Edinburgh mit dem Obersten Stewart of Grandtully,

tully, einem Manne von guter Familie, Rufe und Sitten, verheyrathet worden. Er war schon ziemlich alt und Lady Jane auch in ihrem 47 Jahre. Zum Unglücke für das neu verheyrathete Paar hatte der Herzog einigen Widerwillen gegen den Herrn Stewart gefaßt; deswegen waren sie genöthiget, die Heyrath einige Zeit geheim zu halten, weil Lady Jane ganz von ihrem Bruder abhieng. Da sie aber glaubten, daß es dennoch nicht lange verschwiegen bleiben würde, so lange sie sich in Schottland aufhielten, so beschlossen sie nach Frankreich zu gehn. Lady Jane gieng also den 16ten oder 17ten August 1746. in Gesellschaft der Mrs. Helena Hewit, einem Frauenzimmer von guter Geburt, die schon lange bey der Herzoginn ihrer Mutter gewesen war, und zweyen Kammermädchen, Isabella Walker, nunmehr verheyratheten Glass und Essy Caw von Drumseugh bey Edinburgh, sechs Tage nach ihrer Heyrath weg; in Huntingdon in England traf sie ihren Mann an, welcher, um das Geheimniß besser zu verbergen, in Schottland sich gestellt hatte, als wenn er völlig abgeneigt wäre sie zu begleiten. Den folgenden Winter brachten sie in Utrecht und Haag zu, und giengen zu Ende des Aprils 1747. nach Aachen, wo sie auch bis zum ersten Juni 1748. blieben. Während dieser Zeit lebten sie als verheyrathete Leute, jedoch mit so vieler Behutsamkeit, daß ihre Verbindung nicht öffentlich bekannt wurde; denn die nehmlichen Ursachen, weswegen sie ihr Vaterland verließen, waren immer noch da. Allein als sich Lady Jane gegen das Ende des Jahres 1747. schwanger befand, nöthigte sie dies, andre Maaßregeln zu ergreifen. Die Heyrath konnte nun nicht mehr verborgen bleiben, und die Dame glaubte, daß ihr Bruder, nachdem die Sachen diese Wendung genommen hatten, leicht auszusöhnen seyn würde; sie schrieb deswegen an den Lord Crawford, der sich bey der Armee befand, und bat ihn, den Herzog davon zu benach-

richti-

richtigen. Unterdessen freueten sich ihre Freunde zu Aachen über den glücklichen Fortgang ihrer Schwangerschaft; unter diesen waren, Lady Wigton, Miß Primrose, Mistris Greig, Herr und Frau Hepburn von Keith und Mistris Hewit, die alle jedes insbesondre aussagten, daß Lady Jane völlig das Ansehn einer schwangern Frau gehabt habe.

Diese Zeugen sind in ihren Aussagen sehr bestimmt, sie führen, unter andern Ursachen, ihre starken Brüste und dicken Leib an, da sie doch gewöhnlich sehr schlank war, und beynahe gar keine Brüste hatte. Besonders erwehnen Mistris Hewit und Isabella Walker, die sie gewöhnlich anzogen, dieses Grundes; und Mistris Hepbrun sagt noch ausdrücklich, daß als sie eines Morgens von ohngefehr in das Zimmer der Lady Jane trat, als sie sich eben anzog, habe sie ihre blosse Brust gesehn, und schon damals ihre Verwundrung drüber bezeugt, und daß nur eine Schwangerschaft diese Veränderung habe hervorbringen können.

Herr Stewart begab sich, weil er Aachen nicht für recht bequem hielt, mit seiner Gesellschaft nach Frankreich. Sie giengen nach Lüttich, von da nach Rheims, und von hier nach Paris, wo sie am 4ten Juli 1748. ankamen, und stiegen im Hotel de Chalons, Strasse St. Martin, ab. Hier blieben sie bis zum 7ten Juli, wo die Dame Zeichen ihrer Niederkunft bemerkte, und da ein öffentliches Wirthshaus hierzu eben nicht geschickt war, so bezog sie das Haus einer Madame la Brun, in einem Theile der Vorstadt, wo sie am 10ten Juli, durch die Hülfe eines Accoucheurs, Namens Pierre la Marre, eines Bekannten der Madame la Brun, von zwey Söhnen entbunden wurde; der älteste davon war gesund und stark, allein der jüngere kränklich und schwach.

Frau

Frau Hewit sagt ausdrücklich, „daß Lady Jane am 10ten Juli von zwey Söhnen entbunden, daß sie dabey gegenwärtig gewesen, und die beyden Kinder nach der Geburt sogleich in ihren Schoos gelegt worden.

Es scheint, daß sie ohngefehr noch zehn Tage nach der Niederkunft in diesem Hause geblieben sind, es aber wegen der Wanzen zu verlassen genöthigt waren; sie begaben sich deswegen in das Hotel d' Anjou, Strasse Serpente, Fauxburg St. Germain; die Wirthsleute daselbst hiessen Herr und Madame Michelle, woselbst Lady Jane noch einige Zeit lag, bis sie ihre Kräfte wieder erlangt hatte. Wir müssen hier noch anmerken, daß das jüngste von denen Kindern, seiner Schwäche wegen, gleich dem Geburtshelfer übergeben wurde, um es auf dem Lande erziehen zu lassen. Der andre von den Söhnen aber, der sich wohl befand, blieb bey seiner Mutter. In Michell's Hause erholte sie sich täglich, sie that öfters kleine Reisen nach Dammartin, einem Dorfe, sieben französische Meilen von Paris, wozu ihr der Accoucheur wegen der Veränderung der Luft gerathen hatte; als sie vierzehn Tage hier gewesen waren, giengen sie nach Rheims, und nahmen den ältesten Sohn mit. Kurz vorher, ehe sie Paris verließen, hatte Sir John Stewart sowohl seinen als der Lady Jane Freunden in Frankreich und in Großbrittanien seiner Gemahlin Niederkunft gemeldet. Diese Briefe sind größtentheils vom 22ten Juli, zwölf Tage nach der Niederkunft, datirt. Sie selbst schrieb einen zweyten Brief, so bald sie wieder hergestellt war, an den Herzog ihren Bruder, worinn sie ihn um seine Freundschaft für sich und ihre Kinder bat. Wahrscheinlich würde der Herzog durch dieselben und die Vorstellung des Lords Crawford's bewogen worden seyn, einer geliebten

Schwester

Schwester sehr leicht zu verzeihen, wenn er nicht schon gegen sie eingenommen gewesen wäre.

Da die Familie Hamilton die nächsten Erben des Herzogs von Douglas waren, so verursachte die Nachricht von der Niederkunft der Lady Jane große Unruhe bey ihnen, weil sie hierdurch die Hofnung auf so grosse Reichthümer aufgeben mußten. Es wurde ein Gerücht ausgestreut, daß Lady Jane, aus Haß gegen die Hamiltons, fremde Kinder untergeschoben habe, — daß die ihrigen in den Straßen von Paris aufgelesen worden, und sie in dieser Absicht mit dem Herrn Stewart ausser Landes gegangen, um solche fremde und untergeschobéne Zweige in die Familie der Douglas zu pfropfen. Der Stoltz des Herzogs ward hierdurch aufs äusserste beleidigt; er beschloß, seine Schwester nie wieder zu sehen, und ihr seinen Zorn deutlich fühlen zu lassen; zugleich machte er ein Testament zum besten der Familie Hamilton, worinn die Kinder seiner Schwester völlig ausgeschlossen waren.

Wir wollen wieder zu dem Herrn Stewart zurück gehen, der eben im August 1748. zu Rheims von Paris mit seiner Gesellschaft angekommen war. Ungefehr drey Wochen nach ihrer Ankunft ward der älteste Sohn, welches eigentlich derjenige ist, der mit dem Hause Hamilton den Proceß führte, und hier das, was ich bis jetzt anführe, zu seiner Rechtfertigung angiebt, öffentlich getauft, als er ungefehr zwey Monate alt war. Seine Pathen waren Lord Blantgre, Baronet Macilicoat nebst noch einigen andern. Der Auszug aus dem Taufregister, der sich bey den Proceß Acten findet, ist vom 22ten September 1748. datirt.

Nach

Nach der Aussage der Mistris Hewit, befand sich Lady Jane ungefehr einem Monat nach der Taufe wieder schwanger; allein nachdem sie drey Monate in dieser Verfassung gewesen, that sie auf einem Spaziergange einen Fehltritt, und gleich den darauf folgenden Tag hatte sie in dem Hause der Madame Maqette, wo sie damals wohnte, eine unzeitige Niederkunft. Dieser Zufall wird von mehreren Zeugen bestätiget, die alle in den Hauptumständen mit Mistris Hewit übereinkommen.

Da die Gegenwart der beyden Eheleute in England wieder nothwendig wurde, so reisten sie im November 1749. erst wieder nach Paris, um ihren jüngsten Sohn Sholto, der nun sechszehn Monate alt, und durch die Vorsorge des Geburtshelfers in bessern Gesundheits-Umständen war, abzuholen. Sie blieben nur einige Tage hier, giengen von da wieder nach Rheims und endlich nach London, wo sie kurz vor Weynachten ankamen.

Die erste Folge von des Herzogs Zorn gegen seine Schwester war der Verlust der Pension von 300 Pfund Sterl. die sie jährlich von ihm erhielt; dies geschahe ungefehr ein halbes Jahr nach der Geburt ihrer beyden Söhne. Da sie völlig von dem Herzoge abhieng, so würde sie und ihre Familie Mangel an den nothwendigsten Dingen des Lebens gelitten haben, wenn nicht Lord Morten, der von dem unglücklichen Misverständniße mit ihrem Bruder unterrichtet war, ihr 350 Pfund Sterl. zugeschickt hätte. Der Mangel, den diese Dame während zwey Jahren und zehn Monaten, die sie sich in London aufhielt, ausgestanden, übertrift alle Beschreibung. Sie wußte, daß ihre Feinde ihren Nahmen angegriffen hatten, — sie war überzeugt, daß nur durch sie ihr Bruder von ihr war abwendig gemacht

worden,

worden, — allein wie sollte sie ihn von ihrer Unschuld überführen? — er war unerbittlich und ließ sie nicht vor sich. Um ihr Unglück aufs höchste zu bringen, kam Herr Stewart wegen einiger Schulden ins Gefängniß; man kann sich ungefehr einem Begrif von dem machen, was eine Frau von ihrer Geburt, Erziehung und Denkungsart in einer solchen Lage fühlen mußte. Zu dieser Zeit schrieb sie einen pathetischen Brief an ihren Bruder, der aber ohne Wirkung blieb; sie lebte nicht lange mehr darnach, und der Herzog starb auch kurze Zeit darauf, bereuete aber noch vorher seine Härte gegen seine Schwester, widerrief das Testament, welches er zum Nutzen der Hamiltons gemacht hatte, und setzte dafür seinen Neffen Douglas an deren Stelle zum Erben ein,

(Alles dies ist aus der Rechtfertigung des Herrn Douglas genommen.)

Man hätte nunmehr glauben sollen, daß er seines Titels und seiner Rechte ohne Widerspruch genißen würde; allein die Vormünder des Herzogs von Hamilton betrachteten die Sache in einem anderm Gesichtspunkte, und beschlossen aus Eifer für ihren Unmündigen, diejenigen Gerüchte, die sich im Anfange wegen der unrechtmäßigen Geburth ihrer Gegenparthey ausgebreitet hatten, genauer zu untersuchen. Sie schickten deswegen einen gewissen Herrn Andreas Stewart heimlich nach Paris. Da die Namen La Brun und Pierre la Marre, der eine als der Wirthin, wo die Dame niedergekommen seyn sollte, und der andre als der Name des Accoucheurs, der ihr dabey behülflich gewesen, deutlich angegeben waren, so wendete dieser Herr seine ersten Bemühungen dazu an, diese Personen ausfündig zu machen; er nahm sogar hierbey die Polizey zu Hülfe; dem ungeachtet waren seine Versuche fruchtlos, und da die französische

Polizey

Polizey den Ruhm einer grossen Genauigkeit hat, und dennoch nichts finden konnte, so fiel der Schluß da hinaus, daß La Brun und La Marre ein paar Personen wären, die nur in der Idee existiret hätten. Als Herr Stewart zu Paris keinen Anlaß zu weitern Untersuchungen mehr fand, gieng er nach Rheims, Aix, Sedan, und alle Oerter, wo die Lady Jane während ihrer Schwangerschaft, und kurz vor ihrer Ankunft zu Paris im Juli 1748. gewesen war. Indem er die Register auf den Postämtern nachschlug, entdeckte er die Namen einiger Leute, die verschiedne Stationen auf der Reise von Aix nach Paris, mit ihr gereist waren. Er fand einige von diesen Personen, und hörte von ihnen, daß Lady Jane auch nicht ein Zeichen von einer Schwangerschaft an sich gehabt habe. Dies nun macht die Zeugnisse der vorhergemeldeten Personen zweifelhaft.

Als er eben mit einem Herrn zu Rheims über die Absicht seiner Reise und die ganze Sache sprach, erfuhr er von demselben, daß ihm der Pfarrer von St. Laurent zu Paris die Geschichte eines gewissen Sanry, welchem man ein Kind entführt, die mit verschiednen Umständen hier übereinzukommen schiene, erzehlt habe. Stewart ließ sich sogleich eine Addresse an diesen Geistlichen geben, reiste nach Paris und erhielt nun aus dem Munde des letztern die nehmlichen Nachrichten. Diese Geschichte schien ihm völlig mit des Sir John Stewarts zweyter Reise nach Paris im November 1749. in Verbindung zu stehn, wo dieser letzte seinen Sohn Sholto von dem Orte, wo er zur Erziehung gewesen seyn sollte, abgeholt zu haben vorgab. Es war deswegen nun hohe Zeit, den Proceß anzufangen; er schrieb sogleich seine gemachten Entdeckungen nach Schottland, und verlangte, daß man den Anfang mit einer Klage machen sollte.

Zu Paris fuhr er mit der größten Thätigkeit fort; durch seine Bemühungen war ein Moritorium an allen Gassen in Paris angeschlagen, und von allen Kanzeln verlesen worden, worinn bekant gemacht war, daß gewisse Personen, deren Figur, Alter, und andre Umstände genau beschrieben wurden, im Jahre 1748. einen Knaben, zu Paris in dem nehmlichen Jahre gebohren, entführt hätten, und jedermann, dem einige Umstände von dieser Sache bekannt wären, wurde ermahnt, es seinem Pfarrer zu entdecken. Hierdurch wurde auch wirklich eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Ein Glasschleifer Nahmens Mignon zeigte seinem Pfarrer an, daß im Juli 1748. ungefehr in der Mitte des Monats ein Herr und eine Dame, die der Beschreibung des Sir John und Lady Jane nach dem Monitorium sehr ähnlich waren, einen Sohn von ihm unter dem Vorwande weggeführt hätten, daß eben der neugebohrne Sohn einer vornehmen Dame gestorben sey, ohne daß sie etwas davon wisse; man sey genöthigt, es noch einige Zeit vor ihr geheim zu halten, weil sie krank sey; und dies könnte nicht anders geschehen, als wenn man ein fremdes Kind für ihr eignes ausgebe. Er habe es mit der Bedingung bewilligt, daß man ihm seinen Sohn bald zurück schicken sollte, welches sie ihm auch versprochen, allein seit dieser Zeit habe er weder den Herrn, die Dame, noch das Kind wieder gesehen. Zu gleicher Zeit wurden die Aussagen verschiedner Zeugen angeführt, die Mignon's Kind gekannt hatten, oder sonst um die Entführung im Jahr 1748. wußten; diese Zeugnisse wurden an das Gericht übergeben, und dienten als starke Beweise in der Sache gegen Sir John und Mrs. Hewit.

Die Erzehlung von den Entdeckungen des Herrn Andreas Stewart's in Frankreich hat uns abgehalten, an gehörigem Orte anzuzeigen, daß die Hamiltons sogleich beym

Anfange

Anfange der Untersuchung denen Lords eine Bittschrift überreichten, in welcher sie vorstellten, Sir John mache sich fertig, das Land zu verlassen; da aber seine Aussage wegen Lady Janes Entbindung von Wichtigkeit war, so baten sie, daß er vor Gericht vernommen, und seine Aussage so lange versiegelt aufgehoben werden möchte, bis man mehrere Beweise ausfinden könne. Er wurde hierauf im Jahre 1762. im December, drey Tage nach einander, examinirt. Eben zu der Zeit war er von einer gefährlichen Krankheit genesen, wodurch sein Gedächtniß, welches ohnedem nicht das beste war, noch mehr gelitten hatte: Dies sagte er auch gleich den Lords, und setzte hinzu, er hoffe, daß sie nicht jede kleine Unrichtigkeit, wozu sein Mangel an Gedächtniß, Alter, Schwäche, oder die Länge der Zeit ihn verleiten könne, gegen ihn wenden würden. Seine Aussage, die nach der Zeit mit zu den Beweisen gezogen wurde, ist sich in den Hauptpunkten gleich und übereinstimmend; hingegen in weniger wichtigen Stücken, als die Wartfrauen der Kinder betrefend, oft sich selbst und der Aussage der Mistris Hewit widersprechend.

Sir John überlebte diese gerichtliche Untersuchung nicht lange. Ehe er starb, schrieb er noch eine Erklärung, die gehörig authorisirt war, worinn er Gott zum Zeugen anruft, daß der Beklagte sein und Lady Jane's Sohn sey.

Wir haben noch einen wichtigen Umstand für den Beklagten anzuführen. — Während der Untersuchungen zu Paris, entdeckten die Bevollmächtigten ein Haus in einem entlegenem Theile der Vorstadt, wo eine Madame la Brun, die mit der von Sir John und Lady Jane gegebnen Beschreibung übereinkam, gewohnt hatte; desgleichen haben sie durch das Zeugniß eines gewißen Menager, Wundarzt beym

Prinzen

Prinzen von Turenne, und andrer mehr, bewiesen, daß 1748. wirklich zu Paris ein Geburtshelfer mit Namen Pierre la Marre gewesen, und daß er 1748. im Monat Juli eine ausländische vornehme Dame, in dem Hause einer Madame la Brun, von zwey Knaben entbunden habe, wovon der Aelteste mit seiner Mutter nach Rheims gegangen, der Jüngste hingegen von ihm in die Kost gethan worden sey. Die Amme dieses letztern Sohnes Sholto ist ebenfalls zu Hauteborne ausfündig gemacht worden.

Diese Sache ward zuletzt am 7ten Juli 1767. in Schottland untersucht, und nach langen Debatten fiel die Entscheidung endlich zum Vortheile der Familie Hamilton aus.

W — rs.

VIII. Vollstän-



VIII.

Vollständiges und nach dem Inhalt der Materien in Rubriken abgetheiltes Verzeichniß des dritten Jahrganges.

I. Historisch-litterarische Abhandlungen.

und

II. Litterarische Aufsätze vermischten Inhalts.

Wolfgang,

rühmten

III. Reisen.

eines

V. Erzäh-

V. Erzählungen und Anecdoten.

VI Gedichte.

2500,- (Bd. 1-9)
14.8.84

